Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximilianspfatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping)
29 Kaufingerstraße 29.

Fr. 1896. 2000.

Barbara Blomberg.

Zweiter Band.

Barbara Blomberg.

Historischer Roman

von

Georg Ebers.

Sechste Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1897.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Durch den Sturm, der ihr wirbelnde Staubmassen und einzelne Regentropfen ins Gesicht peitschte, langte Barbara vor dem Prebrunner Schlößchen an.

Die Marquise war der Sänfte noch nicht entstiegen.

Zwei Fackeln hatte der Wind verlöscht. Der eine Träger schritt Barbara mit der seinen voran, und der Sturm trieb die qualmende Flamme zur Seite. Bevor sie aber das Thor erreicht hatte, trat ihr ein Mann, der hinter der alten Ulme am Wege verborgen gewesen war, entgegen. Da schrak sie zusammen, und als er sie bei Namen rief, erkannte sie in ihm den jungen Wittenberger Magister Erasmus Eckhart. Aufrichtig entrüstet, befahl sie ihm, sich sofort zu entfernen, doch schon ihre ersten Worte wurden durch die kreischende Stimme der Marquise unterbrochen, die nunmehr der Sänfte entstiegen war und mit lautem Gezeter dem Hausmeister befahl, den Einbrecher festzuhalten.

Erasmus vertraute indessen seiner Kraft und Behendigkeit und flehte, statt schnell das Weite zu suchen, Barbara an, ihm nur für einen Augenblick Gehör zu schenken. Erst als auch sie, weit entfernt, sich erweichen zu lassen, ihm drohte, versuchte er, zu entfliehen; doch standen ihm

beide Sänften im Wege, und als er sie glücklich umgangen, hielt der Gärtner, der plötzlich aus dem Dunkel hervortrat, ihn fest. Aber der starke junge Mann wußte sich zu wehren, und schon hatte er sich von dem Angreifer befreit, als er von anderen Bediensteten ergriffen wurde.

Durch das Sausen des Sturmes scholl jetzt das Gekreisch der Marquise, das „Haltet den Dieb!" der Männer und die Beteuerungen des Magisters, er sei kein Räuber, sowie seine Berufung auf die Jungfrau Blombergin, die ihn kenne.

Barbara bestätigte nun, daß er guter Leute Kind und keinenfalls hieher gekommen sei, um sich an fremdem Eigentum zu vergreifen; die Marquise aber bestand, obwohl sie den späten Besuch dieses ansehnlichen jungen Herrn richtig deutete, mit heftiger Dringlichkeit auf seiner Verhaftung. Den Vorstellungen Barbaras begegnete sie mit bitterem Hohn, und da auch Cassian, der Diener des Almoseniers, erschien und versicherte, diesen Bösewicht schon mehr als einmal auf Diebeswegen in der Nähe des Hauses ertappt zu haben und nur zu so später Stunde hier zu sein, weil seine liebe Braut sich in Abwesenheit der Herrin vor dem Räuber und seinen Genossen fürchte, blieben Barbaras Bitten und Befehle ungehört, und man band Erasmus die Hände.

Nach und nach zog der Lärm draußen die meisten Bewohner des Schlößchens und auch die Lerchin ins Freie. Endlich traten noch einige Trabanten, die vom Lindenplatze kamen und das Geschrei im Garten des Herrn Fürstpropstes hörten, näher, erhoben Anspruch auf den Gefangenen, und führten ihn in das Prebrunner Gefängnis.

Kaum aber war Erasmus abgeführt worden, als auch die Geistlichen des Hauses erschienen und sich Bericht erstatten ließen. Dabei erwies es sich denn, daß Barbaras Vorsicht, Erasmus nicht bei Namen zu nennen, vergebens gewesen war; denn Cassian hatte ihn wiedererkannt und teilte den Geistlichen mit, was er wußte. Nun machte der Hauskaplan geltend, das Schlößchen und der Garten wären als Besitztum des Fürstabtes von Berchtesgaden geistliches Gebiet, und überließ es dem Dominikaner, den der Almosenier hier eingeführt hatte, weiter über das Schicksal des Einbrechers zu verfügen. Mochte er jetzt in weltlichem Gewahrsam verbleiben. Morgen in aller Frühe sollte er zu den spanischen Dominikanern übergeführt werden, die mit dem Kaiser gekommen waren, und von denen man größere Strenge als von den Regensburgern zu erwarten hatte, bei denen die klösterliche Zucht schweren Schaden gelitten.

Inzwischen hatte der Wind sich gelegt, und das Gewitter mit Donner, Blitz und strömendem Regen war ausgebrochen. Geistliche und Laien zogen sich in das Haus zurück, auch Barbara und die Marquise. Diese hatte sich nur so lange dem Sturm und Regen ausgesetzt, um die Notwendigkeit zu betonen, den ketzerischen Nachtvogel den spanischen Dominikanern morgen in aller Frühe zu überantworten und um Barbara zu zeigen, daß sie die Bedeutung der Vorgänge unter den Linden nicht übersehen. Mit einem häßlichen Gemisch von Zärtlichkeit und Schadenfreude wünschte sie Barbara Glück zu dem Beifall, den sie als Gagliardentänzerin gefunden, zu der Bevorzugung, die sie von seiten des Herzogs von Sachsen genossen, und zu der Verhaftung des gefährlichen

Einbrechers, die auch Seiner Majestät zur Genugthuung gereichen würde.

Damit trippelte die alte Dame hüstelnd die Treppe hinauf; Barbara aber wandte ihr, ohne diese Ansprache, deren Zweck sie wohl erfaßte, einer Antwort zu würdigen, den Rücken und begab sich in ihr Gemach.

Sie hatte keine Gegengabe verlangt, als sie das teure Andenken des Geliebten hingab, um den Sohn dieser Elenden und sein Kind zu retten; daß ihr aber diese gute That so schmählich gelohnt wurde, fügte zu den anderen Kränkungen, die dieser Tag ihr gebracht, einen brennenden Schmerz. — Was war doch die Undankbarkeit für ein schändliches Laster! Keines konnte der ewigen Gerechtigkeit gleich verhaßt sein; denn — sie erfuhr es jetzt an sich selbst — der Undank vergalt das Gute mit Bösem statt mit Gutem und lähmte dem enttäuschten Wohlthäter den Willen, eine neue, großmütige That zu verrichten.

Als sie ihr Schlafzimmer betrat, war der Mut, den sie unterwegs gefaßt und die Hoffnung, der sie sich neu ergeben hatte, wie von einem Windstoße zerstreut und verweht. Dazu konnte sie sich nicht verhehlen, daß sie an ihrem scheiternden Lebensschiffe mit eigener Hand die Nägel aus den Planken gezogen.

War es nicht, als hätte sie geflissentlich gerade das gethan, was sie am bestimmtesten hätte unterlassen sollen? Daß sie den Stern verkauft, war nur eine verhängnisvolle Schwäche gewesen; aber der Tanz, der unglückselige Tanz! Nicht einmal, mehrmals hatte Karl deutlich genug kundgegeben, wie widerwärtig es ihm war, auch nur von ihm reden zu hören. Als wär' es ihr darum zu thun gewesen, seine Gunst zu verscherzen, hatte sie gehandelt.

Und warum, um Gottes willen, warum?

Um seine Eifersucht zu erwecken?

Thörin, die sie war!

Diese Pflanze faßte nur in einem von Liebe erfüllten Herzen Wurzel.

Und das seine?

Weil sie wahrgenommen, daß die Minne in ihm erlosch, hatte sie diese unselige Leidenschaft in ihm erweckt. War das nicht gewesen, als hätte sie erwartet, eine Wasserlilie im Wüstensand zur Blüte zu bringen?

Freilich hatte sie auch noch etwas anderes zu dieser unsinnigen Handlungsweise gezwungen. Sie wußte es nicht zu benennen, doch war es nur zu möglich, daß es trotz der Erfahrungen von vorhin morgen wieder Macht über sie gewann.

Befremdet über sich selbst, schlug sie sich mit der Hand vor die Stirn, und wie die Lerchin, die ihr eben das nasse Haar auskämmte, dies gewahrte, schluchzte sie laut auf und rief: „Der arme, arme, junge Herr, und die Hiltners, denen er lieb ist wie der eigene Sohn. Solch ein schreckliches Unglück! Und ich alte Närrin! Als er zum erstenmal Einlaß zu Euch begehrte, um Euch die Tabulatur zu weisen und Ihr ihn nicht vorlassen wolltet, redete ich Euch noch zu, ihm den Gefallen zu thun. Da ist es ihm denn wie den anderen gegangen, denen Ihr mit dem Gesange die Köpfe verdreht. Jesus Maria! Wenn die Hiltners erfahren, daß Ihr und ich ihn binden ließen, ohne rechten Einspruch zu erheben. Mich — ja glaubt es nur! — mich trifft es am schwersten; denn die Frau Doktorin und auch die Jungfrau Martina, zu meinen besten Kunden zählen sie, seit das Mädchen zum Tanz

geht. Jetzt werden sie sagen: Die Lerchin, die doch sonst ein braves Weiblein war, ließ das junge Blut im Stich, als es ihm ans Leben gehen sollte; denn zu den spanischen Dominikanern bringen sie ihn. Das sind die von der heiligen Inquisition, für die der Scheiterhaufen ist, was bei uns ein paar Tage im Loche."

Hier unterbrach Barbara sie mit der abweisenden Bemerkung, Erasmus sei keines Vergehens zu überführen, und in Regensburg habe die heilige Inquisition nichts zu sagen.

Die Lerchin aber wußte es besser. — Das treffe wohl zu für die Abwesenheit des Kaisers; nun aber Seine Majestät in der Stadt Aufenthalt genommen, stände es anders. Auf geistlichem Boden sei Erasmus gefangen genommen worden, der Herr Kaplan habe befohlen, ihn morgen früh den Spaniern zu überantworten, und bevor der Herr Syndikus Einspruch erheben könne, sei ihm der Strick schon gedreht; denn bei diesen Herren stünde der Henker dicht neben dem Richter. Zudem hätte sie von einer Schrift vernommen, die der Magister gegen den Papst zu Rom habe ausgehen lassen und die bei der Geistlichkeit großes Aergernis bereitet. Wenn er darum in der Hand der Dominikaner bliebe, sei er so sicher verloren, wie sie selig zu werden wünsche. Wäre er nur im Gewahrsam der Stadt, dann ließe sich freilich Besseres hoffen . . .

Hier stockte sie und ließ aufkreischend den Kamm fallen; denn das Gewitter stand nunmehr über der Stadt, und ein lauter Donnerschlag, der dem Blitze auf dem Fuße folgte, erschütterte das Haus; — Barbara achtete dagegen nur wenig des blendenden Lichtes und der klirrenden Scheiben.

Totenblaß hatte sie sich erhoben. Sie wußte, wie harte Urteile von dem Inquisitionsrate ausgehen konnten, und der Gedanke, den Hiltners sollte durch sie, der sie so viel Gutes erwiesen, der größte Schmerz angethan werden, schien ihr unerträglich. Auch was sie sich soeben über den Undank gesagt, kam ihr wieder in den Sinn.

Und dann: Inquisition und Folter waren zwei schwer von einander zu trennende Begriffe. Was konnte dem Angeklagten durch die Tortur nicht alles abgepreßt werden! In jedem Falle würde der Verdacht des Almoseniers neue Nahrung erhalten, und mehr als einmal hatte der Geliebte ihr gesagt, wie widerwärtig ihm namentlich die Frauen wären, die sich mit ihrem kurzen Verstande über die ewigen Wahrheiten der heiligen Kirche stellten. Und die Eifersucht, die sie Thörin in dem Geliebten hatte erwecken wollen, wie reiche Nahrung empfing sie durch die Vorgänge bei ihrer Heimkehr vom Festplatz!

Aber selbst diese schweren Befürchtungen wurden von dem Gedanken an die Hiltnerschen Frauen in den Schatten gedrängt. Wie gerechten Sinnes hatte die Gattin des Syndikus im Konvivium ihre Sache zu der eigenen gemacht, wie rührend war das Bestreben Martinas gewesen, ihr nahe zu kommen, und wie schlecht hatte sie ihr heute wieder ihre treue Neigung vergolten! — Diesen guten Menschen war Erasmus lieb wie ein teurer Sohn, und der Vorwurf der Lerchin, sie sei nur lau für ihn eingetreten, entbehrte nicht des Grundes. Morgen schon würden die Menschen, die ihr trotz ihres anderen Glaubens am gütigsten unter allen Regensburgern begegnet waren, dies hören und den Stab über sie brechen. Das durfte nicht sein! Sie wollte nicht, daß sie ihrer gedachten

wie sie der schändlichen alten Frau, deren Schritte sie noch über sich hörte.

Hier durfte sie nicht müßig bleiben, und was ihr heißes Blut so leidenschaftlich forderte, das mußte ausgeführt werden, wenn sich auch die Vernunft und die in lautem Aufruhr tobende Natur dagegen sträubten.

Eben hatte die Lerchin die Ordnung ihres Haares vollendet und ihr das Nachttuch gereicht, als sie aufsprang und mit der ihr eigenen trotzigen Bestimmtheit erklärte, sie begebe sich sogleich zu den Hiltners, um dem Syndikus mitzuteilen, was hier geschehen. — Noch befinde sich Erasmus auf der Stadtwache, und vielleicht sei es dem Doktor möglich, den Gefangenen dem geistlichen Gerichte zu entziehen.

Da schlug die Lerchin entsetzt die Hände zusammen und rief: „Jesus Maria, Kind! Seid Ihr von Sinnen? Bei diesem Wetter hinaus? Wen der Blitz nicht erschlägt, der ertrinkt in den Pfützen.“

Doch das Gewitter hatte mit jenem heftigen Schlage die Höhe erreicht, und als es wiederum blitzte, ließ der Donner eine gute Weile auf sich warten. Der Regen schlug allerdings mit immer gleicher Heftigkeit an die Scheiben. Aber auch wenn das Unwetter noch mit voller Kraft getobt hätte, wäre Barbara nicht von dem Entschlusse, den sie einmal gefaßt, abzubringen gewesen.

Ihr Versuch, die Lerchin zu bewegen, sie zu begleiten, blieb allerdings vergebens. Ihr zarter Leib, schwor die Schneiderin, sei solchem Gange durch das Gewitter nicht mehr gewachsen. Wollte sie nachgeben, es würde ihr Tod sein. Auch Barbara richte sich mit ihm zu Grunde, und mit zwei Menschenleben sei dies unsinnige Wagnis zu teuer bezahlt.

Barbaras unwillige Bemerkung, wenn sie nicht aus Barmherzigkeit die Gefahr, naß zu werden, auf sich nehmen wolle, so möge sie es wegen der guten Hiltnerschen Kundschaft thun, veranlaßte das erregte Weiblein endlich zu einem jämmerlichen Gewimmer. Dabei brachte sie aber dennoch das Kleid und den alten festen Mantel Barbaras, und während sie jenes dem Mädchen anthat, rief sie: „Aber ich sage Euch, Kind, auf halbem Wege kehrt Ihr wieder um, und was Ihr heimbringt, ist nichts als ein übles Gebresten."

Da entgegnete Barbara ungeduldig: „Wer die Gagliarde aufführen kann, um sich selbst ins Elend zu tanzen, dem fällt es nicht sauer, einen Gang durch den Regen zu thun, um einen andern vor Unglück zu bewahren. — Den Mantel!"

„Sie geht," schluchzte die Lerchin hier auf. „Das Gesinde muß Euch ja noch gehorchen. Bestellt nur wenigstens die Sänfte! Verborgen bleibt diese unsinnige Nachtwanderung doch nicht."

„So wird man von ihr reden," versetzte Barbara bestimmt, ließ sich den Mantel zunesteln und die Kapuze über das Haupt ziehen und begab sich ins Freie.

Mit lauten Klagen und leisen Verwünschungen öffnete ihr die Lerchin, die den Hausschlüssel führte, die Pforte; als das Mädchen aber im Dunkeln verschwunden war, drehte sie sich um und murmelte ingrimmig durch die Zähne: „Renne Du nur ins Verderben, Du Unband! Seh' ich recht, kam die Herrlichkeit hier ohnehin ins Schwanken. Nimm Du nur das Naßwerden auf Dich, — ich habe mein Schäfchen im Trockenen, und die beiden unfertigen Gewänder kommen auch noch mit auf die

Rechnung. Gut hatt' ich's mit ihr im Sinne, der Herrgott ist mein Zeuge; aber ob sie je thut, was Verständige ihr raten? Immer mit dem Kopf durch die Wand. Wer nicht hören will, der muß fühlen."

Damit eilte sie, um dem strömenden Regen zu entkommen, ins Haus zurück; Barbara aber achtete der Nässe nur wenig und watete durch den Schlamm des Weges weiter.

Die Kraft des Gewitters war gebrochen, der Wind hatte sich gelegt, doch im Norden leuchtete der Horizont von fernen Blitzen auf, und die Nachtluft war schwül zum Ersticken. Kein Mensch zeigte sich auf der Straße, und doch konnte ein später Wanderer jeden Augenblick auf Barbara stoßen; denn das schwarze Dunkel entzog auch das Nächste den Blicken. Aber sie kannte den Weg und hatte beschlossen, der Donau zu folgen und sich entlang der Holzlände bis zum Weißgerbergraben zu begeben, von wo aus das Hiltnersche Haus leicht erreichbar. So konnte sie das Thor umgehen, das sie sonst hätte öffnen lassen müssen.

Bevor sie aber den Fluß erreichte, sollte sie wahrnehmen, daß sie doch etwas Schwereres auf sich genommen, als sie vermutet. Niemals hatte der Vater ihr gestattet, sich nächtlicherweile ohne Begleitung auch nur in die Nachbarschaft zu begeben, und wen bange Sorgen belasten, dem zeigen die Schrecken der Nacht ihr gräßlichstes Antlitz. Einigemale versank sie so tief in den Schlamm, daß der Schuh in ihm stecken blieb und sie ihn mühsam wieder an den Fuß zwängen mußte. Als sie dann weiter schritt und von dem Holzplatze zu ihrer Linken her ein wunderliches Geräusch zu ihr hinklang, als sie

fortwährend zu hören meinte, ein anderer Schritt folge dem ihren wie ein hörbarer Schatten, als ihr betrunkene Flößerknechte entgegenkamen, die mit heiserer Stimme ein unsauberes Lied sangen, schmiegte sie sich an einen Zaun, um nicht von den wüsten Gesellen bemerkt zu werden. Nun aber schwankte ein Licht ihr entgegen, das wie ein leuchtender, langsam dahinziehender Vogel oder wie ein Höllenhund mit glühenden Augen aussah, und bei diesem Anblick wollte es ihr unmöglich erscheinen, so ganz allein weiter zu wandern. Doch das geheimnisvolle Licht war nur eine Laterne in der Hand eines alten Weibes, das den Arzt holte, gewesen, und so faßte sie neuen Mut, wenn sie sich auch sagte, daß ihr auf der Holzlände leicht Flößer und Wächter der am Ufer des Stromes aufgestapelten Stämme und Scheite, Fischer oder Schiffsknechte begegnen konnten. Schon hörte sie auch das Rauschen der angeschwollenen Donau, und es kamen ihr grauenvolle Geschichten von unglücklichen Mädchen in den Sinn, die gerade hier ins Wasser gegangen waren, um dem von Schande und Furcht getrübten Leben ein Ende zu machen.

Da überlief es sie kalt, und sie fragte sich, was der Vater sagen würde, wenn er sie hier so allein durch die Nacht waten sähe. Vielleicht hatten ihn die Anstrengungen der langen Reise aufs Krankenlager geworfen, vielleicht war er gar — und bei dieser Befürchtung fühlte sie, wie der Herzschlag ihr stockte — ihnen erlegen. Dann wußte er, wie es um sie stand, was sie gefehlt und was sie auch über ihn gebracht hatte, damit sie sich ungestört eines Glückes freue, das sich schon in schweres Leid verkehrte. Dabei war es ihr, als blickte sie in sein derbes Kriegergesicht. Rotbraun erschien es ihr und mit rollenden Augen,

wie es aussah, wenn der Zorn es entstellte. Da erhob sie wie abwehrend die Hände, doch nur für wenige Augenblicke; denn sie erkannte, daß die erregte Einbildungskraft sie mit einem Trugbilde schrecke.

Tief aufatmend strich sie das nasse Haar in die Kapuze zurück und drückte die Hand aufs Herz. Da blieb sie eine Weile ruhen; denn ein neuer Schreck zwang es zu schnellerer Bewegung. Dicht neben ihr — und diesmal ihr zur Rechten — erscholl das laute Gelächter roher männlicher Stimmen.

Unwillkürlich blieb sie wieder stehen, und als sie sich sammelte und Umschau hielt, glätteten sich ihr die von Angst und Grauen entstellten Züge, und ungesäumt schlug sie mit der kleinen Faust an die Thür der Hütte, aus deren unverschlossenem Fenster das Gelächter gedrungen war.

Hart am Ufer des Flusses stand sie, und das Häuschen gehörte dem Fischer und Bootsmanne des Propstes von Berchtesgaden, der die Gondeln und Nachen dieses hohen Prälaten im Stand zu halten und den Bewohnern seines Prebrunner Schlößchens Ruderdienste zu leisten hatte. Mehrmals war sie diesem Manne begegnet, wenn er Fische für die Küche brachte, auch hatte er bei den Wasserfahrten, die sie bisweilen mit Gombert und Appenzelder oder mit Malfalconnet und mit einigen Pagen unternommen, die Gondel begleitet. Sie war ihm freundlich begegnet und hatte ihn reichlich beschenkt.

Nach ihrem Klopfen wurde es still in der Hütte, gleich darauf aber frug die tiefe Stimme des Fischers Valentin, der den bärtigen Rotkopf zum Fenster hinausgestreckt hatte, wer da sei. Mit einem erstaunten „Das wäre" nahm er die Antwort entgegen. Sobald sie ihm

aber mitgeteilt hatte, daß sie eines Begleiters bedürfte, rief er den anderen etwas zu, setzte die Fischermütze auf, trat an die Seite Barbaras und ging ihr mit der Laterne, die brennend auf dem Tisch gestanden hatte, voran.

So tief war der Weg durchweicht, daß es trotz des Lichtes, das auf den Boden fiel, nicht möglich war, die Pfützen und Lachen zu umgehen. Aber das Mädchen hatte sich an das Waten und an die Nässe gewöhnt. Die Gegenwart des schlichten Begleiters erlöste sie dazu von den Schrecken, mit denen die Finsternis und die Einsamkeit sie geängstigt. Statt nach neuen Gefahren auszuschauen, hörte sie der Erklärung Valentins zu, wie es kam, daß sie ihn noch wach fand. Er hatte unter den Linden die Fahnen und Lampen mit aufgehängt und bei Beginn des Gewitters die besten Stücke abnehmen helfen. Dafür war ihm ein Krug Wein samt etlichen Broten und Würsten gespendet worden, und eben hatte er diese Gabe mit zwei Kameraden zu genießen begonnen. —

Das Hiltnersche Haus war bald erreicht.

Seit der Fischer sie begleitete, hatte sie auf der nächtlichen Wanderung nichts mehr beunruhigt.

Erleichterten Herzens schlug sie mit dem Klopfer auf das Eisen an der Thür des Syndikus; doch, obgleich sie dies mehrfach wiederholte, ließ sich kein Laut in dem ruhenden Hause hören. Die beiden Hiltnerschen Knechte hatte Valentin bei der Sänfte unter den Linden gesehen, und Barbara vermutete, die Mägde wären vielleicht auf den Festplatz gegangen, um den Frauen vor dem Ausbruch des Gewitters Kopftücher und Mäntel zu bringen. Daß die alte taube Großmutter sie nicht hörte, war leicht erklärlich.

Die Hiltners konnten noch nicht heimgekehrt sein, und es galt darum zu warten.

Erst wandelte sie ungeduldig im Regen hin und her, dann setzte sie sich auf einen Prellstein nieder, den das Dach vor dem Regen zu schützen schien. Doch aus dem Rachen eines gräßlichen Ungetüms, mit dem die Gosse endete, rann von Zeit zu Zeit ein vollerer Wasserstrom als aus dem finstern Gewölk auf sie nieder, und triefend von Nässe lehnte sie sich endlich an die Hausthür, die durch die vorspringende Oberschwelle besser geschützt war, während der Fischer sich nach den abwesenden Hausbewohnern umthat.

So reihte sich Minute an Minute, bis die erste und dann auch die zweite Viertelstunde zum Abschluß gelangte. Als die dritte begann, meinte sie, während der Dauer einer halben Nacht hier gewartet zu haben. Wohl begann der Regen nachzulassen, dafür aber zog jetzt durch die schwüle Luft ein kühlerer Hauch, und ein leises Frösteln steigerte das Mißbehagen, das sie erfüllte.

Dennoch wich sie nicht vom Platze. Hier vor dem Hause, in dem sie würdige Frauen so mütterlich und schwesterlich ans Herz gezogen hatten, war ihr deutlich geworden, daß sie, die nie aufgehört hatte, sich selbst zu achten, sich für alle Zukunft dieses Rechtes beraube, wenn sie nicht alles aufböte, um Erasmus von der schweren Gefahr zu erretten, in die er um ihretwillen geraten. Bei dieser Selbstschau verhehlte sie sich nicht, daß sie, während sie ihm seine eigenen Kompositionen vorsang, der unseligen Gewohnheit nachgegeben hatte, mit den Augen mehr zu verheißen, als sie zu bewilligen gedachte. Wie hatte ihr dies eitle, thörichte Spiel noch gefallen können, nachdem

sie sich dem Höchsten und Größten mit Leib und Seele ergeben!

Oft genug war Anne Mirl Wollerin in ihrer Gegenwart von der Mutter wegen ihres zwanglosen Wesens getadelt worden. Wer aber hätte ihr je solche Mahnung zukommen lassen? Nun mußte sie die Achtlosigkeit gegen sich selbst büßen, wie so vieles andere, was ihr ungestümer Wille forderte und stärker war als die Vernunft, die es ihr untersagte. Ein Wunder, daß nicht auch Baron Malfalconnet und der Kapellmeister Gombert dringlicher um ihre Gunst warben. Wenn sie ehrlich war, mußte sie bekennen, daß der Geliebte — und ein solcher Geliebter — berechtigt war, mancherlei an ihr ganz anders zu wünschen. Aber sie war nun gewarnt, und von jetzt an sollte es mit diesen Thorheiten aus, ganz und gar aus sein! —

Wenn er nur unterließ, sie mit jener verletzenden Schärfe zu kränken, der gegenüber das widerspenstige Blut in Wallung geriet und ihr den klaren Geist trübte. Er war ja der Kaiser, dem Ehrfurcht gebührte; in den glückseligen Stunden, die sie zärtlich vereinten, wollte er aber selbst nichts sein als der Mann, dem das Herz der Geliebten gehört. Seiner wert halten mußte sie sich, weiter nichts, und dieser schwere Gang verhütete, daß sie sich mit einer häßlichen Schuld befleckte.

Bei diesen Erwägungen wurde das Frösteln immer unleidlicher, und doch dachte sie dabei weit weniger an das Mißbehagen, das es ihr verursachte, als an die Gefahr, die Erasmus aus dem zu langen Ausbleiben der Hiltners erwuchs.

Schon näherte die dritte Viertelstunde sich dem

Abschluß, als der Fischer Valentin herbeigeeilt kam und ihr mitteilte, nun wären sie im Anzug. Er hatte sich auch den Herrn Syndikus anzureden unterfangen und ihm mitgeteilt, wer seiner warte.

Eine junge Magd, die sich wacker getummelt, erschien zuerst, um das Haus zu erschließen und Lichter anzuzünden. Ihr folgte, den anderen ziemlich weit voran, Doktor Hiltner.

Die Mitteilung des Fischers hatte ihn beunruhigt. Auch ihm war zu Ohren gekommen, Barbara sei die Geliebte des Kaisers. Außerdem hatte vorhin mehr als eine Klage über ihren verletzenden Hochmut den Weg zu ihm gefunden. Aber gerade darum, sagte sich der besonnene Mann, müsse es etwas Gewichtiges sein, was sie zu dieser Stunde und bei solchem Wetter zu ihm führte.

Anfänglich entgegnete er ihren Gruß mit kühler Zurückhaltung, als sie aber erklärte, sie sei trotz des Unwetters gekommen, weil es sich um das Wohl und Wehe eines Menschen handle, der ihm nahe stehe, und er sah, wie sie von Nässe triefte, bedauerte er redlich sein langes Ausbleiben und ersuchte sie in seiner männlich entschiedenen Art, ihm in das Haus zu folgen; sie aber war nicht dazu zu bewegen.

Um dem Gewitter Zeit zu lassen, sich zu verziehen und die Seinen trocken nach Hause zu führen, war er in die Wirtschaft neben den Linden getreten und hatte sich dort mit einigen Freunden fröhlichem Geplauder beim Weine ergeben. So oft er zur Heimkehr drängte, hatte die Jugend — sie wußte warum — Einspruch erhoben. Endlich waren sie dennoch aufgebrochen, und Bernhard Trainer hatte die Hiltners begleitet, um unterwegs um

Martina zu werben. Die Eltern hatten dies kommen sehen und ihm gern das Glück ihres Kindes vertraut.

Jetzt erschien auch das Brautpaar und sah verwundert zu, mit wie ernstem Eifer der Vater, sie wußten nicht was, mit der Sängerin besprach, um deretwillen schon ihr erster Streit ausgefochten worden war. Der Verlobte hatte den „unerhörten Dünkel" Barbaras während des Tanzes so scharf getadelt, daß es Martina unerträglich erschienen war, es länger mit anzuhören.

Auch Frau Sabina wußte sich die Anwesenheit des Mädchens nicht zu deuten; eins aber stand in ihrem wohlwollenden Herzen fest: hier war kein Platz für solche Unterredung. Wie naß mußte das arme Geschöpf sein! Die Unbill, die Barbara ihrem Kinde angethan hatte, kam unter diesen Umständen nicht in Betracht, und mit mütterlicher Besorgnis that sie es dem Gatten nach und bat Barbara dringend, sich in ihrem Hause umzukleiden und sich mit einem Glase heißen Alantweins zu wärmen. Doch Barbara war nicht dazu zu bewegen und erklärte dem Rechtskonsulenten nur noch schnell, wofür es ihm an der rechten Deutung gebrach.

In wenigen Minuten hatte sie ihm alles Wissenswerte berichtet. Dann rief der Doktor seiner Gattin zu und faßte dabei auch den künftigen Schwiegersohn ins Auge: „Wir alle — laßt es euch sagen — sind diesem mutigen Mädchen zu großem Danke verpflichtet."

Da ging Frau Sabina das Herz auf vor Freude, und auch für Martina war das Lob, das ihr Vater Barbara spendete, ein Geschenk. Mutter und Tochter waren stets für sie eingetreten, und nun ergab es sich wieder, daß sie wohl daran gethan.

„So hatt' ich dennoch recht," flüsterte die junge Braut dem Verlobten zu.

„Und wirst es noch öfter behalten," antwortete er heiter. Als er aber um weniges später der warmen Fürsprecherin Barbaras den Vorschlag machte, die Sängerin nach Hause zu begleiten, zog Martina es vor, ihn zurückhalten und noch auf ein Viertelstündchen in das Haus zu laden.

Diese Vorgänge hatten nur kurze Zeit beansprucht, und Doktor Hiltner selbst übernahm die Begleitung der Warnerin. Um Zeit zu ersparen, befragte er sie unterwegs über alles, was er noch zu wissen begehrte, doch verließ er sie, bevor sie in die Gasse einbog, die zu dem Schlößchen führte, weil er wußte, daß es ihr, die zur Umgebung des Kaisers gehörte, mißdeutet werden konnte, wenn man sie in seiner Gesellschaft gewahrte.

Um weniges später hatte er Erasmus aus der Gefangenschaft befreit und ihn durch einen Ratstrabanten vor das Thor führen lassen. Er sollte sich außerhalb der Stadt verborgen halten, bis der Doktor ihn zurückrufen ließ.

Der junge Magister fügte sich auch willig, nachdem er dem Pflegevater gestanden, wie mächtig ihn die Liebe zu Barbara ergriffen.

Dem Syndikus konnte aus dieser That starke Widersacherschaft erwachsen; er fürchtete sie aber nicht. Der Kaiser hatte ihm auf dem Festplatze ohnehin deutlich genug gezeigt, daß er ihm die gütige Gesinnung entziehe, die er ihm früher bei mancher Gelegenheit zu erkennen gegeben. Um des Glaubens willen geschah es, und da gab es von beiden Seiten kein Nachgeben oder sich Wiederfinden.

Barbara kehrte beruhigt heim.

Die Lerchin erwartete sie und entkleidete sie unter vielen Zeichen der Mißbilligung. Besorgt trocknete sie ihr trotzdem die kalten, nassen Füße und rieb sie mit den Händen, damit sie von dem Fieber verschont bleibe, das sie schon herannahen sah.

Mit stiller Erkenntlichkeit nahm Barbara hin, was sie für sie that, doch, ob sie auch die Augen schloß, brachte die Nacht ihr keinen Schlaf; denn bald schüttelte sie ein Frost, bald quälte sie heftiges Kopfweh.

Zweites Kapitel.

Auch das Lager des Kaisers floh der Schlummer. Nach der Heimkehr vom Festplatze versuchte er einige Schriften, die der Sekretär Gastelú für ihn auf den Schreibtisch gelegt hatte, durchzusehen, doch wollte es ihm nicht gelingen. Fortwährend mußte er Barbaras und ihres trotzigen Auflehnens gegen die deutliche Kundgebung seines Willens gedenken. Hatte der Herzog von Sachsen, der so viel jüngere, schönere und vielleicht auch freigebigere Fürst, sie für sich gewonnen, und legte sie es vielleicht deswegen darauf ab, es zum Bruch mit ihm kommen zu lassen?

Warum auch nicht?

Sie war ein Weib und ein launenhaftes dazu, und wessen wäre ein solches nicht fähig?

Dazu kam noch etwas anderes.

Der Nürnberger Goldschmied Jamnitzer hatte Meister Adrian während seiner Abwesenheit ein Kästchen mit Juwelen anvertraut. Sie sollten für die Diademe verwandt werden, die er seinen bräutlichen Nichten zu verehren gedachte. Als Hauptstücke befanden sich darunter zwei Rubinen und ein Diamant. Auf dem Golde der alter-

tümlichen Fassung unter diesem stand ein P und ein l, die Anfangsbuchstaben seines Wahlspruches „Plus ultra“. Einst hatte er ihn in die Rückseite des Sterns, den er Barbara schenkte, graben lassen. Sein scharfes Kennerauge und treues Gedächtnis konnten sich darum nicht irren: die Edelsteine Jamnitzers waren aus jenem kostbaren Kleinod gebrochen.

Seit unvordenklicher Zeit gehörte es zu dem Schatze seines Hauses, und er hatte sich schon gefragt, ob er berechtigt gewesen sei, es zu verschenken.

War es nun denkbar, daß Barbara dies, sein erstes Andenken, aus der Hand gegeben, es verkauft, es — dies gemeine Wort verletzte seinen ritterlichen Sinn wie ein Peitschenhieb — es „zu Geld gemacht“ hatte?

Ein leidenschaftliches, trotziges, ungleichmäßiges Geschöpf war sie sicher, doch etwas Hochgemutes, dem Gemeinen Feindliches lag dabei dennoch in ihrem Wesen, und welche Fülle der reinsten und tiefsten Empfindung klang ihm aus ihrem Gesange ernster Lieder entgegen! Das veranlaßte ihn, den Verdacht, sie könnte sich zu etwas so Niedrigem herabgewürdigt haben, als unmöglich von sich zu weisen.

Dennoch ließ sich der Argwohn nicht leicht bannen. Eine lange Reihe der schwersten Enttäuschungen hatte ihn mißtrauisch gemacht, und er erinnerte sich, sie mehrmals vergeblich nach dem Sterne gefragt zu haben.

Vielleicht war er ihr indes entwendet worden, und Jamnitzer hatte ihn von einem Diebe selbst oder von dem Hehler erworben. Dieser Gedanke beruhigte ihn einigermaßen, zumal es ja, wenn er zutraf, möglich wurde, das Kleinod zurückzuerwerben. Doch er war ein sparsamer

Haushalter, und Tausende von Dukaten gerade jetzt, wo es ungeheurer Summen für den nahenden Krieg bedurfte, für dergleichen hinauszuwerfen, erschien ihm mehr als verdrießlich.

Dazu beunruhigte ihn auch der hohe Preis, den er für den Beistand des Sachsen bezahlte. Zwei ansehnliche Bistümer überantwortete er dem evangelischen Bundesgenossen, und diese That der Nachgiebigkeit, die freilich auch von Granvella gebilligt und unterstützt worden war, ungeschehen zu machen, ging nicht mehr an. Wenn er das Schwert zog, mußte er ohnehin das Ansehen bewahren, als geschehe es nicht um der Religion willen, sondern allein, um die unbotmäßigen evangelischen Fürsten, und an ihrer Spitze den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, die ihn in der That schwer gereizt hatten, zu züchtigen.

In zehn Tagen sollte der Reichstag in Regensburg eröffnet werden, und sie, die auch dem Konzil zu Trient die Anerkennung versagten, hatten, trotz seiner besonderen Einladung, ihr Ausbleiben mit nichtigen Gründen entschuldigt, — der Hesse, der bei anderen Anlässen mit seiner zahllosen Dienerschaft in grüner Livrée dreifach größeren Aufwand getrieben hatte als er, der Kaiser, mit dem Vorwande, die Fahrt nach Regensburg verursache zu hohe Kosten.

Jetzt besaß Moritz sein kaiserliches Wort und er das des Herzogs; seit diesem Abend aber meinte Karl etwas an ihm wahrgenommen zu haben, was sein Vertrauen zu dem Sachsen schmälerte. Es war nicht nur die Eifersucht, die ihm diesen jungen, klugen, tapferen, höchst ehrgeizigen Fürsten in einem ungünstigeren Lichte zeigte als

vorher. Er, Karl, kannte die Menschen und meinte Züge der rücksichtslosesten Selbstsucht an ihm wahrgenommen zu haben. Wie Moritz die Glaubensgenossen, den Vetter und Schwiegervater preisgab, um zwei Bistümer und später vielleicht den Kurhut zu gewinnen, so würde er auch ihn preisgeben, wenn der eigene Vorteil ihn dazu antrieb. Solcher Bundesgenosse war allerdings für mancherlei brauchbar, doch durfte man ihm auch nicht eine Stunde bedingungslos vertrauen.

In welchem Verhältnisse Barbara zu ihm, dem Kaiser, stand, war Moritz sicher nicht verschwiegen geblieben, und doch hatte er sich in seiner Gegenwart mit so herausfordernder Keckheit um sie bemüht, daß Karl leise mit der Faust auf den Schreibtisch schlug, wie er seines Verhaltens gegen Barbara gedachte. Ob Moritz sich in der Politik größere Mäßigung auferlegen würde?

Aber vielleicht beurteilte er den Sachsen zu streng und ließ ihn mit entgelten, was eine andere verschuldet. Das Verhalten des Mannes richtet sich nach dem des Weibes, und er hatte gesehen, wie Barbara Moritz gleichsam das Recht gab, sich so kühn um ihre Gunst zu bemühen.

War es noch denkbar, daß sie ihn liebte, nachdem sie ihn doch wie geflissentlich mit Dingen gekränkt, von denen sie wußte, wie verhaßt sie ihm waren? Wenn ihm ihr Herz noch gehörte, wie hatte sie einen andern, jüngern so rücksichtslos in seiner Gegenwart bevorzugen können?

Zornig erregt erhob er sich bei dieser Frage vom Schreibtisch. Bevor er sich aber zur Ruhe begab, gedachte er noch einmal seiner unglücklichen Mutter, deren Namenstag in dieser nachmitternächtlichen Stunde schon hinter ihm

lag. Vor dem Betstuhle im Schlafgemache empfahl er sie mit aller Inbrunst der Gnade des Himmels. So teuer war dieser Frau der Gemahl gewesen, daß sie es lange nicht über sich gebracht hatte, sich von seiner Leiche zu trennen, und sie, sie durfte sich die Erbin des mächtigsten Königspaares nennen, und was war die Regensburgerin, die er mit seiner Neigung beehrte?

Und doch!

Während ihre Lippen noch von seinen Küssen glühten, hatte sie ein frevelhaftes Spiel mit einem andern getrieben, raubte sie ihm jetzt die Seelenruhe, deren er so nötig bedurfte.

Und die Mutter der Frau, deren Namenstag eben hinter ihm lag, die stolze Königin Isabella, die Ueberwinderin der Mauren — was hätte sie gesagt, wenn es noch über sie verhängt gewesen wäre, ihn, den Enkel und Erben so großer Reiche, in solchen Banden verstrickt zu sehen?

Daß es ihm nicht an Willenskraft mangele, hatte er, seit er das Scepter führte, gezeigt, und er mußte es von neuem beweisen.

Unwillig gegen sich selbst erinnerte er sich, daß er nicht nur der Beherrscher vieler Völker sei, sondern das Haupt vielleicht des vornehmsten Geschlechts auf Erden. Damit kamen ihm auch die königlichen Geschwister, sein stolzer Sohn Philipp, seine Töchter, Neffen und Nichten in den Sinn, und während seine Seele sich im Gebete für die unglückliche Mutter und ihren armen, verwirrten Geist zu brünstiger Andacht erhob, flehte er auch den Erlöser an, ihn von dem Uebel dieser Liebe zu befreien. Drei Worte aus seinem Munde hätten genügt, um Barbara auf immer

los und ledig zu werden; damit aber — er fühlte es — war es nicht gethan. Er mußte sie auch vergessen lernen, und dazu bedurfte er des Beistandes höherer Mächte. Noch einmal hatte er sich der weltlichen Lust ergeben. Süß war der Kuß ihrer schönen, weichen Lippen, wonniger noch der Wohllaut ihrer Stimme gewesen. Er hatte ihm selige Stunden bereitet; ob diese Genüsse aber auch wert der langen Reue waren, die jetzt schon begann? Die flüchtigen Freuden des Diesseits höheren Zwecken zu opfern, war weise. Nur eins verhieß auch hier ewige Dauer: das, was er für die künftige Größe seines Namens that und die seines Hauses. Für sie wollte er jetzt in den Krieg ziehen, und indem er gegen die Ketzer, die Feinde Gottes, focht, zog er gleichsam als Werkzeug des Himmels in den Kampf. So nötigte ihn nicht nur die Herrscherpflicht, sondern auch die Sorge für sein ewiges Heil, alles von sich zu weisen, was den Triumph seiner guten, ja heiligen Sache in Frage stellen konnte, und was gefährdete ihn wohl ernster als diese späte Leidenschaft, die es ihm heute schon unmöglich gemacht hatte, seiner Pflicht nachzukommen?

Fest entschlossen, Barbara zu entsagen, bevor sein Bruder Ferdinand mit den Seinen in Regensburg erschien, erhob er sich vom Betstuhl und bestieg das Lager.

Doch den tief beunruhigten Herrscher floh der Schlaf, auch weil die Gichtplage sich heftiger regte.

Nachdem er sich zeitig erhoben, begab er sich hinkend in die Messe, genoß das Frühmahl und begann mit der Arbeit.

Mancherlei Karten und Pläne waren für ihn auf den Schreibtisch gelegt worden, und neben ihnen fand er einen

Brief Granvellas, der ihm seine Gedanken über das Bündnis mit Herzog Moritz und wie es auszunützen sei, darthat. Im ganzen wie im einzelnen fand er sie der Billigung wert und überließ dem Minister gern die Schlußverhandlungen mit dem Herzog, der Regensburg um Mittag zu verlassen gedachte. Wenn er zuvor nur noch kurz bestätigte, was mit Granvella abgemacht worden war, und Moritz die Hand zum Abschied reichte, meinte er den Ansprüchen des begehrlichen Mannes, dessen er doch bedurfte, genug gethan zu haben.

Nach dem Gewitter war es trüb und kühl geworden. Der Witterungswechsel trug vielleicht mit Schuld an den erneuten Schmerzen und an seiner verdorbenen Stimmung. Die eigentliche Ursache seines Mißmutes lag aber doch wohl in dem Entschluß der vergangenen Nacht, der ihm bei Tage schwerer ausführbar erschien, als er vor dem Betstuhle gedacht. An ihm festzuhalten, war er auch jetzt noch entschlossen, das Erdenleben erschien ihm aber jetzt weniger kurz, und er konnte sich nicht verhehlen, daß sein künftiges Dasein ohne Barbaras sonnige Heiterkeit und bestrickende Zärtlichkeit und, ach, ohne ihren Gesang des besten Reizes entbehren würde. Diesem trüben Tage vergleichbar würde sich sein Leben gestalten. Aber was er einmal zum festen Entschluß erhoben und vor sich selbst mit Gründen als richtig erwiesen hatte, durfte er nicht fallen lassen.

Sich wie sonst in Karten und Pläne zu versenken, wollte ihm nicht glücken, und während er sich vergegenwärtigte, wie sich das Leben ohne die Geliebte ertragen lassen würde, schob er die Aufnahmen von sich.

An Tagen wie dieser und wenn der alte Schmerz

ihn wieder anfiel, hatte Barbara und ihr Gesang das trübe Grau erhellt und die Pein gelindert oder sie fortgekost und gesungen. Wie ein mürrischer Kranker kam er sich vor, der die hilfreiche Arznei fortgießt, weil sie ihm einmal übel gemundet, und weil sie anderen zum Aergernis gereichte. Aber nein! Sie enthielt auch Gift, und sie zu beseitigen war darum weise. Hatte aber Meister Mathys, der Leibarzt, ihm nicht erst gestern gesagt, gerade in den Giften sei die beste Heilkraft verborgen und die meisten wirksamen Arzneien wären Gifte? Sollte er die Gründe, die ihn zu dem letzten Entschlusse geführt, nicht doch noch einmal prüfen? Mit einer Unschlüssigkeit, die ihm fremd an sich selbst war, senkte er das Haupt, und als sein Windhund ihm den kranken Fuß berührte, stieß er ihn unwillig von sich.

So fand ihn der Beichtvater de Soto bei seinem ersten Besuche.

Schon von der Schwelle aus sah er Karl an, daß er litt und sich von etwas Gewichtigem beunruhigt fühlte. Bald hatte er auch erkundet, was er zu wissen begehrte. Wenn Karl aber erwartete, der Dominikaner würde seinen Entschluß mit dankbarer Freude begrüßen, so war er im Irrtum; denn de Soto war längst von dem Verdachte zurückgekommen, der ihn gegen Barbara eingenommen, und hatte dagegen in Uebereinstimmung mit dem Bischof von Arras die Gewißheit gewonnen, die Liebe, die den Monarchen mit der Sängerin verband, gereiche ihm zum Besten.

Beide kannten die Gefahr, die den Herrscher aus der Neigung zur Schwermut bedrohte, und nun er seine Bemühungen, den Kaiser zum Kriege gegen die Schmalkaldner

zu bewegen, mit Erfolg gekrönt sah, wünschte er die Freudigkeit in ihm lebendig zu erhalten, die Barbara, und sie allein, in ihm erweckt hatte und wach hielt.

So wandte er denn die ihm eigene überzeugende Beredsamkeit auf, um den Entschluß des Monarchen zu erschüttern und ihn zu der Geliebten zurückzuführen.

Die Kirche erhob keinen Einwand gegen diesen freien Liebesbund eines Monarchen, den ernste politische Rücksichten von einer zweiten Vermählung zurückhielten. Wenn die Neigung Seiner Majestät den Erfolg der Arbeit auch beeinträchtigte, würde die Trennung von einem so teuren Wesen, das ihm so viel gewähre, dies in viel höherem Grade verschulden. Daß Barbara dem kecken Sachsen auf dem Tanzplatze zu viel gestattet habe, leugnete er nicht, doch benützte er die Gelegenheit, den Kaiser auf das weite Gewissen hinzuweisen, das Moritz wie allen Häretikern eigen. Was Barbara angehe, so hätte sie das warme Blut und die frische Daseinsfreude der Jugend, Eigenschaften, die den Zauber ihrer Person auf so viele bedingten, zu jenem unseligen Tanze verleitet.

Doch der Kaiser, der de Soto bis dahin aufhorchend gefolgt war, unterbrach ihn hier, indem er ihm den unseligen Argwohn vertraute, der gestern in ihm erwacht war.

Aber dem Almosenier kam die Erwähnung gerade dieser Angelegenheit nur gelegen; denn er konnte sie leicht zu Gunsten der Verdächtigten wenden. Vorgestern hatte sie ihm nämlich bekannt, wie es mit dem kostbaren Sterne gegangen, und ihn gebeten, falls ihr unkluges Werk der Barmherzigkeit zu Tage kommen sollte, ihr die peinliche Aufgabe abzunehmen, Karl zu erklären, wie sie zu dem Verkauf eines ihr so teuren Andenkens gekommen.

Darauf hin hatte der Beichtvater von der Marquise und dem Goldschmied Jamnitzer selbst erkundet, daß sie ihm die volle Wahrheit berichtet. Diese scheinbar niedrige That gereichte dem Herzen Barbaras also in seinen Augen und wohl auch in denen einer höheren Gerechtigkeit zu nicht geringem Ruhme.

Mit stummem Achselzucken folgte Karl dieser Erklärung. Eine solche That konnte von dem Geistlichen kaum anders aufgefaßt werden; ihn aber kränkte Barbaras Mißachtung seines ersten Geschenks weit tiefer, als ihn die wackere Gesinnung erfreute, die aus dieser raschen Handlung hervorging. Wie ein Kupferstück, das man als Almosen dem Bettler zuwirft, hatte sie den ersten greifbaren Beweis seiner Liebe in den nimmersatten Rachen eines verworfenen Wüstlings geschleudert. Den sparsamen Haushalter und Freund seltener Kunstsachen griff es an die Seele, daß dies ehrwürdige und dazu so wertvolle Familienstück aus einander gerissen worden war. Malfalconnet würde es nicht an beißendem Spott fehlen lassen, wenn er hörte, daß er sich dies kostbare Kleinod nun gleichsam selbst abkaufen mußte. Alles andere hätte er Barbara leichter vergeben, als dies unsinnige Verschleudern eines echt fürstlichen Geschenkes.

Rückhaltslos gab er dem Almosenier gegenüber seinem Aerger Ausdruck und machte der Unterhaltung mit ihm ein Ende.

Als Karl wieder allein war, versuchte er sich zu erheben, um, im Zimmer auf und nieder schreitend, seinen Entschluß noch einmal zu prüfen. Doch der schmerzende Fuß verhinderte dies Vorhaben, und aufstöhnend sank er in den Lehnstuhl zurück.

So weh ums Herz war ihm lange nicht gewesen, und auch daran trug Barbara Schuld. Dennoch sehnte er sie herbei. Hätte sie ihm, sagte er sich, die feine weiße Hand auf die Stirn gelegt, wäre es ihm gestattet gewesen, nur einem ihrer tief empfundenen, frommen Lieder zu lauschen, es hätte ihm die Seele erleichtert und auch dem körperlichen Schmerze Linderung verschafft. Mehrmals streckte er die Hand nach der Glocke aus, um sie rufen zu lassen; doch sie hatte ihn so tief verletzt, daß er sie wenigstens fühlen lassen mußte, wie schwer sie sich vergangen, und daß es nicht anging, den Löwen ungestraft zu reizen, und so bezwang er sich denn und blieb allein. Das Gefühl der verletzten Majestät stärkte ihm die Kraft, dem Verlangen nach ihr zu widerstehen.

Unwillig über sich selbst zog er die Karten wieder näher zu sich heran. Doch wie ein Tuch, das zwischen einem Bilde und dem Beschauer auf und nieder flattert, drängten sich Erinnerungen an Barbara fortwährend zwischen ihn und die Pläne, über die er gebeugt war.

So konnte es nicht fortgehen!

Vielleicht war ihr Gesang dennoch das einzige, was ihm die verlorene Sammlung zurückgeben konnte. Nach ihm sehnte er sich noch heißer als nach ihrem Anblick. Wenn er sie rufen ließ, konnte er ihr durch sein Verhalten zu erkennen geben, welche Frucht ihre Ausschreitungen gezeitigt. Das andere würde sich dann von selbst ergeben. Jetzt verlangte nur alles, was in ihm war, nach dem Wohllaut ihrer Stimme.

Einem raschen Entschlusse gehorsam, schellte er darum und befahl Meister Adrian, Quijada zu rufen und Barbara auf heute nachmittag zum Gesang ins „Goldene Kreuz“ zu bestellen.

Nachdem der Kammerdiener seinem schmerzenden Fuße die rechte Lage zurückgegeben hatte, erschien Don Luis. Ohne jede weitere Vermittlung teilte der Kaiser ihm mit, er sei entschlossen, das Liebesband, das ihn an die Sängerin fesselte, zu zerschneiden.

Dabei schaute er dem Freunde scharf ins Antlitz, und da er seiner stummen Verneigung ansah, daß sein Entschluß keine tiefere Bewegung in ihm hervorrief, fuhr er leichthin fort, er sei indes trotzdem willens, sie heute und vielleicht auch später noch manchmal singen zu hören.

Da nahm er ein vielsagendes Lächeln an den Lippen des treuen Mannes wahr, und weil er selbst die Gefahr erkannte, die das letzte Vorhaben in sich schloß, drohte er dem Haushofmeister mit dem Finger und sagte: „Als ob mir auch nur eine Falte in Deinem Innern verborgen bliebe! Eben frugst Du Dich: Warum verweigert mir Karl den Urlaub nach Villagarcia und verhindert mich dadurch grausam, mich meines lieben, schönen, jungen Weibes nach so langer Trennung zu freuen, wenn er sich selbst für stark genug hält, der Geliebten, nachdem er sie wieder sah und hörte, ohne weiteres den Rücken zu kehren?"

„Eure Majestät haben richtig gelesen," versetzte Don Luis. „Mit meinem Verlangen nach einem kurzen Aufenthalte bei Doña Magdalena de Ulloa steht es indes anders wie mit dem Wunsch Eurer Majestät."

„Wieso?" fiel ihm Karl hier in scharfem Fragetone ins Wort. „Sollte meine Willenskraft Deiner Meinung nach so weit hinter der Deinen zurückstehen?"

„Eines so vermessenen Irrtums," erwiderte Quijada, „halten Eure Majestät mich doch kaum für fähig. Eure Hoheit sind aber der fünfte Karl, über dem niemand steht

außer dem Herrgott im Himmel. Ich dagegen bin nur ein kastilischer Edelmann und als solchem gilt mir die Ehre am höchsten, über allem andern aber, und auch über der Dame meines Herzens, steht mir der König."

„Das konnte ich wissen," rief nun der Kaiser und reichte dem Freunde die Hand. „Dennoch weigerte ich Dir den Urlaub, Du treuer Gesell. Die Welt nennt das Selbstsucht. Weil sie meiner aber noch bedarf, sollte sie es mir billig zu gute halten; denn ich bedurfte Deiner noch nie so nötig wie in diesen entscheidenden Wochen, ob es nun zum Kriege kommt — und es kommt dazu — oder nicht. Denke nur, wie viel anderes auch sonst noch in der Luft schwebt! Dazu schmerzt der Fuß, und das Herz, das arme Herz hier trägt eine Wunde, der die pflegende Hand eines Freundes wohl thun wird. So begreifst Du denn, Luis, daß der viel gequälte Karl gerade jetzt nicht ohne Dich bestehen kann."

Da neigte sich der Haushofmeister in redlicher Bewegung über die Hand des Monarchen und küßte sie innig; der Kaiser aber streichelte ihm schnell — es geschah zum erstenmale — die bärtige Wange und sagte bewegt: „Wir kennen einander."

„Ja, Majestät," rief der andere. „Fürs erste belästige ich meinen Herrn nicht wieder mit der Bitte um Urlaub. Doña Magdalena muß sehen, wie sie sich abfindet mit dem Wittum, trotz des lebenden Gatten, wenn die gnadenreiche Jungfrau mir nur vergönnt, Eurer Majestät zu bieten, was sie von mir erwartet . . ."

„Dafür leiste ich Bürgschaft," versicherte der Kaiser; doch wurde er von Meister Adrian unterbrochen. Der Bote war aus Prebrunn mit dem Bescheide zurückgekehrt,

die Sängerin habe sich gestern eine Erkältung zugezogen und dürfe das Haus nicht verlassen.

Da brauste Karl mit der Versicherung auf, er wisse, was solches Unwohlsein bedeute, — und die Unterlippe schob sich ihm dabei so weit vor, daß leicht zu erkennen war, wie schwer ihn diese neue Probe des Trotzes und der Selbstüberhebung Barbaras verdroß.

Als der Kammerdiener aber versicherte, die Sängerin sei von einem heftigen Fieber ergriffen, wechselte Karl die Farbe und frug schnell und im Tone aufrichtiger Besorgnis: „Und Meister Mathys? Sah er sie schon? Nein? So soll er sich augenblicklich zu ihr begeben, und sobald er zurück ist, erwarte ich Nachricht. Vielleicht steckte ihr gestern schon das Fieber im Blute.“

Zu weiteren Bemerkungen über die Leidende behielt er indes keine Zeit; denn ein Besuch folgte dem andern.

Kurz vor Mittag führte der Bischof von Arras auch Herzog Moritz, der sich von ihm zu verabschieden wünschte, bei ihm ein.

In geschäftlicher Weise faßte Granvella das Ergebnis der Verhandlungen zusammen, und Karl erhob keinen Einwand; nachdem er dem Sachsenfürsten aber schon Lebewohl gesagt hatte, bemerkte er noch mit einem schwer zu deutenden Lächeln: „Noch eins, Euer Liebden. Der schönen Sängerin ist die Gagliarde, die sie die Ehre hatte, mit Euch zu tanzen, übel bekommen; denn sie liegt fiebernd darnieder. Als ein übles Vorzeichen für die Vereinbarungen, die wir am nämlichen Tage trafen, werden wir diesen Unfall aber kaum anzusehen haben. Bei unserer Art, die Hände von allem fern zu halten, was unser günstiger Bundesgenosse als sein Recht beansprucht, wird

es, zu Gott, an einem guten Fortgang unserer Gemeinschaft nicht fehlen."

Da färbte ein leichtes Erröten das kluge Antlitz des Sachsenherzogs, und eine Antwort, die an Anzüglichkeit der Rede des Kaisers entsprach, schwebte ihm schon auf den Lippen, doch der Eintritt des Oberstallmeisters verlieh ihm die Kraft, sie zurückzuhalten.

Graf Lanoi meldete, der Reisezug Seiner Hoheit stände bereit; der Kaiser aber sagte dem jüngeren Fürsten mit der Miene väterlich herzlicher Gesinnung Lebewohl.

Sobald sich die Thür hinter Moritz geschlossen hatte, bemerkte der Kaiser, indem er sich an Granvella wandte: „Der sächsische Herr Vetter erwiderte unsern Händedruck mit einiger Kühlheit; — doch das Mittel, ihn wärmer zu stimmen, ist ja zur Hand."

„Der Kurhut," versetzte der Bischof von Arras. „Er verhindert ihn hoffentlich, uns, statt ihm selbst, wie der Deutsche sagt, den Kopf warm zu machen."

„Wenn der Geist nur kühl bleibt," entgegnete der Kaiser. „Diesem jungen Manne gegenüber ist es jedenfalls vonnöten."

„Er kennt seinen Macchiavelli," fügte der Staatsmann hinzu; „doch auch für uns schrieb, denk' ich, der Florentiner nicht ganz vergebens."

„Kaum," lächelte der Kaiser und schwang dabei das Glöckchen, um den Kammerdiener Meister Mathys rufen zu lassen.

Der Arzt war von Barbara zurückgekehrt und fürchtete, das heiße Fieber, das sie schüttelte, möchte den Anfang einer Lungenentzündung bedeuten.

Da schnellte Karl in die Höhe und sprach den Wunsch

aus, sich sogleich in der Sänfte nach Prebrunn zu begeben; doch der Leibarzt versicherte, der fiebernden Patientin würde der Besuch Seiner Majestät so gewiß zum Nachteil gereichen, wie der Ausgang bei solchem Wetter der Gicht im Fuße seines hohen Gebieters.

Da zuckte der Monarch die Achseln und griff nach den eingelaufenen Depeschen und Briefen.

Seine Umgebung hatte schwer unter seiner entsetzlichen Stimmung zu leiden; aber auch auf den Beichtvater de Soto schien das trübe Wetter dieses Tages übel zu wirken; denn seine hohe Stirn war kaum weniger bewölkt als der Himmel. Dem Kaiser gegenüber erwähnte er Barbaras heute mit keinem Worte, und doch war sie es, die ihm die Stimmung verdarb.

Nach seiner Unterredung mit dem Herrscher hatte er sich in sein Studirzimmer zurückgezogen, um sich den philologischen Studien zu widmen, denen er sich während eines großen Teiles des Tages so eifrig wie erfolgreich hingab. Kaum aber hatte er begonnen, sich in die neue Abschrift der besten Apulejushandschrift, die ihm aus Florenz zugekommen war, zu vertiefen und Bemerkungen in den ersten römischen Druck dieses Schriftstellers einzutragen, als Cassian ihn störte.

Schon am Morgen hatte er den Diener vermißt. Jetzt stand der, wenn er nicht zu tief in den Becher geschaut hatte, pünktliche Gesell in einem wunderlichen Zustande vor ihm; denn er war völlig durchnäßt, und ein häßlicher Weindunst ging von ihm aus. Das Flachshaar, das ihm den Kopf umstarrte und in das breite, unschöne Gesicht hineinfiel, verlieh ihm ein so verwahrlostes und blödes Ansehen, daß es den Almosenier abstieß und

er ihm unwirsch die Frage entgegenrief, wo er sich herumgetrieben habe.

Aber Cassian sah sicher voraus, daß sich der Unwillen seines Herrn bald in Billigung und Lob verwandeln würde, und begann schnell zu erzählen, was sich nach dem Feste unter den Linden vor dem Prebrunner Schlößchen begeben.

Nachdem er geholfen, den Wittenberger Magister in Gewahrsam zu bringen, war er Barbara auf ihrer nächtlichen Wanderung in einiger Entfernung gefolgt. So lang sie vor dem Hause des Doktor Hiltner wartete und sich mit den heimgekehrten Mitgliedern der Syndikusfamilie unterredete, hatte er sich im Schatten eines benachbarten Hauses verborgen gehalten und sich erst wieder in Bewegung gesetzt, als der Doktor sich mit der Sängerin entfernte. Behutsam war er ihnen bis vor den Garten nachgeschlichen, hatte hier dem herzlichen Abschiede des Syndikus von seiner Begleiterin beigewohnt und war diesem sogar bis zu dem Prebrunner „Loche" nachgegangen. Hier hatte es wieder eine gute Weile geduldig zu harren gegolten, bis der Doktor mit dem Gefangenen ins Freie getreten war. Man hatte Erasmus die Stricke von den Händen genommen, und Cassian war ihm auf den Fersen geblieben, bis er im Dorfe Kager an der Nürnberger Straße eingekehrt war. In der Schenke dort hatte der junge Mann einen Imbiß genommen; das Geld dazu war ihm von dem Syndikus gegeben worden. Cassian hatte die Goldstücke, die Erasmus als Wegzehrung in die Hand gezählt worden waren, im Lichte des Morgenrotes blinken sehen.

Auf die Frage des Almoseniers, ob er auch etliches

von dem Gespräche der Sängerin mit dem Doktor im Gedächtnis behalten, bekannte Cassian, dazu hätte er sich zu weit von den Verfolgten entfernt halten müssen, doch wäre das Verhalten des Doktors gegen die Sängerin besonders beim Abschied sehr freundlich gewesen.

Die nichts weniger als anerkennende Weise, mit der der Almosenier diese Erklärung hinnahm, bereitete dem übereifrigen Diener eine große Enttäuschung, ja er gestattete sich im stillen an der Weisheit und Thatkraft seines Gebieters zu zweifeln, als dieser bemerkte, die Verhaftung eines Menschen, der nur in einen fremden Garten getreten, entbehre jeder Berechtigung, und daß die Sängerin mit den Hiltners in Verbindung stehe, sei ihm nichts Neues.

Damit wies er dem Diener die Thür.

Als er wieder allein war, schaute er sinnend ins Leere. Er kannte die Menschen gut genug, um zu wissen, daß Barbara ihn in der Beichte nicht hintergangen. Trotz des nächtlichen Ganges mit dem Haupte der Regensburger Ketzer hing sie treu an der heiligen Kirche.

Nur der nächtliche Besuch des Magisters gab ihm zu denken und legte ihm die Frage vor, ob er nicht dennoch mit zu großer Wärme für dies eigenartige Geschöpf mit dem leicht erregbaren Künstlerblute eingetreten sei.

Drittes Kapitel.

In dem Prebrunner Schlößchen war es still geworden; ja es kamen Tage, an denen eine hohe Strohschicht auf der Straße daran erinnerte, daß hier eine wohlverpflegte Schwerkranke ruhte, von der jedes Geräusch fern zu halten war.

In Regensburg und im „Goldenen Kreuz" begann es dagegen immer lebhafter und lauter zu werden.

Am 28. Mai hielt der römische König Ferdinand, der Bruder Kaiser Karls, mit den Seinen den Einzug. Am fünften Juni wurde der Reichstag eröffnet und zog manche Fürsten und Herren, nur nicht den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen, die Häupter des Schmalkaldener Bundes, an die Donau. Für den Anfang des Juli war die Hochzeit der Töchter des Königs Ferdinand in Aussicht genommen, und mancher hohe Gast ritt bereits im Juni in Regensburg ein. Dazu begann sich schon einiges Kriegsvolk zu zeigen.

Für Kaiser Karl waren die Stunden mit Arbeit und geselligen Verpflichtungen angefüllt bis an den Rand. Die Gichtschmerzen verschwanden nicht ganz, doch blieben sie erträglich.

Die jungen Erzherzoginnen Anna und Marie sagten dem Kaiser in ihrer frommen Wohlerzogenheit zu, und ihr junger Bruder Maximilian erfreute ihn durch seinen wachen Geist und sein frisches, ritterliches Wesen, wenn er auch manchen Zug an ihm wahrnahm, der ihn mit dem Beichtvater bezweifeln ließ, ob er nicht der evangelischen Lehre freundlicher zuneige, als es sich für einen Sohn seines erlauchten Hauses ziemte. Aber Karl selbst waren in der Jugend dergleichen Anwandlungen nicht fremd geblieben. Wurde Maximilian erst mit einem Regierungsamte betraut, nahm er schon selbst wahr, in wie enger und wirkungsvoller Verbindung Thron und Kirche standen. Weit entfernt, seinen Widerspruch durch Vorwürfe zu reizen, zog der kluge Oheim ihn an sich und legte nur durch treffende Bemerkungen Samenkörner in seine Seele, die ihrerzeit aufwachsen und Frucht tragen sollten.

Mit aufrichtiger Bewunderung verfolgten die Oesterreicher die wahrhaft aufreibende Thätigkeit des hohen Hauptes ihres Hauses; denn er gönnte sich nur wenige Stunden Schlaf, und wenn sich Granvella müde mit ihm gearbeitet, vertiefte er sich allein oder mit einigen Kriegsobersten in die Aufnahmen des Kriegsschauplatzes, stellte Berechnungen auf, ordnete Werbungen und kriegerische Bewegungen an und entzog sich darum doch nicht dem Verkehr mit den Wienern und mit anderen Gästen.

Dennoch vergaß er Barbara nicht. Täglich mußte der Leibarzt ihm Bericht über ihr Befinden erstatten, und als Meister Mathys im zweiten Drittel des Juni an ihrem Aufkommen zweifelte, beunruhigte es ihn so sehr, daß es seine Angehörigen bemerkten und der folgenschweren

Kriegserklärung zuschrieben, die in der nächsten Zeit stattfinden sollte.

Als die Leidende endlich der Genesung entgegenging, war seine Selbstsucht mit dem Verlaufe der Dinge zufrieden. Wohl gedachte er des späten Liebesfrühlings, den er genossen, wie einer köstlichen Schicksalsgabe, und wenn er sich mancher zärtlichen Begegnung mit Barbara erinnerte, flog ihm wohl auch ein sonniges Lächeln über das ernste Antlitz. Im ganzen aber war er froh, daß dies Liebesverhältnis einen so glimpflichen Abschluß gefunden. — Gerade die letzten Wochen nahmen seine ganze Kraft und Zeit so streng und dringend in Anspruch, daß er Barbaras Ansprüche auf seine Liebe hätte zurückweisen oder ernste Pflichten vernachlässigen müssen.

Dazu wäre eine Begegnung der Geliebten mit seinen Neffen und jungen Nichten kaum zu vermeiden gewesen, und dadurch auf die uneingeschränkte Verehrung und Bewunderung, die namentlich die völlig unerfahrenen, kindlich harmlosen Erzherzoginnen ihm zollten, und die ihm wohlthat, ein trübender Schatten gefallen. Ihm dies lebhaft vor die Seele zu führen, hatte der Beichtvater Sorge getragen. Indem er Barbaras mit teilnehmendem Mitleid gedachte, stellte er ihre Erkrankung als einen neuen Beweis der hohen Gunst dar, die der Himmel Kaiser Karl so oft zu erkennen gebe, und hob die Nachteile hervor, die die längere Fortdauer dieses an sich verzeihlichen, ja in mancher Hinsicht ersprießlichen Liebesverhältnisses dennoch zuletzt nach sich gezogen hätte.

Der Knabenchor der Königin Marie sollte noch einige Zeit in Regensburg bleiben, und so oft der Monarch seinen Vorträgen beiwohnte — und es geschah beinahe täglich —

erwachte in ihm das Verlangen nach Barbara trotzdem mit erneuter Kraft. Auch geschah es ihm wohl, daß er mitten in der ernstesten Thätigkeit die Frage erwog, wie es möglich zu machen sei, sie zwar nicht als Geliebte, aber doch als Sängerin in seiner Nähe zu behalten, — und sein findiger Geist verfiel auf eine glückliche Auskunft.

Wohl hätte er, wenn er ihren Vater in einen höheren Rang erhob, sie selbst von seiner Schwester Marie unter ihre Hofdamen aufnehmen lassen können; doch lag darin immerhin eine unwillkommene Versuchung. Wenn sie sich dagegen entschloß, den Schleier zu nehmen, so ließ es sich leicht ermöglichen, sie öfter zu hören, und ihr Gesang konnte ihm dann das leidensvolle und an Genüssen arme Alter, das ihm bevorstand, wunderbar verschönen. Immer deutlicher fühlte er, daß es weniger ihre allerdings seltene Schönheit als der Zauber ihrer Stimme und Kunst gewesen sei, der ihn zu dieser späten Leidenschaft gezwungen.

Der Gedanke, sie würde sich auszuführen weigern, was er über sie verhängte, war für sein Hoheitsgefühl unfaßbar und blieb ihm darum auch fern.

Besonders wenn es Schmerzen zu ertragen galt, gelang es ihm indes nicht allzu schwer, auch diesem Wunsche für die Zukunft Schweigen zu gebieten; denn dann drängten sich ihm Erinnerungen an die letzten tief getrübten Stunden ihres Liebesbundes auf. Dann sah er sie wie eine Bacchantin sich mit dem jungen Sachsenherzog im Gagliardentanz schwingen; der verschleuderte Stern trat ihm wieder vor Augen, und seine empfindliche Seele gebot ihm, jedem Wiedersehen mit ihr zu entsagen.

Doch das Leiden eines Menschen, den wir einmal liebten, ist von versöhnlicher Kraft, und er, der sonst

auch nach Jahren keine Beleidigung vergaß, war dann wieder geneigt, ihr zu vergeben und kam auf den Wunsch zurück, sich auch ferner ihres Gesanges zu erfreuen.

Als er seinen Nichten vor der Hochzeit die Diademe verehrte, die Meister Jamnitzer für sie verfertigt, erwachte sein Groll über das von Barbara verkaufte Kleinod aufs neue. Sie für diese, wie er es nannte, „lieblose" That zu bestrafen, ging nicht mehr an. Dafür ließ er die Marquise für den Mißbrauch der Unerfahrenheit ihrer Schutzbefohlenen seinen Unwillen streng genug fühlen; denn er sandte sie, ohne ihr eine Abschiedsaudienz zu bewilligen, mit Briefen, die der Königin Marie seine Unzufriedenheit zu erkennen gaben, nach Brüssel zurück. Statt der gewandten Zofe Alphonsine begleitete sie eine unbeholfene schwäbische Magd; denn der Diener Cassian war mit jener in die Ehe getreten.

Barbara erfuhr nichts von allem; denn ihre Genesung schritt langsam vorwärts, und jede Beunruhigung sollte ihr fern gehalten werden.

Nie vorher war sie krank gewesen, und das Stillliegen in einer Zeit, in der sie alles drängte, für das Glück ihres Lebens und ihrer Liebe zu kämpfen, die Macht ihrer Schönheit und Kunst zu bewähren, stellte ihre ohnehin schwache Geduld auf die härtesten Proben.

In den ersten Tagen war sie bei vollem Bewußtsein und beobachtete mit scharfer Spannung, was um sie her vorging. Daß Karl ihr den eigenen Leibarzt schickte, machte sie glücklich, daß er die Bitte, die sie ihm durch Meister Mathys hatte vortragen lassen, ihr, wenn auch nur auf einen kurzen Augenblick, sein Antlitz zu zeigen, unerfüllt ließ, erregte sie dagegen tief und schmerzlich. —

Die Kapellmeister, der Geiger Massi, die Wollerschen Frauen aus der „Arche“, sowie die Gattin und Tochter des Doktors Hiltner, der Sängerknabe Hannibal und viele Herren von Hofe, ja sogar der Bischof von Arras erkundigten sich nach ihrem Ergehen, und sie hatte der Lerchin auf die Seele gebunden, sie von allem, was ihre Person anging, zu unterrichten; denn jedes Zeichen der Teilnahme ersetzte ihr gleichsam den Beifall, an den sie gewöhnt war.

Als sie am zweiten Tage hörte, die alte Ursula sei dagewesen, um sich im Auftrage Wolffs, der der Genesung entgegenging, nach ihr umzuschauen, verlangte sie stürmisch sie zu sehen; die Lerchin ließ sie aber, dem Befehle des Arztes gehorsam, dennoch nicht vor. Da brauste Barbara so heftig auf, daß die unverständige Alte vergaß, dem Fieber Rechnung zu tragen, und fest beschloß, in die Grieb heimzukehren. Es zog sie mancherlei dahin zurück, besonders aber ihre Kundschaft; denn Tag und Nacht kamen ihr die Kleider nicht aus dem Sinn, die gerade jetzt, vor dem Beginne des Reichstags, andere Schneiderinnen für ihre vornehmen Auftraggeberinnen zu verfertigen hatten.

Eine gewisse Scham hatte sie zurückgehalten, Barbara gleich nach dem Ausbruche der Krankheit zu verlassen. Das Abwarten war auch rätlich erschienen, weil das Erscheinen des Leibarztes doch wohl bewies, daß die Neigung des Kaisers zu der Geliebten nicht völlig erloschen. Jetzt aber kam ihr Barbaras Aufbrausen gelegen; denn gestern war auf Anregung des Arztes und mit ausdrücklicher Genehmigung des Kaisers eine der Dominikanerinnen vom Heiligenkreuzkloster, Schwester Hyacinthe,

am Krankenbette ihres „Schützlings“ erschienen und trat mit ruhiger Würde ihr Amt an. Das drängte die Lerchin in eine Stellung, die ihr nicht zusagte, zurück, und da bald nach Barbaras Aufbrausen Meister Mathys sie streng zu einem stilleren und bescheideneren Verhalten aufforderte, erklärte sie, solche Kränkung und Mißhandlung nicht zu ertragen, packte schnell ihre sieben Sachen zusammen und begab sich mit weit schwererem Gepäck, als sie mitgebracht hatte, in die Grieb zurück.

Nun waltete Schwester Hyacinthe allein im Krankenzimmer, und das stille Gesicht der Nonne, deren Haube schon leicht ergrauendes Haar verbarg, wirkte so beruhigend auf die Kranke wie ihre angenehme leise Stimme. Sie war die Tochter eines ritterlichen Hauses und hatte aus tief innerlichem Berufe und als eine der Auserwählten den Schleier genommen, die in der Nachfolge Christi sich selbst vergessen, um ihre ganze Kraft und die große Liebe, die ihr Herz erfüllt, den leidenden Nächsten zu widmen. Sie waren ihre Welt, und dem Barmherzigkeitstriebe in der eigenen Brust mit schwerer Mühewaltung, mit zärtlicher Sorgfalt, mit Nachtwachen und oft bis zum Schmerz gesteigerter Ueberanstrengung Befriedigung zu verschaffen, ihre einzige Lust. Der Tod, dem sie an so vielen Krankenbetten ins Auge geschaut, war ihr ein guter Freund, der den Schlüssel zu dem ewigen Heim führte, in dem der himmlische Bräutigam ihrer harrte.

Was in der Welt vorging, ob Frieden herrschte oder die Völker einander bekriegten, kümmerte sie nur, insoweit es mit ihrem Pflegling in Verbindung stand. Auf ihn allein bezog sich, was sie dachte und that, ihre ganze Liebe und Sorgfalt.

Der Abzug der Lerchin erleichterte ihr die Seele, und es erschien ihr wie ein Rätsel, daß Barbara, deren Schönheit ihre Teilnahme steigerte, und die ihr der Arzt als begnadigte Sängerin gerühmt, diesem Weibe in gesunden Tagen hatte Zutrauen schenken können.

Das Erscheinen der Schwester Hyacinthe an ihrem Lager war Barbara anfänglich befremdlich erschienen, weil sie nicht nach ihr verlangt hatte; aber der bloße Umstand, daß der Geliebte sie ihr gesandt, machte es ihr leicht, der Nonne freundlich zu begegnen, und bald wurde die unermüdliche, erfahrene und immer gleich dienstwillig heitere Pflegerin ihr unentbehrlich.

Im ganzen konnte der Arzt wie die Schwester Barbara eine lenksame Kranke nennen, und oft legte sie sich auch einen ihrem lebhaften Wesen widersprechenden Zwang an, weil sie fühlte, wie großen Dank sie beiden schulde.

Erst als das Fieber den höchsten Grad erreichte, machte sich das Ungestüme ihrer Natur in vollem Maße geltend, und in wildere Phantasien hatte der erfahrene Heilkünstler wenige Kranke ausbrechen sehen.

Die Wahnbilder, die sie ängstigten, pflegten wenig mannigfaltig zu sein; denn alle drehten sich nur um die Person des kaiserlichen Geliebten und um ihre Kunst.

Ihr kräftiger Körper widerstand indes unter der sorgsamsten Pflege auch den heftigsten Angriffen des Fiebers, und als der Juni sich dem Ende entgegenneigte, schien jede Gefahr beseitigt.

Meister Mathys hatte ihr schon gestattet, im Freien zu sitzen, und dem Kaiser berichtet, es sei nichts mehr zu befürchten.

Der Monarch sprach dem Arzte seine Zufriedenheit

darüber aus, statt aber sich näher über den Verlauf der Genesung zu erkundigen, führte er das Gespräch schnell auf das eigene Befinden.

Meister Mathys bedauerte dies für das vernachlässigte schöne Geschöpf, das seine Teilnahme gewonnen, doch setzte es ihn nicht in Erstaunen; denn Verpflichtung über Verpflichtung füllte Karl jetzt jede Stunde des Tages. Dazu fand übermorgen, am vierten Juli, die Hochzeit seiner beiden Nichten statt, und er selbst war willens, dem Brautzuge zu folgen und der Trauung beizuwohnen. Am fünften sollte der Reichstag eröffnet werden, und als Vorbote des nahen Krieges war der Herzog von Alba mit etlichen erfahrenen Feldobersten eingetroffen. Wo dieser strenge und bewährte Feldherr zu sehen war, wurden kriegerische Gedanken lebendig, und in Regensburg begannen jetzt schon gerüstete Männer mit Helm und Harnisch sich auf allen Straßen und Plätzen in ungewöhnlicher Anzahl zu zeigen.

Auch das Gemach des Kaisers hatte ein neues Ansehen gewonnen; denn statt der wenig umfangreichen Briefe und Depeschen auf seinem Schreibtische bedeckten ihn außer Karten und Plänen nun Listen und Tabellen, die sich auf den Stand seines Heeres bezogen.

Was konnte ihm jetzt das Befinden eines halb genesenen Mädchens gelten, dessen selbst sein nächster Vertrauter nicht mehr gewagt hätte als seiner Geliebten vor ihm zu gedenken?

Natürlich gab Meister Mathys der Genesenden nichts über die Teilnahmlosigkeit des Kaisers zu wissen; denn immer noch konnte eine starke Seelenbewegung ihr schaden. Zudem war er ein verschlossener Mann, der mit Barbara wenig mehr sprach als nötig. Kaiser Karl gegen=

über legte er sich eine gewisse Zurückhaltung auf; der Menschenkenner auf dem Throne wußte aber, daß er trotzdem einen der treusten Diener in ihm besaß, und schenkte ihm volles Vertrauen; widmete dieser von Haus ausreiche Gelehrte sich doch nur ihm zu liebe dem mühevollen Beruf an seiner Seite, der ihn so oft fort von Bibliothek und Laboratorium führte. Obgleich ihm das schlichte braune Haar längst ergraut war, hatte er sich nicht entschlossen, ein Weib zu nehmen; denn er entschied sich für den Kaiser — und auch dies war Karl bekannt —, so oft die Wahl an ihn herantrat, dem hohen Patienten auf seine Reisen und Fahrten zu folgen oder in einem eigenen Hausstand Ruhe und Behagen zu finden.

Auf die lebhafte Barbara gewann die gelassen gütige Weise dieses weitberühmten Heilkünstlers sehr bald großen Einfluß. Seit sie fühlte, daß er es wohl mit ihr meine, gehorchte sie ihm gern. Hatte er ihr auch manchmal mit dem Finger zu drohen und ihr vorzustellen, wie viel sie selbst beitragen könne, die freie Bewegung und den Gebrauch ihrer Stimme zurückzuerlangen, that sie doch nichts, was er ernstlich hätte rügen müssen, und so schritt ihre Genesung aufs beste fort, bis der Tag der Vermählungsfeier vor der Thür stand.

Schon war ihr gestattet worden, die alten Besuche wieder zu empfangen und sich, ohne selbst viel zu sprechen, etwas von ihnen erzählen zu lassen. Auch der kleine Malteser Hannibal hatte sich wieder eingestellt. Mancherlei, wovon Gombert und Appenzelder geschwiegen, wußte der lebhafte Knabe zu berichten.

Morgen, am Tage vor der Vermählung der Prinzessinnen, teilte er unter anderem mit, würde am Nach-

mittag der Brautzug stattfinden. Vom Domplatze sollte er ausgehen und sich nach Prebrunn wenden. Dort werde er umkehren und sich vor dem Rathause auflösen. Was auch immer zur Feier der Vermählung und zum Reichstag an ansehnlichen Herren und Damen nach Regensburg gekommen, würde sich dabei dem Volke zeigen, und es heiße sogar, der Kaiser habe vor, neben seinem hohen Bruder den Zug zu eröffnen. Er müsse an dem Garten vorbei; von dem Schlößchen aus ließe sich die Straße aber kaum übersehen, — dazu wären die Linden, Buchen und Ulmen zu hoch und voll belaubt.

Diese Nachricht störte Barbara die Ruhe.

Während sie in den letzten Nächten gut geschlafen hatte, floh sie in dieser der Schlummer. Fortwährend mußte sie der Möglichkeit einer Beteiligung des Kaisers an dem Zuge gedenken, und den Geliebten wiederzusehen war das Ziel ihrer Sehnsucht.

Auch am Morgen und während der Arzt ihr erlaubte, sich im Freien aufzuhalten, weil der Tag heiß war und windstill, kam ihr der Brautzug nicht aus dem Sinne. Dennoch erwähnte sie seiner mit keinem Worte.

Beim Mittagsmahle genoß sie so wenig, daß es Schwester Hyacinthe auffiel. Besorgt erkundigte sie sich, ob sie sich weniger wohl befinde, doch Barbara versicherte das Gegenteil und ließ sich nach einer kurzen Rast im Hause wieder unter die Linde führen, wo sie am Morgen in einem Lehnstuhle gerastet.

Kaum hatte sie sich dort niedergelassen, als alle Glocken der Stadt zu läuten und Kartaunen- und Haubitzenschüsse die Luft zu erschüttern begannen. Welch ein festliches Lärmen!

Wie lebhaft erinnerte es sie an die glänzenden Schaustellungen und Feierlichkeiten, denen sie früher beigewohnt hatte. Es war, als zwängen die Schwingungen der Luft auch ihr Herz zu schnellerer Bewegung. Atemlos lauschte sie nach der Stadt hin, und nun übertönte fernes Trompetengeschmetter den dumpfen Donner der Geschütze und das scharfe Knattern der Feldschlangen.

Von der Gartenmauer her drang das wirre Zusammenklingen vieler menschlichen Stimmen zu ihr herüber.

Die Straße mußte voll sein von Menschen.

Jetzt wurden aus der Ferne auch einzelne schrille Trompetenstöße neben Posaunen und dumpfem Paukenklang vernehmbar, und das Lärmen steigerte sich von Minute zu Minute. Auf einer großen alten Buche hart an der Mauer, die ein Dutzend Buben erklettert hatten, sah sie schon Tüchlein winken und hörte helle Knabenstimmen rufen.

Da erfaßte sie der Wunsch, dem mächtigen Triebe ihrer Seele Befriedigung zu verschaffen, mit leidenschaftlicher Gewalt.

Schwester Hyacinthe befand sich eben im Hause, und wie eine Erleuchtung kam es ihr in den Sinn, daß man von dem Gartenhäuschen aus, das der ehrwürdige Besitzer des Schlößchens sein „Frigidarium“ nannte, weil es dort auch an den heißesten Sommertagen kühl war, auf die Straße sehen könne.

Es war ein kleiner turmartiger Bau, der an die Gartenmauer lehnte und dessen einziger Innenraum eine Felsenhöhle nachzubilden bezweckte. Die Wände waren mit Tuffstein und Stalaktiten, mit Muscheln, Bergkristallen und Korallen bekleidet, und von der hohen Decke hingen

lange Tropfsteinzapfen nieder. Von der einen Wand plätscherte ein Brünnlein in eine große Muschel, die mit grünen Wasserpflanzen bekränzt war und einigen Goldfischen und Fröschen zur Wohnung diente.

Das einzige völlig unverschlossene Fenster glich nur einer Oeffnung im Gestein und schaute auf die Straße hinaus. Ueber einander geworfene Felsstücke gestatteten ihr ordnungsloses Gehäuf als Treppe zu benützen und ins Freie zu schauen.

Von ihm aus ließ sich die Straße nach der Stadt zu überblicken. Mehrmals hatte Barbara es versucht, wenn sie der Sänfte des Geliebten in der Abenddämmerung oder zu späterer Stunde den Fackelträgern, die ihr voranschritten, entgegenschaute.

Schon stand sie fest genug auf den Füßen, um die wenigen rohen Stufen, die zu der Oeffnung im Gestein hinaufführten, zu erklettern, und der unbezähmbaren Sehnsucht ihres Herzens gehorsam, erhob sie sich von dem Armstuhle und schritt, so schnell sie die immer noch schwachen Füße tragen wollten, dem Frigidarium entgegen.

Den von der heißen Junisonne bestrahlten Weg zurückzulegen, fiel ihr doch schwerer, als sie gedacht; das Glockengeläute und das Krachen der Geschütze dauerte aber fort, und jetzt wurde es schon von den Fanfaren der Herolde und dem Geschrei des Volkes übertönt.

All dies Donnern, Schallen, Klingen, Schmettern und Tosen galt dem einen, nach dessen Anblick ihr ganzes Wesen so heiß verlangte, und als sie in der Mitte des Weges die Nötigung fühlte, sich auf der Bank unter einer Hänge-Esche am Gartenpfade niederzulassen, folgte sie ihr nicht, sondern zwang sich, weiter und weiter zu schwanken.

Helle Tropfen perlten ihr auf der Stirn, als sie das Frigidarium betrat; dort aber empfing sie die köstlichste Kühlung. Auch hier durfte sie sich indes noch keine Ruhe gönnen; denn die Buben in der Krone der Buche und einiger benachbarten Bäume schrieen sich schon die hellen Kehlen heiser und schwenkten Kappen und Zweige.

Mit zitternden Knieen zwang sie sich, einen der Blöcke, die die Treppe bildeten, nach dem andern zu erklimmen. Als ein leiser Schwindel sie überfiel, bot eine Tropfsteinzacke ihr Halt, und so schnell er gekommen, ging er vorüber. Jetzt war sie am Ziele. Das Felsstück, auf dem sie stand, bot, wie schon manchmal, ihren Füßen eine genügende Stütze.

Weniger Augenblicke bedurfte sie, um in dieser wundervollen Kühle das volle Bewußtsein zurückzugewinnen. Nur der wilde Schlag des Herzens verursachte ihr eine peinliche Empfindung; doch wenn es ihr vergönnt war, den Geliebten wiederzusehen, mochte die Welt zu Grunde gehen und sie mit ihr.

Jetzt schaute sie von dem hochgelegenen Fenster aus ins Freie.

Gerade zu rechter Zeit war sie gekommen.

Kaiserliche Leibtrabanten und Hatschiere hielten auf und nieder galoppirend die Mitte der Straße frei. Jenseits des Weges, den sie überblickte, drängte sich in langer Reihe eine zahllose Menge von Bürgern, Bauern, Soldaten und Mönchen, von Weibern und Kindern dicht an einander. Mühsam widerstanden sie dem Andrange derer, die hinter ihnen standen, Schulter an Schulter, Kopf an Kopf. Was Barbara von dem hohen Standpunkte aus von ihnen erblickte, waren Hüte, Barette,

Kappen, Helme, Weibermützen und Ringelhauben, blondes und rotes Haar auf unbedeckten Köpfen, und in der Mitte so manchen Scheitels die priesterliche Tonsur.

Dann kam auf der Straße eine Staubsäule näher, aus der Fanfarenrufe wie der Schrei des Habichts aus grauen Nebeln hervorschmetterten. Wenige Augenblicke noch, und das Gewölk verschwand; die Zurufe der Menge aber wuchsen an zu lautem Geschrei, als die Herolde, die dem Zuge voranritten, sich zeigten und die langen, glänzenden Trompeten zu den Lippen führten. Ihnen folgten auf mutigen Hengsten hochzeitliche Marschälle aus fürstlichen Häusern in reicher Kleiderpracht, mit Blumensträußen an der Schulter.

Nun ebbte der Lärm auf kurze Augenblicke, und Barbara war es, als stünde das Herz ihr still; denn die beiden hohen Herren auf edlen Rossen, die nun nach einem weiten Zwischenraume folgten, waren das fürstliche Brüderpaar Kaiser Karl und König Ferdinand.

Auf der Seite Barbaras ritt derjenige, dem ihre Seele wie ihr Auge sich entgegensehnte.

Noch wurde er halb vom Staube verschleiert, doch es konnte kein anderer sein; denn jetzt erst erreichte der Ausbruch der Begeisterung, der Freude, der Ehrerbietung des Volkes den höchsten Gipfel. Es war, als stimmten die Bäume am Wege mit ein in den maßlosen Jubel. Die Größe des Herrschers, des Feldherrn und glücklichen Familienhauptes ließ die Evangelischen ringsum vergessen, womit dieser Monarch ihren Glauben und damit sie selbst bedrohte, und auch er, der Schutzherr und treue Sohn seiner Kirche, schien den Gedanken von sich zu weisen, daß es strafwürdige Ketzer waren, die ihn mit so

ungestümem Jubel begrüßten und die doppelte Festfreude seines Hauses mit so inniger Hingabe teilten. Wenigstens grüßte er mit liebenswürdiger Freundlichkeit die Menge zu beiden Seiten des Weges, und als dieser ihn an dem Garten des Schlößchens vorbeiführte, lächelte er sogar und sah nach ihm hin, als sei eine heitere Erinnerung in ihm lebendig geworden.

In diesem Augenblicke schaute Barbara dem Kaiser ins Antlitz.

Das waren die Züge, die ihr so innig entgegen geblickt hatten, als er ihr zum erstenmal das unvergeßliche „Weil ich nach Liebe schmachte", zugerufen, und ihr sehnsüchtiges Herz schlug jetzt nicht minder schnell als damals. Vergessen war, was er ihr zugefügt hatte, und was sie durch ihn gelitten. Sie wußte nichts, als daß sie ihn liebte, daß er der größte, ihr teuerste aller Menschen.

Völlig unmöglich war es für ihn, sie zu erblicken; aber auch daran dachte sie nicht, und als er so froh bewegt zu ihr hinschaute, und der Jubel des Volkes wie ein hochloderndes Feuer, das ein Windstoß zwingt, noch höher aufzuflammen, sich gleichsam selbst überbot, da hätte sie in das Hoch- und Hurra- und Vivatrufen ringsum mit einstimmen müssen, wenn sie auch mit Kerker und Tod dafür bestraft worden wäre.

Und in der That klammerte sie sich fester an die Stalaktitenzapfen, stellte sich auf die Zehen und mischte ihre Stimme in das Jubelgeschrei der Menge.

Der Atem versagte ihr dabei, und sie fühlte ein schmerzliches Stechen in der Brust, doch sie achtete dieser Pein so wenig wie der Schwäche ihrer Füße. Was körperlich an ihr war, schien entschlafen oder gestorben.

Nichts wachte und lebte an ihr als die Seele. Nichts regte sich in ihrer Brust als die Wonne, ihn wieder zu sehen, die unbeschreibliche Lust, kund zu thun, daß sie ihn liebte.

Schon konnte sie ihm nicht mehr ins Antlitz schauen, schon hatte der Staub ihn und sein Roß wieder dem Blicke entzogen, und noch immer rief sie „Karl", und wieder und wieder „Karl", und dabei erfüllte sie ein Wohlgefühl ohnegleichen, und es war ihr, als müßte die Luft oder ein guter Geist ihm diesen Ruf zutragen und ihn ihrer heißen, unauslöschlichen Liebe versichern.

Wie Schattenbilder zogen die anmutigen, im Juwelenschmucke strahlenden fürstlichen Bräute mit ihren Verlobten, die Herren und Damen ihres prächtigen Gefolges an ihr vorüber. Zu einem wirren Durcheinander verschwamm vor ihren Augen der Zug der deutschen, spanischen, ungarischen, böhmischen und italienischen Großen. Von den blanken Rüstungen der Fürsten, Grafen und Barone, von dem Edelgestein an dem Hauptschmuck, den Gewändern und dem Pferdegeschirr der Damen und magyarischen Magnaten blitzte es hell zu ihr herauf, der Purpur an den Hüten und Talaren der Kardinäle leuchtete ihr entgegen, sonst aber verschmolz, was ihr Auge erschaute, zu einem einzigen, bunten, glänzenden und bewegten vielgliederigen Körper.

Jetzt näherte der Zug sich dem Ende, und die Last und Schwäche des Körpers machten sich plötzlich aufs peinlichste geltend.

Nur zu deutlich empfand sie, daß es Zeit sei, den Auslugeplatz zu verlassen; denn die Füße wollten sie kaum mehr tragen, und dazu fror sie.

Im leichten Sommergewande hatte sie sich in diesen feuchten Höhlenraum begeben, und jetzt schien es kühler und immer kühler in ihm zu werden.

Wie ein schweres, kaum zu bewältigendes Werk strengte das Herabklimmen von der hohen Treppe sie an, und vielleicht wäre es ihr auch nicht gelungen, es mit eigener Kraft zu vollenden; wie sie aber kaum mit ihm begonnen, hörte sie den Ruf ihres Namens, und bald darauf betrat Schwester Hyacinthe das Frigidarium und half ihr den Boden erreichen.

An der eiskalten Hand führte die Nonne sie ins Freie und ließ es nicht an freundlichen Vorwürfen fehlen.

Als das Frösteln auch im warmen Sonnenscheine nicht von ihr wich, sah sie ein, wie recht die Schwester hatte, und doch blieb die Reue ihr fern.

Schon in der Nacht ergriff sie das Fieber mit heftiger Gewalt, und der entzündete Hals verursachte ihr starke Schmerzen.

Als Meister Mathys an ihr Lager trat, kannte er bereits durch die Schwester die Ursache dieses traurigen Rückfalles. Wie Barbara dazu gekommen war, diese folgenschwere Unvorsichtigkeit zu begehen, verstand er nur zu wohl. Mit Tadel, mit Warnungen war hier nichts gethan, — es galt nur zu handeln und den Kampf mit dem kaum besiegten Leiden neu zu beginnen, und dank seinem unermüdlichen Eifer, dank der gesunden Natur Barbaras und der Sorgfalt ihrer Pflegerin, errang er zum zweitenmale den Sieg. Eines vollen Triumphes durfte er sich aber dennoch nicht freuen; denn von der schweren Entzündung der Luftröhrenäste war eine Heiserkeit zurückgeblieben, die keinem seiner Mittel weichen wollte. Sie

konnte noch lange dauern, und der Gedanke, daß die Reinheit der Stimme seiner Patientin vielleicht auf immer verloren sei, gereichte auch ihm zu aufrichtiger Betrübnis.

Wohl widersprach er dem Mädchen, wenn sie dieser Befürchtung Ausdruck gab; als aber der Juli dem Ende entgegen ging und ihre Stimme immer noch stark verschleiert blieb, hoffte er kaum mehr, ihr den alten Wohllaut zurückgeben zu können. Im übrigen durfte er Barbara als gerettet betrachten und die volle Genesung ihrer eigenen Geduld und Vorsicht anvertrauen.

Vor verhängnisvollen Wagnissen wie das letzte schützte sie vielleicht der heiße Wunsch, die Gottesgabe des Gesanges zurück zu gewinnen, und sicherer noch die Hoffnung, die sie der Schwester und dann auch ihm anvertraut hatte. Mit warmer Teilnahme beobachtete der Arzt, wie tief diese geheimnisvolle Erwartung auf ihre von wechselnden Empfindungen hin und her gerissene Seele wirkte, und der wackere Mann war bereit, ihr als Freund und Vermittler zur Seite zu stehen.

Leider ließ der Drang der Geschäfte gerade jetzt dem Kaiser wenig Zeit, auf die Stimme des Herzens zu hören.

Vorgestern war über den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen die Acht verhängt und der Krieg damit begonnen worden.

Schon waren zwölf Fähnlein Spanier, die in Ungarn gedient hatten, und anderes Kriegsvolk in Regensburg eingezogen; von Oesterreich aus kam Geschütz die Donau hinauf, und die Stadt hatte ein neues kriegerisches Ansehen gewonnen. In solcher Zeit den Kaiser mit einer Angelegenheit, die ihn so tief erregen mußte, in seiner Thätigkeit als Feldherr zu stören, war mißlich, und nur wenige

wären mutig genug gewesen, sie vor den überbürdeten Monarchen zu bringen; die Teilnahme des Leibarztes für Barbara war aber so warm und aufrichtig, daß er sich bestimmen ließ, den Vermittler zwischen ihr und dem Manne zu spielen, der so tief in das Geschick ihres Lebens eingegriffen hatte. Zum erstenmale sah er sie weinen, und ihr anmutiges Wesen erschien ihm gleich rührend, wenn sie sich banger Seelennot oder beglückenden Hoffnungen hingab.

Sein Vorgehen für sie duldete jetzt keinen Aufschub; denn die Abreise des Kaisers zu den Truppen stand vor der Thür.

Fest entschlossen, die Sache des unglücklichen Mädchens, dessen Erhaltung — er durfte es sich sagen — sein Werk war, so warm es nur anging, zu führen, und doch nur mit geringen Hoffnungen auf guten Erfolg, überschritt er die Schwelle des kaiserlichen Gemaches.

Als der Arzt dem Herrscher mitteilte, man dürfe Barbara zum zweitenmale als gerettet betrachten, gab dieser seiner Freude durch ein warmes: „Das haben wir wieder einmal Euch zu verdanken,“ Ausdruck; als Mathys ihn aber frug, ob er die Genesung Barbaras nicht zu beschleunigen gedenke, indem er, wenn auch nur auf kurze Augenblicke, bei ihr vorspreche, schaute der Kaiser dem Arzte, dem er eine ihm sonst fremde Befangenheit ansah, in das ernste Gesicht und sagte bestimmt: „Diese Freude, mein Bester, muß ich mir leider versagen.“

Bekümmert verneigte sich der andere; denn der erste Wunsch Barbaras war abgeschlagen worden. Der Kaiser aber sah dem Manne, den er hochschätzte, an, was in ihm vorging, und fuhr in leichterem Tone fort: „So

hielt denn auch Eure unverwundbare Drachenhaut vor den Pfeilen — Ihr wißt schon — nicht stand! Seh' ich recht, so liegt Euch übrigens auch noch etwas anderes am Herzen. Meine Weigerung — es ist leicht zu erkennen — verdrießt Euch; doch so viel mir auch an Eurer guten Meinung liegt, Mathys, — sie bleibt stehen. Je schwerer ich den Frieden da drin zurückgewann, desto thörichter wäre es, ihn einer neuen Gefahr auszusetzen. Wenn je, so gilt es jetzt für mich, jeder Störung aus dem Wege zu gehen. Denkt nur! Mit der Achterklärung beginnt das Eingreifen des Feldherrn. Wie Ihr mich anschaut! Nun ja! Auch Ihr erfuhrt, wie leicht sich, wer am meisten zu thun hat, ein Stündchen abmüßigt, das der Beschäftigungslose nicht findet, und wir sind beide nicht gewöhnt, einander zu täuschen. Es würde uns auch blutwenig helfen. Kurz denn! Barbara wiederzusehen und falsche Hoffnungen in ihr zu erwecken, widerstrebt mir! — Aber auch dies deutliche Wort scheint Euch nicht zu genügen."

„Mit Eurer Majestät Erlaubnis," versicherte der Arzt, „bin ich vielmehr, so sehr ich es auch um der Genesenden willen bedaure, der Ueberzeugung, daß Ihr das Richtige wähltet. Uebrigens entledigte ich mich nur des ersten Auftrages meiner Patientin. Wenn ich ihr nichts Erfreuliches zurückzubringen habe, ist es mir doch vergönnt, ihr reinen Wein einzuschenken. Eure Majestät aber ersparen sich, indem Sie das Wiedersehen mit der Aermsten vermeiden, eine wehmütige, ja vielleicht eine schmerzliche Stunde."

„So grausam also vergriff sich die Krankheit an diesem Meisterwerke des Schöpfers?" frug der Kaiser.

„Bei solcher Gewalt des Fiebers nur zu natürlich," entgegnete der Arzt. „Die Zeit und was unsere ohnmächtige Kunst vermag, wird es hoffentlich bessern, noch aber — und das gereicht der Aermsten zur grausamsten Qual — beeinträchtigt die unselige Entzündung der Luftröhre den Klang ihrer reinen Stimme aufs schwerste."

„Ah!" fiel ihm der Kaiser erschreckt und mit aufrichtigem Bedauern ins Wort. „Thut alles, was in Eurer Macht steht, Mathys, diesen getrübten Quell des Wohllautes wieder zu klären. Ich dank' es Euch mit meinem Besten; denn seht, Meister, die Römer sagten zwar dem Amor nach, er siege durch die Augen; auf mein Herz wirkte der Gesang Barbaras indes weit mächtiger als selbst ihr wundervolles Goldhaar. Gebt ihr den Schmelz der Stimme zurück, und wenn auch das Liebesband, das uns diesen Mai so köstlich verschönte, zerschnitten bleiben muß, will ich doch nicht unterlassen, ihrer mit aller Huld zu gedenken."

„Das, Majestät," bemerkte hier der Arzt mit einer Befangenheit, die Karl neu an ihm war, „wird sich ohnehin schwerlich vermeiden lassen; denn dem Andenken der Lenztage, deren Eure Majestät mit so lebhafter Befriedigung gedenken, scheint die Fortdauer gesichert. Gefällt es doch dem Himmel, wie ich erst heute erfuhr, zu diesem Zwecke ein beseeltes Wesen ins Leben zu rufen . . ."

„Versteh' ich Euch recht," fuhr der Kaiser hier jäh in die Höhe, „so soll ich an Hoffnungen glauben . . ."

„An Hoffnungen," unterbrach ihn der Arzt mit voller Entschiedenheit, „die Eure Majestät nicht erschrecken müssen, sondern beglücken. Dieser neue Zweig an dem erhabenen Stamme Eurer Majestät, ich, der ich nur ein schlichter

Mann bin, begrüße ihn mit stolzer Freude, und die halbe Welt — ich weiß es — sie thut es mit mir."

Da schaute Karl eine gute Weile mit düster zusammengezogenen Augenbrauen vor sich hin.

Der Arzt sah ihm an, ein wie gewaltiger Streit einander entgegengesetzter Gefühle in seiner Brust ausgekämpft wurde, und schweigend gönnte er ihm Zeit, sich zu sammeln.

Endlich erhob sich Karl von dem Armstuhle, schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch und sagte: „Ob Gott der Herr dies neue Leben uns zur Strafe oder zur Freude erweckte, wird die Zukunft lehren. Was weiter in dieser Angelegenheit geschehen soll . . . Ihr kennt meine Art so wichtigen Angelegenheiten gegenüber. Sie wollen überschlafen und reiflich bedacht sein. Nur eins," und dabei gewann seine Stimme einen gebieterischen Klang, „steht jetzt schon unerschütterlich fest. Die Welt darf nicht ahnen, welche Hoffnung sich mir und einer andern eröffnet. Sagt ihr, Mathys, wir wünschten ihr Glück; doch wenn ihr Mutterherz erwarte, ich würde ihrem Kinde die Ehre erweisen, es mein eigen zu nennen, so müsse ich ihr auferlegen, sich zum Schweigen zu bequemen und das Schicksal des Neugeborenen von der ersten Stunde an in meine Hand zu legen."

Hier stockte er, und nachdem er dem Arzte ins Antlitz geschaut, fuhr er fort: „Das findet Ihr wieder hart, Mathys — ich seh' es Euch an; — als mein Freund könnt Ihr aber selbst kaum wünschen, daß die Welt Kaiser Karl gemeinsam mit einer Barbara Blomberg die nämliche Aufgabe lösen sieht. Die Wahl steht ihr frei. Entweder erziehe ich das Kind, mag es ein Knabe sein

oder ein Mädchen, als das meine, wie es mit meiner Tochter, der Herzogin Margarete von Parma, geschah, oder sie weigert sich, mir das Kind von Geburt an zu überlassen, und ich muß ihm die Anerkennung verweigern. Viel zu viel teilte ich schon mit jenem verführerischen Geschöpfe. Auch dieser neuen Fügung kann ich nicht gestatten, die zerrissene Gemeinschaft mit der Sängerin herzustellen. Ist Barbaras Mutterliebe selbstlos, kann ihr die Wahl nicht schwer fallen. Daß die äußere Sorge für dies neue Leben mir zufällt, versteht sich. Eröffnet ihr das, Mathys, und wenn Ihr Euch in Zukunft . . . Aber nein! Wir werden Quijada mit dieser Angelegenheit betrauen."

Als die Thür sich hinter dem Leibarzte schloß, blieb Karl regungslos stehen. Tiefer Ernst furchte ihm die Stirn; plötzlich aber flog ihm ein Zug triumphirender Freude über das Antlitz und machte dann dem Ausdrucke dankbarer Zufriedenheit Platz. Bald aber furchte sich ihm von neuem die hohe Stirn, und die Unterlippe streckte sich vor. Es mußte ihm etwas in den Sinn gekommen sein, das seinen Unwillen erregte. Eben hatte er des Schicksalsgeschenks, von dem der Arzt ihm berichtet, mit der innigsten Herzenslust gedacht; jetzt aber drängten sich dem Grübler die Gründe auf, die ihm verboten, es aufrichtig willkommen zu heißen.

Wenn der Himmel ihm einen Sohn bescherte, würde nicht nur die Kirche, sondern auch das Gesetz, das er so gut kannte, sich weigern, ihm die Rechte eines solchen zuzuerkennen. Ein Kind, dessen Mutter ihn beleidigt hatte, dessen Großvater ein lächerlicher, verarmter alter Haudegen war, dessen Muhmen und Basen . . .

Doch wozu verfügte er über die höchste Macht auf Erden, wenn er sie nicht benützen wollte, um das eigene Kind jedem Hindernis zum Trotz auf den Gipfel irdischer Größe zu erheben?

Das Urteil der Welt, was brauchte er darnach zu fragen? Und dennoch, dennoch . . .

Da wurde es unter ihm lebendig. Lautes Pferdegetrappel ließ sich vernehmen. Eine Schar gepanzerter lombardischer Reiter zeigte sich auf dem Haidplatz — neuer Zuzug für den beginnenden Krieg. Ihm entgegen trabte die mittelgroße, straffe Gestalt des Herzogs von Alba mit einigen Feldobersten, die ihm folgten. Der Fähnrich der Lombarden senkte die Standarte mit dem Bilde der Mutter Gottes vor dem Herzog, und unwillkürlich blickte nun der Kaiser in das Zimmer zurück und auf die liebliche Madonna mit dem Kinde von der Meisterhand Giovanni Bellinis hin, die ihm die königliche Schwester über den Schreibtisch gehängt.

Wie ernst und holdselig und doch wie hoheitsvoll das Christkind dreinschaute, ein wie rührender Anmutsschimmer umwebte die geigenspielenden Engel im Gewölk über der reinsten der Mütter!

Da erfaßte ihn das Bedürfnis, sich im Gebet zu ihr zu wenden, und mit warmer Inbrunst flehte er sie an, das junge Leben, das ihm das Dasein verdankte, mit ihrem gnädigen Schutze zu umgeben.

Der Mutter des Kindes gedachte er nicht.

Zürnte er ihr noch?

Schien sie ihm unwert, sie dem Schutze der Königin des Himmels anzuempfehlen?

Sie galt ihm jetzt nicht mehr als eine geborstene

Glocke, und das Kind, das sie ihm zu schenken verhieß, zu wie hohen Ehren er es auch erhob, der Makel, von dem nichts es zu befreien vermochte, er hieß „seine Mutter".

Von dem Entschlusse, den er dem Arzte eröffnet, war kein Abweichen möglich. In Barbaras Umgebung durfte das Kind nicht aufwachsen. Um dies zu verhindern, mußte sie sich bequemen, sich von dem Sohne oder der Tochter zu trennen und den Schleier zu nehmen. Im Kloster mochte sie sich des Glückes erinnern, das sie einmal zu seiner Höhe erhoben. Durch Gebet und fromme Uebungen konnte und sollte sie ihre Schuld sühnen und auch die seine. In die Niedrigkeit zurückzukehren, der er sie entzogen, mußte ihr selbst schmählich erscheinen. Wer einmal an der Tafel der Götter speiste, wie konnte dem die Kost der Erdenbewohner noch munden?

Daß sie sich seinem Willen widersetzen könnte, erschien ihm auch jetzt undenkbar. That sie es dennoch, so zog er die Hand von ihr ab. Er liebte sie nicht mehr. In dieser Stunde war sie ihm wenig mehr als das bescheidene Gefäß, dem ein Kleinod vom höchsten Werte anvertraut wurde, als ein Gegenstand der Beunruhigung und Sorge. Unerschütterlich wie alles, was er reiflich erwogen, war auch der Entschluß, den er dem Leibarzt eröffnet. Don Luis Quijada sollte für seine Ausführung sorgen.

Viertes Kapitel.

Aus dem „Goldenen Kreuz“ ließ sich Meister Mathys in der Sänfte zu Barbara tragen.

Dieser Gang fiel ihm sauer; denn wenn auch die Bemerkung des Kaisers, er habe sich dem seltenen Zauber dieses Weibes unterworfen, nicht zutraf, so war Barbara seinem menschenfreundlichen Herzen doch nahe gekommen. Zum erstenmale sah er bei ihr das Leiden, das oft auf einzelne Eigenschaften eines Kranken umgestaltend einwirkt, seine wandelnde Kraft auf die ganze Natur erstrecken. Die leidenschaftliche Liebe zu ihrer Kunst verlieh ihr die Kraft, das Schweigen, das er ihr hatte auferlegen müssen, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit innezuhalten, und mit der Geduld eines lenksamen Kindes folgte das früher so leidenschaftliche, eigenwillige Geschöpf seinen Anordnungen und Wünschen.

Die Art, mit der sie ihm in leisem Flüsterton, nachdem er ihr zu reden gestattet, ihr beglückendes und doch so beängstigendes Geheimnis eröffnet hatte, schwebte dem Arzte jetzt noch vor als eines der ergreifendsten Ereignisse aus seinem an mannigfaltigen Erfahrungen reichen Leben.

Wie rührend hatte ihm aus ihrem schönen Antlitz,

dessen edler Schnitt nach der überstandenen Krankheit noch feiner und zarter hervortrat, tiefes Elend und die höchste Wonne, finstere Sorge und lichte Freude, bittere Angst und süße Erwartung, bange Ratlosigkeit und sicheres Zutrauen entgegengeschaut! Dieser Bittenden hätte er auch noch schwerer Erfüllbares nicht abschlagen können.

Nun kehrte er vom Kaiser zurück, und es war ihm zu Mute wie einem geschlagenen Feldherrn.

In welche Form sollte er die Hiobspost kleiden, die er der Genesenden überbrachte? Armes Kind! Wie schwer hatte es zu büßen, was es verschuldet, und wie gering war sein und jedes andern Einfluß auf den auch in der Selbstsucht großen Mann, in dessen Hand es gelegen hätte, ihn zu einem Glücksboten zu machen!

Während der Arzt sich dem Schlößchen näherte, schaute diejenige, an die er so lebhaft dachte, seiner Rückkehr mit fieberhafter Spannung entgegen. Dennoch mußte sie sich gerade jetzt einem Besuche widmen. Es war freilich der einzige, den sie in dieser Stunde nicht abgewiesen hätte.

Wolff Hartschwert war bei ihr.

Sein erster Ausgang nach der schweren Leidenszeit, die hinter ihm lag, galt ihr, so eifrig die alte Ursel auch bemüht gewesen war, ihn davon zurück zu halten.

Unter einem Lindenbaum im Garten hatte er sie gefunden.

Wie waren sie einander wieder begegnet!

Bleich und abgemagert trat er ihr, auf einen Stock gestützt, entgegen, sie aber lehnte mit leicht geröteten Wangen in den Kissen, die ihr Schwester Hyacinthe eben zurecht gerückt hatte.

Ihr Haupt erschien kleiner, ihre Züge waren schmäler

geworden, und trotz des Strohhutes, der sie vor dem blendenden Sonnenlicht schützte, nahm er wahr, daß sie diese schwere Krankheit das prachtvolle Goldhaar gekostet. Immer noch wellig, fiel es jetzt nur bis auf den Hals nieder und gab ihr das Ansehen eines wunderschönen Knaben.

Die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, war von durchsichtiger Feinheit, und als er sie mit der seinen ergriff, die nur um weniges größer und nicht viel kräftiger erschien, und sie ihm mit der heiseren Stimme eine freundliche Begrüßung zuflüsterte, wurden die Augen ihm feucht.

Eine gute Weile schwiegen beide; sie aber fand zuerst das Wort wieder und sagte, indem sie die großen Augen bittend zu ihm erhob: „Wenn Du kommst, um mir Vorwürfe zu machen ... Aber nein! Blaß, recht wie ein nur halb Genesener siehst Du aus, und doch gut und freundlich wie immer. Vielleicht weißt Du auch gar nicht, daß durch meine, immer nur durch meine Schuld Dir all dies Schreckliche zustieß.“

Da lehrte sie ein vielsagendes Lächeln, daß er besser unterrichtet sei, als sie dachte, und indem sie den Blick mit ängstlicher Befangenheit niederschlug, frug sie: „Du weißt also, wer es war, für den dies thörichte Herz? ...“

Hier versagte ihr der Atem, und während sie die Hand auf die Brust drückte, sagte er leise: „Hättest Du's mir nur früher vertraut! Manches wäre dann ungeschehen geblieben, und viel Leid hätte erspart werden können ... Gewiß, Wawerl, Du fehltest; meine Schuld aber wiegt schwerer, und gestraft — o, wie hart — wurden wir beide.“

Da nickte sie ihm leise aufschluchzend zu, er aber fuhr

eifrig fort: „Quijada vertraute mir alles, und wenn derjenige — Du weißt schon — nun alles andere über den Krieg und die Sorgen des Feldherrn vergißt — und Du meines Rates bedarfst und meiner Hilfe, so wollen wir begraben sein lassen, was zwischen uns trat, und denken, wir wären Bruder und Schwester."

Da reichte sie ihm die Hand hin und sagte: „Wie ein Bruder bist Du mir schon lange. Was aber Deinen Rat angeht . . . Heilige Jungfrau . . . weniger als je weiß ich gerade jetzt, wie es um mich selbst steht; aber bald soll ich's erfahren. Doch jetzt kann ich nicht mehr . . . Mir zuzuhören muß wohl auch ein rechtes Kreuz sein. — Solch ein Rabengekrächz aus der Kehle, die Dir doch sonst manches zu Dank machte und der Du gern zuhören mochtest. Ob ich mich wohl je an diesen Mißklang gewöhne? Und Du? Antworte ehrlich . . . Ob es sich sehr, sehr schrecklich anhört, möcht' ich wissen."

„Du bist eben noch heiser," lautete die Antwort. „In einigen Wochen legt sich dergleichen, und es wird wieder ein Genuß sein, Dich singen zu hören."

Da fuhr sie mit leuchtenden Augen auf: „Und das glaubst Du wirklich?"

„Fest und gewiß," antwortete er im Tone der redlichsten Ueberzeugung; sie aber wiederholte froh bewegt: „Fest und gewiß," und fuhr dann lebhaft fort: „O, wenn Du recht behieltest, Wolff, wie wollt' ich so froh sein und dankbar, trotz alle dem. Jetzt aber geht es nicht weiter an. Doch morgen kommst Du wieder, und dann je öfter, desto besser."

„Daraus," erwiderte er betrübt, indem er ihr die Hand zum Abschied reichte, „kann leider nichts werden,

so gern ich's auch möchte; denn in den nächsten Tagen kehr' ich nach Brüssel zurück . . ."

„Um bei der Frau Statthalterin zu bleiben?" frug Barbara gespannt.

„Nein," versetzte er bestimmt. „Nach kurzem Aufenthalt bei Ihrer Majestät tret' ich in den Dienst Don Luis Quijadas, oder besser, in den seiner Gemahlin."

„So . . ." murmelte sie gedehnt vor sich hin. „Die Welt kommt mir nach der langen Krankheit ganz fremd vor. Ich muß mich erst sammeln — und das ist jetzt völlig unmöglich. Morgen, Wolff! Nicht wahr, auf morgen? Dann weiß ich auch schon besser, was mir bevorsteht. Dank, herzlichen Dank, und wenn ich mich morgen auch vor allen anderen abschließe, Dich lass' ich vor."

Nachdem Wolff gegangen war, schaute Barbara sinnend vor sich hin. Was wollte der aufstrebende, junge Musiker bei der Gattin eines Edelmannes in einem einsamen spanischen Neste? Waren auch ihm die Flügel gebrochen und verlangte ihn nur noch nach abgeschiedener Stille?

Doch die Unruhe, die sie beherrschte, verhinderte sie, demselben Gedanken längere Zeit nachzuhängen. Meister Mathys hatte versprochen, ihr, sobald es anging, zu melden, wie sein Gespräch mit dem Kaiser verlaufen, und noch war er nicht zurück.

Thörin, die sie war!

Selbst auf einem schnellen Rosse konnte er den Weg hierher noch nicht zurückgelegt haben, wenn er auch nur eine halbe Stunde im „Goldenen Kreuz" aufgehalten wurde! Die Ungeduld war es, die die Minuten für sie zu Viertelstunden machte. Am liebsten hätte sie sich wieder in das kühle Frigidarium begeben, um Ausschau nach der

Sänfte des Arztes zu halten; doch sie war gewarnt und hatte sich gewöhnt, folgsam wie ein braves Kind, sich den Anordnungen des Doktors zu fügen. Außerdem ließ Schwester Hyacinthe sie nicht mehr im Freien allein und besaß in Frau Lamperi, der „Garderobière“, die die Königin von Ungarn noch nicht heimberufen hatte, eine zuverlässige Stellvertreterin, die sich Barbaras Vertrauen und Neigung erworben.

So hielt sie denn unter der Linde stand, und Meister Mathys setzte die neu erworbene Tugend der Geduld, die er so hoch an ihr schätzte, auf keine zu harte Probe.

Frau Lamperi hatte Ausschau nach ihm gehalten und meldete hastig, seine Sänfte habe die Reichartsche Töpferei schon hinter sich gelassen.

Nun verwandte sie keinen Blick von der Gartenthür, durch die der heiß Ersehnte zu kommen pflegte, und als sie sich öffnete und der breitschulterige, starke Herr mit dem spitzen Doktorhute, dem langen Stabe und dem feinen Linnentuche in der Rechten auf sie zutrat, winkte sie der Nonne und der Zofe, sie zu verlassen, und preßte die Linke auf das Herz; denn was sie beim Anblick des Arztes fühlte, glich der Empfindung des Gefangenen, der in der Schriftrolle, mit der der Richter seinen Kerker betritt, sein Todesurteil vermutet.

Das ihre meinte sie in dem langsamen, beinahe zaudernden Schritte des Meisters zu erkennen. Gravitätisch war sein Gang ja immer; hätte er ihr aber eine gute Nachricht zu überbringen gehabt, er wäre ihr schneller entgegen gekommen. Mit einem Wink, einer Geste, einem Zurufe hätte er ihr zu wissen gethan, daß er Tröstliches bringe.

Aber nichts von dem allen.

Erst als er ihr dicht gegenüber stand, lüftete er den Hut, und während er die breite, feuchte Stirn und die vollen Wangen mit dem Tuche betupfte, las sie aus seinen Zügen, ihre schlimmsten Befürchtungen würden Bestätigung finden.

Jetzt vergönnte er ihr auch mit der ernsten Stimme, die noch tiefer klang als sonst, ein kurzes: „Da wären wir denn," und nun zuckte er bedauerlich die Achseln.

Ihrer letzten Hoffnung machte diese Bewegung ein Ende. Unfähig, sich länger zu halten, rief sie ihm mit der verschleierten Stimme, deren heiserer Klang noch durch die tiefe Erregung ihrer Seele gesteigert wurde, angstvoll zu: „Ich seh' es Euch an, Meister. Auf das Schlimmste muß ich gefaßt sein."

„Wollte Gott, ich könnte es leugnen," versetzte er dumpf; sie aber drängte ihn, zu reden und ihr nichts, auch das Härteste nicht, zu verschweigen.

Da that der Arzt ihr den Willen.

Mit aufrichtigem Mitleid sah er, wie sie bei seiner Mitteilung, Seine Majestät sei bei dem Uebermaß der Pflichten, die der beginnende Krieg ihm auferlegte, nicht im stande, sie hier zu begrüßen, tief erblaßte. Als er aber, um den bittern Trank zu versüßen, hinzugefügt hatte, wenn ihr Hals nur erst wieder genesen sei und ihre Stimme den alten Wohllaut zurückerlangt habe, würde der gnädige Herr ihr mit Freude wieder das Ohr leihen, erschrak er; denn anstatt ihm zu antworten, zuckte sie nur, leichenblaß, verächtlich die Achseln. Am liebsten hätte er seinen Bericht hier abgebrochen; doch das Leid, das über sie verhängt war, konnte ihr nicht erspart bleiben, und

schon das Mitleid gebot, diesen Qualen ein möglichst schnelles Ende zu bereiten. So begann er denn, um ihr den Mut zu heben, mit dem Glückwunsche des Kaisers, und als ihr dabei das Auge hell aufstrahlte und die bleichen Wangen sich flüchtig röteten, fuhr er zuversichtlicher fort, sie, so schonend es anging, von dem Entschlusse des Kaisers zu unterrichten, und versäumte dabei nicht, ihn mit mancher beschönigenden Bemerkung in ein milderes Licht zu stellen.

Tief atmend und ohne ihn zu unterbrechen, folgte sie diesem Berichte; als der Arzt aber dem wechselnden Spiel ihrer Züge und dem unstäten Blick, mit dem sie ihm zuhörte, anzusehen meinte, sie begriffe nicht völlig, was der Kaiser von ihr verlangte, faßte er seine Mitteilungen noch einmal zusammen.

Seine Majestät, schloß er, sei also bereit, falls sie das Geheimnis bewahre und sich entschließe, das zu erwartende junge Leben von seinem Erscheinen in der Welt an seiner alleinigen Sorge zu überlassen, es als sein eigen anzuerkennen; daß er ihr und dem Kinde dies dagegen weigere, wenn sie sich nicht verpflichte, sich Entsagung und Stillschweigen aufzuerlegen.

Bei dieser kurzen, sachlichen Darlegung hatte Barbara die Hände an die Schläfen gedrückt und dem Arzte den Kopf weit entgegen gestreckt. Jetzt senkte sie die Rechte, und mit der Frage: „Das also soll ich begreifen?“ schlug sie sich ungestüm an die Stirn.

Da erhob der geduldige Mann noch einmal die Stimme, um ihr die Willensäußerung des Monarchen noch deutlicher verständlich zu machen; sie aber unterbrach ihn schon nach den ersten Worten mit dem Ausruf: „Diese

Mühe, Meister, könnt Ihr Euch sparen; denn die Meinung Eures Auftraggebers liegt ja offen genug auf der Hand. Was mein armer Verstand sich zu fassen weigert, ist nur — hört Ihr's auch? — ist nur, wo der treulose Verräter den Mut hernimmt, solche unerhörte Forderung an mich zu stellen. Bisher war ich nur nicht schlecht genug, um zu wissen, daß es — daß es solchen Abgrund der ruchlosen Hartherzigkeit, solche höllische Nichtswürdigkeit, solchen . . ."

Hier schnitt ein unwiderstehlicher Hustendrang ihr das Wort ab; Meister Mathys hätte es ihr indes auch ohnehin entzogen; denn es war ihm unerträglich, den großen Mann, der der Kaiser war, und den er auch als Menschen verehrte, länger mit so wilder Zügellosigkeit schmähen zu hören.

Wie schon so oft hatte Karls Scharfblick recht gegen den seinen behalten; denn ihm war nicht entgangen, zu welchen ungeheuerlichen Ausschreitungen das rasche Blut dieses Mädchen fortreißen konnte. Welche heiße, beinahe böse Glut war ihm bei diesen Schmähungen auch aus ihren Augen entgegengeflammt! Wie recht hatte Seine Majestät, sich jeder Gemeinschaft mit einem Weibe von so unberechenbarer Gemütsart zu entziehen!

Mühsam drängte er den Unwillen zurück, der sich seiner bemächtigt, bis ihr Husten sich gelegt; dann aber erklärte er in streng verweisendem Tone, er könne und dürfe einer solchen Redeweise nicht weiter das Ohr leihen. Sie, die Kaiser Karl seiner Liebe gewürdigt, würde seinen Entschluß, wenn er sie jetzt auch kränke, vielleicht später als weise anerkennen lernen. Wenn sie des maßlosen Ungestüms, das ihr so übel stehe, Herr geworden, würde

ihr wohl selbst klar werden, welch unermeßlich tiefe und weite Kluft sie von der geheiligten Person desjenigen scheide, der nächst Gott der Höchste sei auf Erden. Nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht geböte dem Haupte des erhabensten Hauses auf Erden, sein Kind für sich allein in Anspruch zu nehmen, damit es möglich sei, es ungehindert zu der Größe des Vaters, und nicht zu der Niedrigkeit der Mutter, aufzuerziehen.

Bis dahin hatte Barbara geschwiegen; doch immer schneller war ihr Atem geflogen — immer heftiger das Zittern ihrer feinen Nasenflügel geworden; nach der letzten Bemerkung des Arztes aber hielt sie nicht länger an sich und stieß wie außer sich hervor: „Und Ihr wollt mein Freund, wollt ein billig denkender Mann sein? Das Werkzeug, das gehorsame Echo des Schändlichen seid Ihr, der die Räuberhand nun auch nach meinem köstlichsten Besitze ausstreckt. Schaut mich nur an, als versetze meine offene Rede Euch die feige Seele in große Empörung. Wo war denn die meerestiefe Kluft, als der meineidige Verführer mich in die Arme schloß, mir Liebe schwur und sich glücklich pries, weil mein Besitz ihm den Abend seines Lebens verschönern würde? Nun ging der Schmelz meiner Stimme verloren, und er schickt den Spießgesellen aus, um die verstummte ‚Nachtigall‘ — wie oft nannte er mich so — ihrem Schicksal zu überlassen.“

Hier stockte sie, und die Wangen glühten ihr vor Empörung, als sie mit der Faust an der Stirne fortfuhr: „Muß denn alles verschoben, auf den Kopf gestellt werden, weil dieser Verräter der Kaiser ist und die Verratene nur das Kind eines schlichten, doch aller Ehren werten Mannes, der übrigens auch nicht an der Heerstraße gefunden wurde,

sondern dem Ritterstande angehört, von dem auch die stolzesten Herrschergeschlechter stammen? Meinen Vater und mich tretet Ihr mit Füßen, um die Größe Eures Herrn zu erhöhen. Zum Götzen macht Ihr ihn, um mich zum Wurm zu erniedrigen, und was Ihr der Wölfin zugesteht: sich zu wehren, wenn der Mensch sich unterfängt, ihr das Junge zu rauben, mir sprecht Ihr dies Recht ab, und weil ich darauf bestehe, muß ich ein verblendetes, zügelloses Geschöpf sein."

Hier schluchzte sie laut auf und schlug die Hände vor das Gesicht; Meister Mathys aber hatte sich Gewalt anthun müssen, um diesem wilden Angriff kein jähes Ende zu bereiten. Dem Blick eines gereizten Raubtieres war der ihre vergleichbar gewesen, als die Empörung ihrer Seele sich mit elementarer Kraft Bahn brach, und die Schärfe ihrer heiseren Stimme schnitt ihm jetzt noch ins Herz.

Wohl fühlte der Ehrenmann, den sie so schwer beleidigt, sich berechtigt, ihr mit gleicher Münze zu zahlen, doch der ausgereifte Mensch und erfahrene Arzt wußte, wie viel er dem körperlichen Zustande dieser Unglücklichen zu gute halten mußte und verhehlte sich nicht, daß es ihren Anklagen nicht an Berechtigung fehle. Darum legte er sich Zwang auf, und sobald sie die Herrschaft über das krampfhafte Schluchzen, das ihr die Brust erschütterte, zurückgewann, eröffnete er ihr seine Absicht, sie zu verlassen und erst wiederzukehren, wenn er erwarten dürfe, einen weniger feindseligen, schicklicheren Empfang zu erfahren. Inzwischen möge sie erwägen, ob der Entschluß des Kaisers nicht doch einer andern Aufnahme wert sei. Sein Wohlwollen gedenke er ihr dadurch aufs neue zu beweisen, daß er Seiner Majestät verschweige, was er

eben vernommen, und was sie in nicht zu ferner Zeit als ungerecht und ihrer unwert bereuen würde.

Da brauste sie von neuem auf: „Nie, nie, nie wird das geschehen. Was mir heute zugefügt wurde, das wischen Jahre und Jahrzehnte nicht aus. Er aber, der mir dies schmähliche Ansinnen stellt, o, wie ich ihn hasse — und verschlingt Ihr mich auch mit den Augen — hasse und abermals hasse. Heißer noch thu' ich's als die Glut war, mit der ich ihn liebte. Und Ihr? Warum solltet Ihr ihm das wohl verschweigen? Mir zu Gefallen etwa? Vielleicht! — Doch nein, nein, nein! Redet nur! Ja, Ihr müßt, müßt es ihm ins Angesicht rufen. Thut es in meinem, der Betrogenen, Mißhandelten Namen und sagt ihm . . ."

Hier riß dem wohlmeinenden Manne die Geduld, und indem er die kleine, breite Gestalt straff aufrichtete, sagte er in abweisendem Tone: „Ihr irrt Euch in mir, meine Liebe. Wenn Ihr eines Boten bedürft, müßt Ihr einen andern suchen. Ihr sorgtet dafür, daß ich es aufrichtig beklage, dieses Amtes Euch zu liebe gewartet zu haben. Das Leben bleibt Euch auch ohne meine ärztliche Hilfe erhalten, und ich verlasse Regensburg ohnehin in den nächsten Tagen mit meinem erhabenen Gebieter."

Damit wandte er ihr den Rücken.

Als gegen Abend der Kaiser ihn frug, wie Barbara seine Entscheidung aufgenommen habe, zuckte er die Achseln und versetzte: „Wie es von ihr zu erwarten war. Sie fühlt sich mißhandelt und will von dem Kinde nicht lassen."

„Im Kloster kommt sie auf andere Gedanken," erwiderte der Kaiser. „Quijada soll morgen mit ihr reden, und de Soto sowie die frommen Nonnen hier werden

ihr zeigen, wohin sie gehört. Das Kind — es ist beschlossene Sache — wird ihr genommen."

Schon am nächsten Morgen begann die Ausführung des kaiserlichen Willens. Zunächst erschien der Beichtvater de Soto und führte Barbara mit überzeugender Beredsamkeit vor Augen, wie glücklich sich in der heiligen Stille des Klosters ihr getrübtes Leben gestalten könnte. Außerdem würde nur, wenn sie sich dem ausgesprochenen Willen Seiner Majestät füge, das hilflose Geschöpf, dem sie mit mütterlicher Liebe entgegenschaue, auf die Anerkennung und Förderung des Vaters zu rechnen haben.

Diesen Ratschlägen und dieser Erklärung des Dieners der heiligen Kirche gegenüber gelang es Barbara, wenn auch mit nicht geringer Mühe, die Ruhe zu bewahren. Dem in der Nacht gefaßten Vorsatz treu, legte sie sich indes Schweigen auf, und als de Soto eine bestimmte Antwort verlangte, bat sie ihn, ihr einige Bedenkzeit zu gewähren.

Bald nach ihm wurde Don Luis Quijada gemeldet. Diesmal erschien er nicht in der dunklen spanischen Hoftracht, sondern in der glänzenden Rüstung des Regimentes Lombardei, dessen Führung ihm anvertraut worden war.

Als er Barbara jetzt, zum erstenmale seit vielen Wochen, wieder sah, erschrak er.

Gestern noch war sie Wolff Hartschwert schön über die Maßen erschienen; die wenigen Stunden aber, die zwischen dem Besuche des Arztes und dem des Haushofmeisters lagen, hatten sie traurig verändert; denn ihre hellen, großen Augen waren vom Weinen gerötet, und die kleinen Falten an den Mundwinkeln hatten sich vertieft und verliehen ihr ein herbes Ansehen.

Wohl hatten sich ihr in der Nacht hundert Bedenken

aufgedrängt; sie bereute aber dennoch mit nichten, dem Arzte gezeigt zu haben, was sie von dem Verräter im Purpur und von dem Ansinnen dachte, das er an sie stellte. Die Ueberredungsversuche de Sotos hatten ihren Trotz nur gesteigert. Statt zu überlegen und an das eigene Wohl und an die Zukunft des teuren Wesens zu denken, vor dessen Erscheinen sie zitterte, das ihr aber dennoch wie das köstlichste Gnadengeschenk des Himmels erschien, gefiel sie sich mehr und mehr in der Ueberzeugung, es der eigenen Würde schuldig zu sein, dem grausamen Eingriffe des Kaisers in ihre Freiheit zu widerstreben.

Daß sie Meister Mathys großen Dank schuldete, wußte sie, doch sie meinte von der Pflicht der Erkenntlichkeit entbunden zu sein, seit er sich zum blinden Werkzeuge seines Gebieters hergegeben hatte.

Jetzt kam auch der Spanier, der sich ihr nie freundlich erwiesen, um ihr den Entschluß seines Gebieters aufzudrängen. Ihm gegenüber brauchte sie sich nicht zu der Zurückhaltung zu zwingen, die sie im Gespräch mit dem Beichtvater geübt.

Im Gegenteil!

Mit aller Deutlichkeit sollte er zu hören bekommen, was sie von den Vorschriften des Kaisers dachte. Wenn er, sein Vertrauter, ihm dann zeigte, daß es wenigstens eine gab, die sich vor seiner schonungslosen Uebermacht nicht beuge, und daß dieser einen der Haß den Mut stählte, ihm zu trotzen, dann erfüllte sich einer der heißesten Wünsche ihres empörten, tief verwundeten Herzens. Das einzige, was sie jetzt noch fürchtete, war, der schmerzende Hals möchte sie verhindern, frei auszuströmen, was ihr die Seele so stürmisch bewegte.

Da stand sie nun dem eisenfesten Kastilier gegenüber, in dessen scharf und edel geformtem Kriegergesichte keine Miene verriet, was ihn bewegte.

Als er ihr den Willen seines Gebieters in geschäftsmäßigem Tone eröffnete, unterbrach sie ihn mit der Bemerkung, das alles sei ihr bekannt und habe sie zu dem Entschlusse geführt, den Wünschen Seiner Majestät den eigenen Willen entgegenzusetzen.

Gelassen ließ Don Luis sie ausreden und frug dann: „Auch den Schleier weigert Ihr Euch also zu nehmen? Dennoch würde Euch, mein' ich, unter den obwaltenden Umständen nichts besser kleiden."

„Das klösterliche Leben," versetzte sie fest, „widerstrebt mir, und niemals werde ich mich dazu bequemen. Uebrigens seid Ihr schwerlich beauftragt, Euch mit mir über das, was mir steht oder nicht steht, zu unterhalten."

„Keineswegs," entgegnete er ruhig; „doch mögt Ihr diese Bemerkung meinem Wunsche zu gute halten, Euch zu dienen. Bei der weiteren Verhandlung werde ich ihm Schweigen gebieten, und ich kann darum kurz sein."

„Um so besser," erwiderte sie kurz.

„Gut denn. — So besteht ihr also darauf, weder das Geheimnis, das Ihr mit Seiner Majestät zu teilen die Ehre habt, zu wahren, noch . . ."

„Halt!" unterbrach sie ihn hier eifrig. „Kaiser Karl sorgte dafür, mir das Band grausam zu verleiden, das mich mit ihm vereinte, und so dring' ich auch keineswegs darauf, der Welt mitzuteilen, wie eng es einst war."

Hier biß Don Luis sich auf die Lippen, und die Stirn zog sich ihm kraus. Dennoch legte er sich Zurückhaltung auf und frug in kaum merklicher Erregung: „Dann

darf ich Seiner Majestät melden, Ihr wäret gewillt, dies Geheimnis zu wahren?"

„Ja," versetzte sie kurz.

„Doch was das Kloster angeht, bleibt Ihr bei Eurer Weigerung stehen?"

„Auch ein edler und gütiger Mann brächte mich nie und nimmer dazu, den Schleier zu nehmen."

Da verließ Quijada die Ruhe, und mit wachsendem Unwillen rief er: „Von allen Männern auf Erden kümmert sich wohl keiner gleich wenig um die Meinung eines dünkelhaften, in seiner Eitelkeit verletzten Weibes. So hoch über Eurem Urteil steht er, daß es ihn beleidigen hieße, seine Verteidigung zu übernehmen. Kurz und gut: Ihr wollt nicht ins Kloster?"

„Nein, und nochmals nein," versicherte sie bitter. „Uebrigens sollte Euer Versprechen Euch zu noch größerer Kürze verpflichten. Doch ein schutzloses, gemißhandeltes Weib zu beleidigen, scheint Eurem Edelsinn zu gefallen. Allerdings geschieht es vielleicht im Auftrag des Gewaltigen, der so hoch über mir steht."

„Wie hoch, werdet Ihr noch zu Eurem Schaden erfahren," erwiderte Don Luis, wieder Herr seiner selbst. „Was das Kind angeht, scheint Ihr immer noch entschlossen, es seinerzeit demjenigen vorzuenthalten, der es nur unter dieser Bedingung als sein eigenes anerkennt?"

Da schien es Barbara an der Zeit, mit der mühsam behaupteten Zurückhaltung zu brechen, und halb in der Absicht, den Günstling Karls hören zu lassen, was ihr das Herz bedrängte, halb fortgerissen von dem Groll, der ihr die Seele bis zum Rande erfüllte, gestattete sie ihr überzufließen, und trotz des Schmerzes, den es ihr

verursachte, die Stimme lauter zu erheben, gab sie den Flüsterton auf und rief ihm entgegen: „Was ich will, verlangt Ihr zu hören? Nichts als zu behalten, was mein ist! Wie übel ich mir Euch auch gesinnt weiß, Don Luis Mendez Quijada, rufe ich Euch doch selbst zum Zeugen auf, ob ich ein Recht besitze auf dieses Kind und auf Schonung von seiten seines Vaters; denn, als Ihr, sein Liebesbote, mich zum erstenmal zu dem Manne führtet, der mich jetzt so grausam mit Füßen tritt, hörtet Ihr selbst mit an, wie er mich als die Sonne, die ihm wieder aufging, begrüßte. Doch das ist vergessen! Wenn sein Wille nicht geschieht, mag Mutter und Kind in Dunkelheit und Elend verkommen. Wohl denn: Wille gegen Wille! Sein ist das Recht, mich nicht mehr zu lieben und mich von sich zu stoßen, das meine aber, ihn aus tiefster Seele zu hassen und aus meinem Kinde zu machen, was mir gefällt. So mag es denn aufwachsen, wie der Himmel es fügt, und wenn es in Not und Schande verkommt, wenn es dem Pranger verfällt oder dem Galgen, wird mir wenigstens eine Aufgabe bleiben. In die Welt will ich dann hinausschreien, wie der Ehrenräuber im Purpur für die Wohlfahrt seines Blutes besorgt war."

„Genug!" rief Don Luis ihr nun entsetzt und zornig ins Antlitz. „Nicht länger will und darf ich mit anhören, wie sich Gift und Galle über das geheiligte Haupt des größten der Männer ergießt."

„So verlaßt mich," rief Barbara, kaum mehr der Stimme mächtig. „Dieser Raum wenigstens bleibt mein eigen, bis es mir widersteht, mir auch nur Obdach von dem Verräter gewähren zu lassen, der mir — ihr sprachet es aus — Gift in die Seele flößte und bittere Galle."

Da wandte sich Quijada mit einer leichten Verbeugung von ihr ab und verließ das Gemach.

Der Atem flog und die Augen leuchteten Barbara, als die Thür sich hinter Quijada schloß.

Zufrieden mit sich selbst, wie von einer schweren Last befreit, warf sie sich in den Lehnstuhl; der Abgesandte des Kaisers aber bestieg das Roß, auf dem er gekommen war, und ritt ins Freie.

Dort erging es ihm wie gestern dem Arzte. Wohl erregten ihm die ruchlosen Lästerungen Barbaras immer noch das Blut; er konnte sich aber doch nicht verhehlen, daß diesem beklagenswerten Weibe von seiten seines verehrten und geliebten Herrn Unrecht geschah. In der That war er mehr als einmal Zeuge der glühenden Liebesversicherungen gewesen, mit denen Karl sie begrüßt und entlassen hatte, und sein ritterlicher Sinn sträubte sich gegen die Härte, mit der er sie büßen ließ, daß ihr ein grausames Schicksal vorzeitig raubte, was ihm an ihr das Teuerste gewesen.

Bevor er sich nach Prebrunn begab, hatte Meister Mathys ihm geraten, bei dem üblen Empfang, der ihm bevorstehe, nicht zu vergessen, daß er es mit einer reizbaren Genesenden zu thun habe, und der durch und durch brave Mann beschloß, ihr dies zu gute zu halten. Kaiser Karl sollte nur erfahren, daß Barbara sich weigere, seinen Anordnungen Gehorsam zu leisten, daß seine Härte sie schwer verletze und ihr das heiße Blut errege. Sich selbst noch einmal einem Ausbruch ihres Ungestüms auszusetzen, widerstand ihm, und er wollte darum einen andern mit der Aufgabe betrauen, sie gefügiger zu machen, und dieser andere war Wolff Hartschwert.

Vor wenigen Tagen hatte er den Genesenden aufgesucht und war zu einer Aussprache mit ihm gelangt, deren günstiges Ergebnis ihn, wenn er daran dachte, mit stiller Freude erfüllte.

Schon von Meister Adrian, dem Kammerdiener, hatte Wolff erfahren, wer derjenige sei, hinter dem er im Herzen Barbaras hatte zurückstehen müssen, und wie großmütig Quijada die Wunde, die er ihm geschlagen, geheim gehalten hatte. Als ihm Don Luis dann dies unselige Mißverständnis, an dem auch er nicht frei von Schuld sei, willig vergeben, war Wolff vor ihm auf die Kniee gesunken und hatte ihn innig gebeten, über ihn, der ihm mehr als das Leben schulde, wie über sich selbst zu verfügen. Dann hatte er ihm die ganze Seele erschlossen und ihm vertraut, was Barbara ihm gewesen und wie er, seiner selbst nicht mehr mächtig, sich auf ihn gestürzt, als er in ihm, der ihn eben erst aufgefordert hatte, sich aus der erreichbaren Nähe der Geliebten zu entfernen, ihren Verführer erkannt zu haben meinte.

Nach dieser Auseinandersetzung war Quijada auf den Wunsch des Kavaliers eingegangen, ihm das Amt zu überlassen, das er ihm an jenem unseligen Abend angetragen hatte, und fühlte sich jetzt auch geneigt, ihm die weiteren Verhandlungen mit der Sängerin anzuvertrauen.

In dem Berichte, den der Haushofmeister dem Kaiser abstattete, unterdrückte er alles, was ihn beleidigen konnte; Karl aber blieb unerschütterlich auf seinem Entschluß stehen, das zu erwartende Schicksalsgeschenk von seinem Eintritt in die Welt an jedem Einflusse, außer dem seinen, zu entziehen. Dazu drohte er, wenn die Verblendete fortfahre, sich gegen den Eintritt in das Kloster und die Auslieferung

des Kindes zu weigern, die Hand von allen beiden abzuziehen. Nach einer schlaflosen Nacht bemerkte er indes am folgenden Morgen, er bekenne sich zu der Pflicht, wie es auch komme, die Sorge für das Kind auf sich zu nehmen, das immerhin berechtigt sei, ihn seinen Vater zu nennen. Was er für die Mutter thun werde, müsse er von ihrem weiteren Verhalten abhängig machen. Da zeige sich wieder, wie jeder Sprung über die Schranke der sittlichen Ordnung, die die Kirche festige und heilige, schon hienieden die betrübendsten Folgen nach sich ziehe. Gerade weil diese einst so reich begnadigte Unglückliche seinem Herzen nahe gestanden, wünsche er ihr Gelegenheit zu bieten, den beleidigten Himmel zu versöhnen, und bestehe darum auf ihrem Rückzug in das Kloster. Ihm selbst bereite die eigene Schuld große innere Not, und es hatte sich seiner in der That, trotz der schweren Arbeit, die der Krieg ihm auferlegte, wieder die trübste Stimmung bemächtigt.

Am Tage vor dem Aufbruch zu der Armee, die sich in dem nahen Landshut sammelte, zog er sich auch wieder in das schwarz ausgeschlagene Zimmer zurück.

Als man ihm meldete, Barbara wünsche das Prebrunner Schlößchen zu verlassen, brauste er auf und befahl, sie dort, wenn auch mit Gewalt, zurück zu halten.

Fünftes Kapitel.

In dem Wohnhause Barbaras war alles verblieben, wie es bei ihrem Einzuge gewesen, nur der erste Stock stand seit der Abreise der Marquise leer. Man hatte zwei Pferde im Stalle gelassen, der Hausmeister waltete nach wie vor seines Amtes, der Koch rührte am Herde und die Garderobière Lamperi in den Gemächern Barbaras die Hände.

Beim ersten Besuche Wolffs mußte er trotzdem seine ganze Ueberredungskunst aufbieten, um die unglückliche Freundin von dem Entschlusse zurückzubringen, in das Kantorhaus überzusiedeln. Sie hatte sich übrigens nach dem Gespräche mit dem Boten Karls so übel gefühlt, daß außer ihm keine Besuche von ihr empfangen worden waren.

Als sie einige Tage später erfuhr, der Kaiser sei nach Landshut aufgebrochen, ersuchte sie den Freund, den Werbeoffizier Pyramus Kögel aufzusuchen; denn eben erst hatte sie erfahren, der Reisegefährte ihres Vaters habe sie während ihres Unwohlseins zu sprechen gewünscht, sei aber, wie alle anderen, abgewiesen worden.

Daß man ihr dies zu melden vergessen, that ihr leid;

als sich dabei aber auch noch ergab, der nämliche stattliche Offizier sei schon einmal, bald nach dem Eintritt des Rückfalls, bei ihr vorgesprochen, brauste sie gegen Frau Lamperi, die Garderobière, der dieses Versäumnis zur Last fiel, zum erstenmal heftig auf, und ihr Bedauern steigerte sich, als am nämlichen Tage ein Bote einen Brief des doppelt Abgewiesenen überbrachte, der ein Schreiben ihres Vaters umschloß und ihr in kurzen Worten meldete, er bräche heute noch nach Landshut auf. Da sie ihn nicht empfinge, müsse er ihr auf diesem Wege die Grüße des Kapitäns zukommen lassen.

Aus dem Schreiben des alten Herrn ging hervor, daß ihn beim Verlassen des Schiffes zu Antwerpen ein Unfall betroffen, und daß er vielleicht noch lange verhindert sein würde, an die beschwerliche Heimreise zu denken. Er sei indes gut aufgehoben, und wenn sie noch seine liebe Tochter sei, möge sie diesmal Herrn Pyramus freundlich begegnen; denn er habe sich wie ein getreuer Sohn und echter Samariter an ihm bewährt.

Eine fremde Hand hatte diesen Brief geschrieben. Ueber das Ergehen des alten Herrn enthielt er nichts weiter, wohl aber erinnerte er sie an einen Zinnkrug, den er abzuliefern vergessen, und legte ihr ans Herz, für die ewige Lampe in der Kapelle Sorge zu tragen. Mit dem Ersuchen, Seiner Majestät, dem allergnädigsten, huldreichsten, allergroßmächtigsten Kaiser seinen tiefen Respekt zu Füßen zu legen und mit der Bemerkung, von dem Lande Spanien lasse sich vielerlei sagen, das Beste freilich, wenn man es mit dem Rücken betrachte, schloß er.

Als Postskriptum hatte er, wie die schiefen Lettern verrieten, mit eigener Hand geschrieben: „Laß Dir gesagt

sein, was ich Dir wegen des Junkers Pyramus anbefahl, ohne dessen Herzensgüte Du jetzt eine verlassene Waise wärest. Kannst Du Dir vorstellen, daß es in ganz Spanien keine frische Butter gibt, weder zum Brot noch in der Küche zum Braten, dafür aber ranziges Oel, das bei uns gerade gut wäre zum Brennen?"

Mit tiefer Scham erkannte Barbara durch diesen Brief, wie selten sie sich des Vaters erinnert. Erst seit sie sicher wußte, welches Glück und welche Sorge ihr bevorstand, gedachte sie seiner wieder öfter, doch immer nur mit großem Bangen vor dem alten in Ehren ergrauten Manne. Jetzt kam die Stunde näher, in der sie ihm eingestehen mußte, was sie sich immer noch für eine Schicksalsgunst ohnegleichen zu halten bemühte, um die sie noch späte Geschlechter beneiden würden. Vielleicht stimmte er, der mit so begeisterter Hingabe zu Kaiser Karl aufschaute, ihr bei, vielleicht verdarb ihm, was sie ihm anvertrauen mußte, den Rest seiner Tage. Fortwährend drängte das Bild des in einem fremden Hause unter Schmerz und Leid fern von ihr und der Heimat darniederliegenden Greises sich ihr jetzt auf, und oftmals hielt sie es fest und malte sich seine Leiden selbstquälerisch aus.

Die Liebe zu einem andern hatte sie demjenigen entfremdet, der das erste Anrecht auf alles besaß, was ihr Herz an Zärtlichkeit und Dankbarkeit fühlte. Die Vorstellung, keine Hand für ihn rühren und ihm keinen Beweis ihrer Liebe geben zu können, schnitt ihr tief in die Seele. Was in ihr war, drängte sie, Näheres über ihn und seinen Zustand zu erfahren. Da Pyramus Kögel sich in Landshut aufhielt, bat sie ihn in einem Briefe,

wenn es anginge, nach Regensburg zu kommen, um ihr von dem Vater zu erzählen oder, ginge dies nicht an, ihr schriftlich über sein Ergehen zu berichten.

An Boten, die nach Landshut gingen, fehlte es nicht, und die Antwort ließ nicht auf sich warten.

Keinen Augenblick, versicherte Pyramus, sei er in diesen Kriegsläuften sein eigener Herr; auf einen Besuch bei ihr müsse er darum verzichten, und auch zu ausführlichem Schreiben mangele es ihm an Zeit. Wenn sie sich dagegen entschlösse, ihm die Ehre eines Besuches zu vergönnen, dürfe er ihr einen weniger abweisenden Empfang in Aussicht stellen, als er bisher von ihrer Seite erfahren. Uebrigens sei ihr Vater in guter Pflege und für sein Leben nichts mehr zu fürchten.

Anfänglich hielt Barbara dies Schreiben für einen Versuch des beleidigten Mannes, die Demütigung, die ihm durch sie widerfahren, ungroßmütig an ihr zu vergelten; aber was sie von den Truppenmassen erfuhr, die in der Nachbarstadt zusammenströmten, ließ ihr das Verlangen des Offiziers in milderem Lichte erscheinen, und die Sehnsucht, sich über das Ergehen des Vaters zu unterrichten, wuchs mit jedem Tage.

Am Ende der ersten Augustwoche hätten ihre Kräfte schon ausgereicht, die kurze Fahrt nach dem nahen Landshut zu unternehmen. Zwar sprach sie um nichts weniger heiser, als da sie dem Arzte das Wiederkommen verleidet, doch ihr Körper war wieder kräftig, und sie hatte schon ohne sonderliche Ermüdung Spaziergänge bald mit Wolff, bald mit Gombert unternommen. Er wie Appenzelder sprachen immer noch oft bei ihr vor und suchten ihren Schmerz über die Trübung ihrer Stimme zu mildern,

indem sie ihr von hundert ähnlichen Fällen mit glücklichem Ausgang erzählten.

Morgen schon sollten die Musiker nach Brüssel zurück. Appenzelder trennte sich nicht von seinem Knabenchore, Gombert aber hatte eine Einladung des Herzogs von Bayern angenommen, an dessen Hofe zu München die beste Musik eifriger Pflege genoß. Sein Weg führte ihn über Landshut, und wie so übergern wäre Barbara ihm dahin gefolgt!

Appenzelder und dem Geiger Massi mußte sie schon jetzt Lebewohl sagen, und man sah ihnen an, daß auch ihnen die Trennung von ihr schwer fiel. Dem Meister des Knabenchors wurden die Augen sogar feucht, als er ihr die Stirn beim Abschiede küßte. Der kleine Malteser Hannibal Melas wäre am liebsten bei ihr geblieben, ja er hörte nicht auf, sie anzuflehen, ihn, wenn auch nur als Page, bei sich zu behalten, doch wozu wäre er für sie brauchbar gewesen?

Endlich galt es auch, Wolff, vielleicht auf viele Jahre, Valet zu sagen.

In den letzten Tagen hatte er die alte Freundschaft wieder aufs treueste bewährt. Durch Quijada war er in alles eingeweiht worden, was sie und Kaiser Karl betraf, und dabei hatte seine alte keineswegs erloschene Liebe zu Barbara sich in warmes Mitleid verwandelt.

Nicht um dem Monarchen oder dem Gemahl seiner neuen Gebieterin in Villagarcia zu dienen, sondern nur um ihr das schwere Geschick zu erleichtern, hatte er nicht aufgehört ihr vorzustellen, welche Folgen es für sie nach sich ziehen könnte, wenn sie fortführe, dem Gebote des Kaisers so hartnäckig zu trotzen.

Auch er sah im Kloster den rechten Schauplatz für ihr künftiges, ohnehin seiner besten Güter beraubtes Leben; doch obgleich es ihr gelang, seinen Bitten und Mahnungen gegenüber die Ruhe zu bewahren, weigerte sie sich doch aufs bestimmteste, dem Befehle des Kaisers zu gehorchen.

Wenn es sie so stark nach Landshut drängte, war es keineswegs allein das Bedürfnis, Näheres über den Vater zu hören, und der Wunsch, eine so glänzende Ansammlung bunter Heerhaufen aus aller Herren Ländern zu sehen, sondern allem voran das zehrende Verlangen, dem Geliebten, der sie jetzt so elend machte und dem sie doch das höchste Glück ihres Lebens schuldete, noch einmal ins Antlitz zu schauen.

Und mehr!

Auf immer, dachte sie, würde es ihr die Ruhe zurückgeben, wenn es ihr gelänge, auch nur auf einen kurzen Augenblick mit ihm zu reden und ihm zuzurufen, welche Wandlung sich durch seine Schuld mit ihrer heißen Liebe und mit ihrem gesamten Wesen begeben.

Wolffs Vorstellungen und flehentliche Bitten blieben darum so vergebens wie die der Schwester Hyacinthe und der Aebtissinnen der Klarissinnen und des Heiligenkreuzklosters, die sie auf Wunsch des Beichtvaters aufgesucht hatten. Außer ihrer Pflegerin wußte keine dieser frommen Frauen, welche Hoffnung sie hegte. Sie sahen in ihr nur die verlassene Kaisergeliebte; doch schon als solcher schien es ihnen für Barbara geboten, der Welt, die ihr nichts Aehnliches mehr zu bieten vermochte, den Rücken zu kehren, um als Braut des Erlösers ein neues, höheres Glück zu suchen.

Barbaras lebensvolles Wesen aber scheute vor ihren

Forderungen zurück wie vor dem Grabe oder Kerker, und mit aller Ehrerbietung erklärte sie dies den wohlmeinenden Nonnen.

Noch verlangte sie nach keinem neuen Glücke, ja sie konnte sich nicht vorstellen, daß es ihr noch einmal beschieden sein sollte, sich, woran auch immer, aufrichtig zu freuen, außer an der Himmelsgabe, der sie mit immer bangerer und doch froher Hoffnung entgegenschaute. Und dies köstliche Gnadengeschenk, diesen Seelentrost ohnegleichen, wollte man ihr nehmen! Aber sie hatte sich zu wehren gelernt, und dies ruchlose Vorhaben, nie und nimmer sollte es ihnen gelingen. Ihr Kind wollte sie behalten, und wenn sie damit auch den Groll des Kaisers aufs bitterste verschärfte und sich jede Anwartschaft auf seine Fürsorge entzog.

Wie eifrig der Freund auch die edle Gesinnung Quijadas pries, befahl sie ihm dennoch, dem Haushofmeister, als dessen Boten er sich redlich bekannte, zu versichern, daß sie eher sterben, als sich den Forderungen des Kaisers fügen würde.

Als es endlich auch von Wolff zu scheiden galt und er ihr die Lippen auf die Hand drückte, fühlte sie, daß sie auf ihn zählen dürfte, wie traurig ihr Dasein sich auch gestalten würde. Manch gutes Freundeswort gab er ihr noch zu hören; dann aber rief er ihr in schmerzlicher Wallung entgegen: „Hätte Dir nur meine treue Liebe genügt, Wawerl, wie viel anders und besser wäre alles gekommen, wie glücklich könnte ich sein und, wenn treue Liebe die Kraft besitzt, glücklich zu machen, Du mit mir . . .“

Da wies sie wehmütig auf den armen, schmerzenden

Hals, und während er feierlich versicherte, wie tief er auch die Trübung ihrer Stimme bedaure, hätte dies grausame Unglück doch seiner Liebe keinen Eintrag gethan, flammten die Augen ihr flüchtig auf und an ihrem Munde zeigte sich ein wunderliches Zucken, während sie still bei sich dachte: „Bleibe Du nur bei dieser Meinung. Für ein langes Leben, übervoll von dem Glücke, das Du guter Mensch, mir bieten könntest, gäb' ich doch die kurze Maienzeit nicht her, die mich zu den wenigen gesellte, denen das höchste Maß der Glückseligkeit zu kosten vergönnt war."

Dennoch hörte sie aufrichtig teilnehmend mit an, was er von Villagarcia und von Magdalena de Ulloa, die Gemahlin Quijadas, vernommen, und was er dort und in Valladolid zu finden gedachte.

Am besten gefiel ihr, daß es ihm gestattet sein sollte, bisweilen nach den Niederlanden zurückzukehren. War er aber einmal dort, dann mußte er sie aufsuchen, wohin sie auch ihr ungewisses Schicksal verschlagen haben würde.

Als ihr die umflorte Stimme dabei versagte, und Schmerz und Kummer ihr die Augen mit Thränen füllten, übermannte auch ihn die Rührung, und nachdem er ihr noch einmal ans Herz gelegt hatte, sich dem Verlangen des kaiserlichen Herrn zu fügen, riß er sich mit einem letzten Lebewohl von ihr los.

Die heiße, lang genährte Leidenschaft, die den Junker hoffnungsvoll nach Regensburg geführt, hatte sich in Mitleid verwandelt. Gesenkten Hauptes, enttäuscht und schwer besorgt für die Zukunft des Weibes, das einen so mächtigen Einfluß auf sein Schicksal geübt, verließ er die Heimstätte seiner Kindheit; Barbara aber sah ihn mit der traurigen Befürchtung scheiden, ihr schön begabter

Freund werde in der ländlichen Einsamkeit, die seiner in Spanien wartete, der Kunst und jedem höheren Streben verloren gehen; in beiden aber blieb die Gewißheit lebendig, wie ihr Dasein sich auch gestalte, fortzuleben im Gedächtnis des andern.

Wenige Stunden nach diesem Abschied erhielt Barbara ein Schreiben des Rates, in dem Wolff Hartschwert ihrem Vater und ihr Zeit ihres Lebens die freie Benützung seines ihm „anerstorbenen" Hauses in der Roten Hahnengasse überwies mit der einzigen Bedingung, dort seiner treuen Ursula das erste Stockwerk bis an ihr Ende zu überlassen.

Da machte das überraschte Mädchen sich selbst auf, um ihm Dank für so viel Güte zu sagen; doch vor kurzem hatte er Regensburg schon verlassen, und als Barbara die Kantorwohnung betrat, fand sie die alte Ursula mit dem feuchten Antlitz auf den gefalteten Händen am Fenster. Als sie sich anrufen hörte, erhob sie den kleinen Kopf mit der großen Haube und warf, sobald sie die unerwartete Besucherin erkannte, ihr einen so bösen Blick zu, daß es sie kalt überlief.

Nach einigen kurzen Worten der Begrüßung verließ Barbara die Alte und nahm sich vor, dies Haus so bald nicht wieder zu betreten.

Bei der Kapelle konnte und wollte sie auch diesmal ihrer mächtigen Anziehungskraft nicht widerstehen. Gesenkten Hauptes betrat sie den kleinen, stillen Raum, betete einige Paternoster und flehte die Mutter Gottes inbrünstig an, ihr die getrübte Stimme wieder zu klären. Dabei war es ihr, als schaute die gnadenreiche Fürbitterin bald mitleidsvoll, bald strafend auf sie herab, und im Bewußt-

sein ihrer Schuld erhob sie, um Vergebung flehend, den Blick und die gefalteten Hände zu dem freundlichen, ihr so wohl vertrauten Bilde.

Wie schmiegte das Christkind sich so zärtlich an die reine, erhabene Mutter! Auch ihr wollte der Himmel solch ein köstliches Gnadengeschenk bescheren, und schon streckten sich frevlerische Hände aus, um es ihr zu entreißen. Wohl war sie entschlossen, sich tapfer zu wehren, doch der beste Freund riet ihr, sich widerstandslos in das Unerhörte zu fügen.

Was sollte sie thun?

Mit der Stirn auf dem Pulte am Betstuhl versuchte sie, zu ruhigem Nachdenken im Angesichte der mächtigen und gütigen Himmelskönigin zu gelangen. Ueberließ sie das Kind seinem grausamen Vater, so überantwortete sie ihm damit das einzige Glück, worauf sie noch ein Anrecht besaß; gelang es ihr, es für sich zu behalten, so entzog sie ihm damit die Huld des allgewaltigen Mannes, in dessen Hand es lag, ihm alles zu verleihen, wonach das Menschenherz trachtet. Sollte sie auf dem Widerstande beharren, oder demjenigen, dem sie schon so viel preisgegeben, auch noch das hohe Gut überlassen, dem die Macht innewohnte, sie über jeden andern Verlust, auch den grausamsten, hinweg zu trösten?

Da bäumte sich ihr von neuem das widerspenstige Herz auf. Das war zu viel, das konnte selbst der Himmel nicht von ihr verlangen, und die göttliche Mutter, die dort vor ihren Augen das Kind so zärtlich an die Brust zog, am letzten. Auch das ihre sollte ein Geschenk Gottes sein, und während sie sich dies wiederholte, war es ihr, als riefe eine Stimme ihr zu: Der Herr

selbst ist es, der Dir dies Kind anzuvertrauen gedenkt, und gibst Du es von Dir, so nimmst Du ihm die Mutter und raubst ihm — das erfuhrst Du selbst — sein Bestes. Was Dir geschenkt ward, um seiner zärtlich zu warten, kannst Du nicht anderen überlassen, ohne den, der Dich damit begnadigte, zu erzürnen.

Dabei kam ihr der Stern in den Sinn, das erste Andenken an den Geliebten, von dem sie sich aus Schwäche, wenn auch in guter Absicht, getrennt.

Aus dieser beklagenswerten Nachgiebigkeit war das Unglück erwachsen, das sie jetzt trug. Nein! Ihre köstlichste Hoffnung, sie wollte, sie durfte sie sich nicht rauben lassen. Ein Blick auf die Mutter mit dem Kinde machte jedem weiteren Bedenken ein Ende.

Getröstet und gestärkt ging sie nach Hause und beachtete es kaum, daß Peter Schlumperger und seine Schwester, die ihr begegneten, mit deutlicher Beflissenheit von ihr fort und zur Seite schauten.

Sechstes Kapitel.

In der Nacht träumte Barbara von dem Vater. Raubvögel überfielen seinen am Boden liegenden Körper, und es gelang ihr nicht, sie von ihm zu verscheuchen. Die Beängstigung, mit der dies Gesicht sie im Schlafe bedrückt hatte, ließ sich auch am Morgen nicht bannen. Jetzt mußte sie, was es auch koste, Näheres über den Vater hören und nach Landshut.

Meister Gombert fuhr morgen nach München und mußte dabei die Nachbarstadt berühren. Wenn er sie mitnehmen wollte, so war ihr geholfen. In der Dämmerstunde kam er denn auch, um ihr Lebewohl zu sagen, und mit wahrem Vergnügen gönnte er ihr den zweiten Platz in seinem Reisewagen.

In der Frühe des nächsten Morgens hielt er denn auch, mit Postpferden bespannt, vor dem Prebrunner Schlößchen, und bald darauf fuhr Barbara mit dem Kapellmeister durch die freundliche Landschaft in den warmen Augusttag hinein.

Vor dem Aufbruche hatte Schwester Hyacinthe und Frau Lamperi sie mit Bitten und Vorstellungen zurückzuhalten versucht; denn beide besorgten, die lange Fahrt

könnte ihr schaden, und außerdem war die Garderobière von Quijada im Namen des Kaisers beauftragt, sie in dem Schlößchen zurückzuhalten und, falls sie es dennoch verlasse, ihm dies sogleich durch einen reitenden Boten zu melden.

Als Barbara sich nicht zurückhalten ließ, folgte Frau Lamperi, wenn auch ungern, diesem Geheiß.

Schon in Prebrunn hatte Barbara Gombert aufmerksam gemacht, eine wie schlechte Gesellschafterin er in ihr finden würde, da es ihr noch unmöglich sei, viel zu sprechen; der Kapellmeister aber ließ dies nicht gelten, weil einem rechten Freunde schon die bloße Gegenwart des andern wohlthue, auch wenn er die Lippen nicht öffne.

Sie war ihm sehr lieb geworden, und die Zeit verging ihm durch ihre Anwesenheit wie im Fluge; denn der große Musiker sprach gern und in fesselnder Weise und hatte in Barbara längst eine gute Zuhörerin erkannt.

Außerdem nahm das bunte Treiben auf der Straße seine Aufmerksamkeit wie die seiner Reisegefährtin in Anspruch; denn der Krieg hatte begonnen, und am Fuße der bayrischen Alpen hätte er schon zu einem ernsten Erfolge zu Gunsten der Schmalkaldner geführt, wenn der Augsburger Kriegsrat den tüchtigen Feldhauptmann Schärtlin von Burtenbach und seinen wackern Lieutenant Schenkwitz nicht verhindert hätte, aus den errungenen Vorteilen Nutzen zu ziehen. Der Weg nach Italien und Trient, wo das Konzil tagte, stand den verbündeten Evangelischen bereits offen, vom grünen Tische aus wurde ihnen aber verboten, ihn zu beschreiten. Er hätte sie durch bayrisches Gebiet geführt und Herzog Wilhelm, dem Herrn dieses Landes, dadurch vielleicht Anlaß geboten,

aus der Neutralität herauszutreten und sich offen gegen die Schmalkaldner zu wenden.

Unbegreiflich hatte Gombert die Kurzsichtigkeit nennen hören, mit der die Evangelischen dem Kaiser gestatteten, so lange unbehelligt in Regensburg zu bleiben und Zuzüge und Kriegsmaterial heranzuziehen.

In Landshut durften die Reisenden schon eine große Streitmacht zusammenzufinden erwarten, darunter zehntausend Italiener und achttausend Spanier. Das, erklärte der Kapellmeister der Wagengenossin, verstoße zwar gegen die Wahlkapitulationen Seiner Majestät, die ihm verböten, fremdes Kriegsvolk nach Deutschland zu ziehen, doch der Krieg sei ein gewaltthätiges Beginnen und zerreiße auch noch fester bindende Verträge.

Da drängte sich Barbara eine bittere Bemerkung über denjenigen auf die Lippen, der auch im Frieden Treue und Glauben verachte; doch da sie wußte, mit wie warmer Begeisterung Gombert an dem kaiserlichen Dienstherrn hing, legte sie sich Zwang auf und lieh ihm weiter das Ohr, als er von dem starken Zuzug erzählte, den Graf Büren aus den Niederlanden heranführte.

Ein grausam langwieriger Krieg sei zu erwarten; denn wenn Seine Majestät sich auch das Ansehen gäbe, als hätte die Religion nichts mit ihm zu schaffen, so hieße es doch: hie Evangelische — hie Katholiken. Der Papst gebe denen, die sich zu den Fahnen Karls gesellten, seinen Segen, und überall, wo das Volk von der Kirche abfiel, heiße es, man ziehe für die reine Lehre, gegen das unchristliche Konzil und gegen den römischen Antichrist zu Felde.

„Doch es kann wirklich kein Krieg sein für unsern

heiligen Glauben," fiel Barbara ihm hier eifrig ins Wort; „denn der Herzog von Sachsen ist unser Bundesgenosse, und — seht nur! — woran wir dort gleich vorbei müssen!"

Damit wies sie auf ein Bauernfuhrwerk dicht vor ihnen, dessen Insassen der Staub des Weges bis jetzt dem Blicke entzogen. Es waren zwei evangelische Geistliche in der leicht erkennbaren Amtstracht ihres Bekenntnisses, ein langer, schwarzer Talar und eine weiße Krause am Halse.

Befremdet faßte nun auch Gombert die geistlichen Herren ins Auge und rief den Führer der vier Stadtknechte heran, die seinem Wagen das Geleit gaben.

Was da neben ihnen hinzog, lautete die Antwort, wären Fähnlein des evangelischen Markgrafen Hans von Küstrin, der sich trotz seines Glaubens dem Kaiser, seinem weltlichen Herrn, der ja keinen Religionskrieg zu führen versicherte, angeschlossen hätte. Die Geistlichen wären die Feldprediger der evangelischen Scharen.

Als die Reisenden an dem langen Troß, in dem auch Weiber und Kinder Bauernwagen füllten oder zu Fuß daherzogen, vorbeigekommen waren und zu den Kriegsknechten selbst gelangten, fanden sie in ihnen wohlgerüstete Männer von stattlichem Wuchs.

Das neapolitanische Regiment, das den Küstrinern voranzog, bot mit seinen kleineren, braunen, leicht dahinschreitenden Leuten einen ganz andern Anblick. An Soldatenfrauen und Kindern fehlte es auch hier nicht, und aus zwei Karren winkten den Reisenden bunt aufgeputzte Soldatenliebchen entgegen. Dem Regimente voran fuhren zwei Leiterwagen voller Priester und Mönche, die Kreuze und Kirchenfahnen mit sich führten, und vor ihnen her

ritt, um von dem Staube verschont zu bleiben, ein höherer Priester auf reich geschirrtem Maultier mit seinem Vikar.

Noch andere Truppen ließ der Wagen bis Eggmühl hinter sich. Hier wurden die Pferde gewechselt, und Gombert ging nun mit Barbara dem Fuhrwerke voran, um sich „die Füße zu vertreten“.

Vor dem Orte lagerte ein Oberpfälzer Regiment. Die Truchseß, denen er gehörte, hatten einen freien Trunk Wein bei der Mittagsrast gespendet, und nun lagen die Kriegsknechte mit gelöstem Helm und Panzer im Grase, ließen sich's wohl sein und sangen mit den tiefen Männerstimmen ein neu gesetztes Lied auf Kaiser Karl nach der Melodie: „Wohlauf, ihr Landsknecht' alle...“

Da stand das musikkundige Paar still, und Barbara schlug das Herz schneller, als sie den Worten folgte, die der blonde, junge Landsknecht dicht neben ihr mit besonders heller Stimme ihr frisch entgegensang:

„Wohlauf ihr Kriegsleut' alle,
Seid frisch und wohlgemut,
Lobt Gott mit Treu' und Schalle,
Darnach den Kaiser gut.
Sein Nam' ist billich lobenswert,
D'weil ihn Gott als Kaiser ehrt,
So woll'n wir ihn auch preisen,
Gehorsamkeit erweisen.
Von kaiserlichem Stamme
Ist er zum Reich geboren,
Carolus ist sein Name,
Von Gott ganz auserkoren,
Ein Mehrer ist er billich genannt;
Denn er regiert so viel der Land',
Die Gott ihm hat befohlen,
Sein Nam' ist weit erschollen.“

Wie wohl dieser Gesang Barbara that, obwohl er den Mann pries, den sie zu hassen meinte, — und als dann die dritte Strophe mit den Worten begann:

„Er führt in diesem Leben
So gar ein' guten Schein,"

hätte sie, o, wie gern, mit einstimmen mögen.

Es ging nicht an, — im stillen aber sang sie mit; denn sie hatte die Weise längst erfaßt, und wie hätten die Kriegsknechte aufgelauscht, wenn es ihr noch möglich gewesen wäre, die Stimme wie sonst zu erheben. Aus dem Gesang all dieser Männer hätte ihre helle, glockenreine Stimme, wenn sie nur gewollt, sich hervorgehoben wie die Lerche, die aus dem Kornfelde auffliegt, und welcher Sturm von Beifall wäre ihr aus diesen rauhen Kehlen entgegengebraust!

Tiefer als seit lange erfaßte sie die Trauer um das verlorene Glück, was sie fühlte, in Tönen auszuströmen. Am liebsten hätte sie sich still fortgestohlen, um dem Anlaß dieses neuen Schmerzes zu entgehen. Doch der Kapellmeister folgte dem Landsknechtliede mit Teilnahme, und so hörte sie weiter zu, als der junge Kriegsmann ihr mit heller Begeisterung die Verse entgegensang:

„Noch ist er so geduldig,
Begert kein' Rach' noch Blut,
Wie wol er's doch wär schuldig,
Ist doch sein Herz so gut."

Dafür hatte sie dies Herz auch gehalten, doch nun kannte sie es besser. Aber es freute sie doch, daß der blonde Bursche dort dem Dichter so willig glaubte, und einem raschen Triebe gehorsam, griff sie in das Täschlein am Gürtel und wollte ihm ein Goldstück entnehmen;

Gombert aber stieß sie an und wiederholte ihr in seinem gebrochenen niederländischen Deutsch die Verse, die er eben vernommen:

„Die Not thät ihn iez dringen
Zum Schwert und gegenwehr,
Es sind nit Glaubensdinge,
Betrifft nit christlich leer."

Die Soldaten glaubten also dem Kriegsherrn, daß er nur gezwungen zum Schwerte greife, und daß das Bekenntnis nichts mit diesem Kriege zu thun habe; der Kappellmeister aber wußte es besser. Die Gespräche der Spanier am Hofe und das Wort, das de Soto dem Herrscher rühmend nachsprach: „Weil Gott mir meine Feinde in die Hand gab, muß ich seine Feinde bekriegen," lehrten es sicher genug.

Leise wiederholte Gombert Barbara diesen Ausspruch, doch bevor sie ihm noch antworten konnte, hielt schon der neu bespannte Wagen an der Straße.

Es galt, wieder einzusteigen; Barbara aber fürchtete sich vor der weiteren Fahrt auf der holperigen, überfüllten Straße und bat den Meister, die Wanderung noch ein wenig zu Fuße fortzusetzen. Ihm war es recht, und als das Mädchen nun dem blonden Stimmführer einen Goldgulden zuwarf, scholl das „Vivat" der Kriegsknechte ihnen nach.

Heiterer schritt sie nun am Arme des Reisegefährten dahin, bis sie bei dem Schenktische der Marketenderin aufgehalten wurden.

Die wohlbeleibte Frau stand in behäbiger Ruhe hinter ihren eß- und trinkbaren Waren, stützte die Fäuste auf die breiten Hüften und schaute ihrer Gehilfin nach, die

Gombert mit einem frechen Blicke ins Antlitz schaute und ihn aufforderte, sich eine Erfrischung für sich und die Frau Liebste gefallen zu lassen.

Es war ein junges Geschöpf mit vorzeitig verfallenen Zügen, mit korallenrot geschminkten Wangen und schwarz gefärbten Augenbrauen und Wimpern. Das Wickelkind, das ein neunjähriges, blasses Mädchen ihr nachtrug, war das ihre. Wie einem Knaben hatte man der Schenkin das Haar kurz abgeschnitten, und ihre Stimme schrillte so mißtönend heiser, daß es dem Ohre Barbaras weh that. Als das kecke junge Weib Gombert leis auf den Arm schlug und mit neuen einladenden Worten auf den Schenktisch hinwies, überlief Barbara ein leiser Schauder. Auch ihr schlimmster Feind hätte es nicht wagen dürfen, sie mit dieser Verworfenen zu vergleichen, doch that sie es selbst, indem sie des eigenen gekürzten Haares und ihrer entstellten Stimme gedachte. Das Kind im Arme der neunjährigen, blassen Wärterin wurde vielleicht von seinem Vater verleugnet, und trug der Allergrößte nicht das nämliche mit dem seinen im Sinne, wenn sich die Mutter weigerte, ihm Gehorsam zu leisten?

Wie Mehltau auf grünendes Korn fielen diese widrigen Gedanken ihr auf die Seele, und nachdem Gombert ihr wieder in den Wagen geholfen, bat sie ihn, ihr zu gestatten, ein wenig schweigend zu ruhen. Zwar ahnte der Niederländer nichts von ihrem Zustande, doch wußte er, daß sie noch nicht voll genesen, und schob ihr sorgsam das eigene Felleisen unter die Füße.

Nun gab sie sich mit geschlossenen Augen das Ansehen zu schlafen, doch zermarterte sie den Geist mit der nämlichen Frage, die sie in der Kapelle des Kantorhauses

vergeblich zu entscheiden versucht. Daneben ängstigte sie die Auskunft, die der Werbeoffizier über den Vater erteilen würde. Und wenn ihr Kaiser Karl nun in Landshut begegnete und es ihr vergönnt war, ihn anzureden?

Trompetenstöße und lauter Kommandoruf erweckten sie aus diesem unerfreulichen Sinnen. Der Wagen fuhr an einigen ungarischen Reiterfähnlein vorüber, die im Schritt Landshut entgegenzogen.

Ihr fröhlich buntes Aussehen verscheuchte die selbstquälerischen Gedanken. Wozu sich die schöne Fahrt mit dem Freunde verderben, die sich ohnehin dem Ende näherte? Auch wenn das Schlimmste eintraf, kam es immer noch zu früh.

Aufatmend wandte sie sich darum wieder dem Gefährten zu, und Gombert freute sich der erfrischenden Wirkung, die, wie er meinte, der Schlaf auf sie geübt. In einer Stunde sollte er sich von der Künstlerin trennen, der er so hohen Genuß verdankte, deren Schönheit ihm das alternde Herz erwärmte, und der er mit aller Innigkeit wünschte, sie möchte die wundervolle Gabe zurückgewinnen, die jetzt so grausam getrübt war. Ihre feurige Lebhaftigkeit, ihre grundnatürliche, selbstbewußte Unbefangenheit, ihre begeisterungsfähige Frische, die Freudigkeit und der Fleiß, mit der sie an der eigenen Ausbildung gearbeitet, und die Dankbarkeit, mit der jede musikalische Lehre von ihr aufgenommen worden war, hatten sie ihm teuer gemacht. Es wäre ihm eine Freude gewesen, sie wiederzusehen, und ein wahrer Seelenschmaus, sie dann auch in der alten Weise singen zu hören.

Das bekannte er ihr auch mit freimütiger Herzlichkeit und stellte ihr vor, wie viel besser sie nach Brüssel tauge

als in ihr recht stattliches, doch geräusch- und glanzloses Regensburg.

Mit begeisterter Vaterlandsliebe schilderte er ihr das lebendige Leben in seiner schönen, reichen Heimat. Da blühte die Musik und jede Kunst, da gab es außer dem Kaiser und seiner erhabenen Schwester große, glänzende Seigneurs, die mit freigebiger Heiterkeit förderten, was schön war und wert der Beachtung, dahin strömten Fremde aus der ganzen Welt, da wurden Feste mit einer Pracht und einem Frohsinn gefeiert wie nirgends auf Erden. Da war das Heim der Freiheit, der Freude, des Genusses.

Schon oft hatte Barbara sich gewünscht, die Niederlande kennen zu lernen, deren auch Kaiser Karl besonders gern gedachte; so aber hatte sie noch niemand in die Mitte dieser blühenden Provinzen und dieses fröhlichen Volkes versetzt.

Wie gebannt hingen ihre großen Augen während seiner Schilderung an den Lippen des Meisters. Dieses Brabant mußte auch sie einmal sehen, und wie jede neu erwachende Sehnsucht bemächtigte sich auch diese schnell ihres gesamten Wesens. Nur in den Niederlanden, meinte sie, würde sie das verlorene Glück wiederfinden. Was aber diesen Gedanken zur Gewißheit in ihr erhob, war nicht nur die Pflege der Musik, waren nicht nur die Schaustellungen und Feste, der prächtige Sammet, die rauschende Seide und das bunte, fröhliche Leben, nicht nur der wackere Appenzelder und der Freund ihr zur Seite, sondern allem anderen weit voran der Umstand, daß Brüssel die Heimat Kaiser Karls, daß es dort, nur dort ihr vergönnt sein konnte, ihn, den sie haßte, wenigstens aus der Ferne wieder und wieder zu sehen.

Um der Niederlande willen vergaß sie des Nächsten zu achten, was ihren Blicken sich darbot.

Pfeilgeschwind war ihr und dem Reisegefährten die letzte Stunde der Fahrt vergangen, und erst als hart am linken Ufer der Isar, die ihnen entgegenfloß, der alte Diener Gomberts sich umwandte und, mit der ausgestreckten Hand vor sich hinweisend, ausrief: „Da wären wir in Landshut," gewahrte sie, daß das Reiseziel schon erreicht war.

Sie kannte diesen blühenden Ort, den die Trausnitzburg stolz überragte; denn dort wohnte ihr Oheim Wolfgang Lorberer, der die Schwester ihrer Mutter geehelicht und dem Rate der Stadt angehörte. In dem reichen Hause seines alten Geschlechtes war sie vor zwei Jahren während eines ganzen Monats zu Gaste gewesen. Dort dachte sie auch jetzt wieder Unterkunft zu suchen. Frau Martha hatte sie mehr als einmal aufgefordert, bald wiederzukehren, und ihre beiden jungen Bäschen waren seitdem erwachsen.

Zwei Arme der Isar lagen ihr jetzt gegenüber und zwischen ihnen die Zweibrückeninsel.

Bevor die Kutsche noch über die erste rollte, nahm sie ihre Sachen zusammen und unterrichtete den Postknecht, wo er vorzufahren habe. Er kannte das vornehme Lorberersche Haus und faßte, als er den Namen des Besitzers hörte, an die Kappe. Von dem berühmten Kapellmeister bei den Ihren eingeführt zu werden, war Barbara lieb, weil sie nicht wie aus der Luft geschneit bei der Muhme einzufallen wünschte, die das Widerspiel ihrer verstorbenen Mutter, eine etwas engherzige, zimpferliche Frau war, vor der ihr im stillen bangte.

Siebentes Kapitel.

Mit dem Vorwärtskommen ging es nur langsam; denn zu ihrer Rechten lag der Schweinemarkt, und viele Bauern und Vorstentiere kamen ihnen von dorther entgegen.

An der zweiten Brücke stand das Thor. Hier war der Wagen wegen des Zolles zu halten genötigt. Er hätte ohnehin nicht sogleich vorwärts gekonnt; denn vor und hinter der Pforte hatten sich Fuhrwerke und Menschen in ziemlicher Anzahl gestaut. Reiter jeder Art, Fuhrwerke der ein- oder ausziehenden Regimenter, Frachtwagen und ländliche Karren, Kriegsknechte, Bürger und Bürgerinnen, Bauern und Bäuerinnen, Mönche, Wanderburschen und Landstreicher erschwerten das Vordringen, und es bedurfte einer guten Weile, bis der Reisewagen endlich das Thor passiren und das Ende der Brücke erreichen konnte.

Dort, zwischen ihr, dem Heiligen Geist-Spital und der zu ihm gehörigen Kirche, schien das Gewirr undurchdringlich. Das Fuhrwerk mußte stehen bleiben, und Gombert stellte sich auf und überschaute die bunte Menge ringsum. Barbara hatte sich gleichfalls vom Sitze erhoben,

wies den Kapellmeister auf diese oder jene auffallende Erscheinung und zuletzt auf eine stattliche Sänfte, die zur Seite des Hospitals am Boden stand.

„Seiner Majestät Eigentum," bemerkte sie eifrig. „Ich kenne sie wohl."

Hier aber stockte sie und erblaßte; denn was Gombert ihr zurief, hatte sie eben schon selbst bemerkt.

Don Luis Quijada durchschritt das geringe Volk um ihn her mit der stolzen Gemessenheit des kastilischen Granden und ging gerade auf sie zu.

Unterwürfig wich vor dem Obersten des Regimentes Lombardei zurück, was ihn von dem Wagen trennte; Barbara aber schaute nach rechts und links, und am liebsten wäre sie aus dem Wagen gesprungen und hätte sich unter der Menge verborgen.

Doch dafür war es zu spät.

Nichts als abzuwarten, was er von ihr begehrte, blieb ihr noch übrig, und doch wußte sie gewiß, daß Don Luis nicht wegen des Kapellmeisters kam, sondern um ihretwillen, und daß er etwas Ueberraschendes, ja wahrscheinlich etwas Schreckliches brachte.

Seit sie ihm gegenüber dem empörten Herzen Luft gemacht hatte, war sie ihm nicht wieder begegnet. Jetzt stand er dicht neben dem Wagen, doch sein ernstes Gesicht sah weniger streng aus als damals.

Nachdem er sich kurz vor ihr verneigt und Gombert mit freundlicher Herablassung die Hand gereicht hatte, dankte er ihm für die Güte, mit der er der Reisegefährtin den Platz in seinem Wagen überlassen, und eröffnete dann Barbara mit ruhiger Höflichkeit, er komme im Auftrage Seiner Majestät, der Sorge getragen, daß es ihr in dem

überfüllten Landshut nicht an einem geeigneten Quartier fehle. Dort beim Hospital stehe die Sänfte bereit.

Da erfaßte Barbara noch heißer als vorher das Verlangen, sich dieser neuen Gewaltthat des übermächtigen Zwingherrn zu entziehen, doch an Flucht war in diesem Gedränge nicht zu denken, und als sie dem ernsten Blicke Quijadas begegnete, legte sie sich Schweigen auf.

Den niederländischen Meister, der ihr wohlwollte und den sie verehrte, zum Zeugen ihrer Demütigung zu machen, widerstand ihr. Auf später mußte sie darum versparen, was sie dem Spanier zu hören geben wollte, und so sagte sie dem Freunde nur noch einmal Lebewohl und sprach ihm, kaum der Stimme mächtig, ihr Bedauern aus, ihn nicht zu den Lorberers führen zu können, da Seine Majestät anders über sie verfüge.

Noch ein Händedruck mit dem Niederländer, ein fragender Blick in das kühle Antlitz des Obersten, und sie mußte sich als Gefangene Kaiser Karls betrachten.

Freilich befleißigte der Häscher sich jeder Rücksicht; denn mit aller Sorgfalt half er ihr dem Wagen entsteigen und führte sie dann vorsichtig durch die kommenden und gehenden Leute hindurch zu der Sänfte, hinter der ein Reitknecht im Sattel das edle Roß Quijadas am Zügel hielt.

Während Don Luis Barbara in den bedeckten Tragstuhl einsteigen half, fragte sie ihn leise, was sie von dieser Gewaltthat zu halten habe und wohin man sie führe.

„Der Befehl Seiner Majestät,“ lautete die Antwort. „Mit der Unterkunft hier werdet Ihr übrigens zufrieden sein, denk' ich.“

Da zuckte sie unwillig die Achseln und verlangte nur noch zu wissen, woher man erfahren, daß sie sich nach Landshut gewendet; Don Luis aber versetzte in munterer Laune, als sie sonst an ihm gewohnt war: „Ein Vöglein sang es uns zu, und gerade hier wurdet Ihr von mir erwartet, weil man am Ende der Brücke am sichersten trifft, wem es obliegt, einen oder zwei Wasserläufe zu überschreiten."

Dann fuhr er so ernst, daß jeder Gedanke an Spott ausgeschlossen schien, fort: „Ihr seht, wie gütig Seine Majestät für Eure Wohlfahrt besorgt ist."

Damit schloß er die Sänfte und ritt ihr voran.

In der Brust Barbaras gärte und kochte es indessen.

Wohin wollte man sie führen?

Sollte der Kaiser sie gefangen setzen wollen?

Er war ja der Mächtige. Wer durfte es ihm wehren?

Zu einem klaren Gedanken vermochte sie nicht zu gelangen; denn während sie der Empörung ihrer Seele die Zügel schießen ließ, blickte sie doch auch aus den offenen Seiten der Sänfte hinaus.

Jedes Haus, jeder Pflasterstein war ihr hier bekannt und erweckte eine Erinnerung. Es wimmelte neben ihr von Menschen, und unter ihnen gab es manche fremdartige Kriegergestalt zu Fuß und zu Roß, die sehr wohl eines aufmerksamen Blickes wert gewesen wäre. Doch was gingen die Welschen in Helm und Panzer sie an, die die Altstadt, die Hauptverkehrsader Landshuts, durch die man sie forttrug, erfüllten?

Wohl warf sie einen Blick nach links auf das Rathaus, wo der Oheim jetzt mit überlegte, wie man diese

Unzahl von Streitern und Rossen unterbringe, wohl streckte sie den Kopf ein wenig zum Fenster hinaus, als sie sich den Häusern mit Bogengängen im unteren Stockwerk näherte und als das der Lorberer mit dem stumpfen Giebel erschien, in dem sie so frohe Tage verlebt. Doch sie zog das Haupt schnell wieder zurück; denn wenn eins ihrer Angehörigen sie wahrnahm, welche Antwort konnte sie auf seine Fragen erteilen?

Aber es bemerkte sie niemand, und wer weiß, ob sie in dem zarten, ängstlichen Gesicht mit dem kurz geschnittenen Haare und den übergroßen Augen nicht das einer andern vermutet hätten, das dem der frischen, kerngesunden Barbara von früher nur gleich sah.

Auch nach dem der Straße schräg zugewandten, reich verzierten Portal der Sankt Martins-Kirche, in der sie so oft die Messe gehört, blickte sie hin und versuchte zu dem Turme aufzuschauen, der auf Erden kaum seinesgleichen hatte an Höhe.

Eine schönere, breitere Straße, als diese Altstadt mit den stattlichen Giebelhäusern, gab es auch in Regensburg nicht, und in München, wohin der Oheim sie einmal mitgenommen hatte, und wo jetzt die bayrischen Herzoge residirten, schon gar nicht.

Aber wohin, um Himmels willen, wurde sie getragen?

Jetzt schwankte auch die Sänfte an der Stelle vorbei, wo der „nahe Steig“ für Fußgänger zu der Trausnitzburg, die stolze Feste der Herzoge von Bayern-Landshut, hinanführte. Einen Augenblick streckte sie das Haupt wieder vor, um zu ihr, die gerade über ihr den Weg hoch überragte, hinaufzuschauen; denn dort oben mußte

der gewaltige Mann doch wohl wohnen, dessen Gefangene sie war.

Aber jetzt!

Was war das?

Die Sänfte wurde niedergelassen, und es war an der Stelle, wo die Burgstraße zu ihrer Linken die Höhe erklomm, die die stolze Trausnitzfeste trug.

Jetzt fand sich vielleicht dennoch Gelegenheit, zu entkommen.

Schnell öffnete sie die Thür; doch einer ihrer Begleiter schloß sie wieder und drückte sie damit selbst vorsichtig in den Tragstuhl zurück. Dabei schüttelte er den Kopf, seine kleinen schwarzen Augen blinzelten sie listig an, und aus seinem breiten, lächelnden Munde, den ein langer schwarzer Schnurrbart umwehte, scholl ihr ein gutmütig ablehnendes: „Nix, nix" und noch einmal „nix" entgegen.

Da frug sie den Mann, der ein Ungar zu sein schien, wohin man sie führe, und ob Kaiser Karl auf der Trausnitz sei; er aber wies nur auf die Lippen und wiederholte sein „Nix".

Nun ging es den Berg hinan. Den größten Teil der Straße begrenzte eine Mauer. Oft führte sie auch durch einen mit Buschwerk bewachsenen Hohlweg und an Basteien und anderem festen Mauerwerk vorüber.

Schon hatten die Träger eine beträchtliche Höhe erklommen, und noch eröffnete sich kein Blick auf Stadt und Landschaft. Aber auch die schönste Fernsicht hätte Barbara nicht veranlaßt, auch nur die Augen zu öffnen; denn der Unwillen, der sie beherrschte, hatte sich zu nagendem Ingrimm gesteigert, und in ihn mischte sich eine ihrer mutigen Seele sonst fremde Angst.

In dem einen Turme der Burg gab es Gefängnisse von erträglich freundlichem Aussehen; sie hatte aber auch von schrecklichen unterirdischen Kerkern raunen hören, die in Verbindung mit dem heimlichen Gerichte ständen.

Wenn Kaiser Karl sie nun in eines jener Verliese sperrte, um sie zum Gehorsam zu zwingen und sie dann den Augen der Welt zu entziehen? Wer konnte sie vor diesem entsetzlichen Schicksal bewahren, wer ihn hindern, sie zeitlebens lebendig begraben zu halten?

Schaudernd blickte sie wieder ins Freie. Irrte sie nicht, so näherte der Weg sich dem Ende, und bald sollte sie erfahren, was man mit ihr im Sinne trug. Vielleicht erwartete Kaiser Karl selbst sie dort oben. Wenn er sie dann aber frug, ob sie ihm immer noch zu trotzen gedenke, dann wollte sie ihm zeigen, daß sie, Barbara Blomberg, sich nicht einschüchtern lasse, daß sie sich zu wehren, und, mußte es sein, zu dulden verstehe, daß sie alles einzusetzen bereit sei, um seinen Anschlag zu Schanden zu machen und dem eigenen Entschluß zum Siege zu verhelfen. Dann sollte er sehen, daß man Völker und Könige, ja selbst den heiligen Vater in Rom, wie Karl einst freventlich gethan, zu besiegen und zu demütigen vermag, daß man zwar den harten Edelstein zerschlagen und das feste Metall schmelzen kann, den standhaften Willen eines Weibes aber, das für sein Teuerstes kämpft, nicht zu brechen vermag.

Wohl schon ein halbes Dutzend Burgthore hatte die Sänfte durchschritten und eine feste Mauer hinter sich gelassen; jetzt aber stellte sich ihr eine zweite entgegen und ein neues, hohes Thor, das in ihr starkes Gefüge eingelassen war.

Wie hatte sie sich, wenn sie früher die Trausnitz bestieg, an dem tiefen Graben ihr zur Linken gefreut, in dem Fasanen, stolze Pfauen und anderes Getier, ja sogar ein ganzes Häuflein munterer Affen gehalten wurden; diesmal aber gewahrte sie nichts, als daß das Thor die stark mit Eisen beschlagenen Flügel vor ihr öffnete, daß die Zugbrücke noch niedergelassen war, obgleich die Sonne sich schon dem Untergange nahte, und daß Quijada an ihrem Ende stand und den Trägern winkte, die Sänfte zu Boden zu stellen.

Jetzt öffnete der Haushofmeister die Thür, und diesmal war er nicht allein; denn hinter ihm gewahrte Barbara eine Frau, und wie aufgebracht sie auch war, fand sie ihr Aussehen doch Vertrauen erweckend.

Die Fragen, die sie Don Luis nun, ohne seiner Begleiterin zu achten, wie außer sich und mit hoch geröteten Wangen zornig entgegensprudelte, beantwortete er kurz und sachlich.

Kaiser Karl wünsche ihr hier oben ein sicheres Quartier anzuweisen, während er selbst in dem bescheidenen Hause eines Schwaigers, das ist ein kleiner Ackerbürger, der seine wenigen Tagwerk Garten und Fruchtland selbst bestellt, drunten im Thale Quartier genommen.

Hier auf der Burg weilten augenblicklich einige der höchsten Befehlshaber als Gäste des Herzogs von Bayern. Im Damenstocke der Feste sollte Barbara wohnen, und zwar unter der Obhut der würdigen Frau an seiner Seite.

„Gnädiger,“ schloß er, „hätte Seine Majestät nicht für Euch zu sorgen vermocht.“

„Dann bewahre die Jungfrau jeden,“ stieß sie heftig

heraus, „vor dieser Gnade. Gegen meinen Willen schleppt man mich auf diese Burg . . .“

„Und das,“ versetzte der Spanier gelassen, „widerstrebt Eurem starken Sinn für Unabhängigkeit, den wir ja kennen. Doch wenn Ihr Vernunft annehmt, Schönste, werdet Ihr Euch bald mit dieser weisen Maßregel Seiner Majestät versöhnen. Thut Ihr es nicht, ist es Euer eigener Schade. Doch,“ fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „für eine Unterhaltung, die leicht in einen Wortwechsel ausarten könnte, ist der Platz hier übel gewählt. In Eurem eigenen Gemache wird er schicklicher zu Ende geführt werden.“

Damit schritt er ihr voraus, und Barbara folgte ihm ohne ein weiteres Wort des Widerstrebens; denn auf dem schönen, großen Hofe, den sie überschaute, gingen jüngere und ältere Krieger und andere Herren hin und her; eine Gruppe von Pferdefreunden musterte besonders edle Rosse, und aus einigen der breiten Fenster in den Bauten, die den Trausnitzhof von allen Seiten umgaben, schauten Männergesichter auf sie nieder.

Dieser Platz war ihr stets als besonders passende Schaubühne für fürstliche Herrlichkeit erschienen, und in der That ließ sich, trotz seiner vornehmen Größe, kaum etwas Heimlicheres, sicherer Abgeschlossenes denken.

Früher hatte er viele glänzende Ritterspiele und festliche Veranstaltungen gesehen; aber auch jetzt noch sammelten sich hier gern die Bewohner der Burg und die Gäste der herzoglichen Besitzer, die freilich aufgehört hatten, hier hauszuhalten, seitdem Landshut dem Münchener Zweige des Wittelsbacher Hauses zugefallen war und die bayerischen Herzoge in der oberen Isarstadt München residirten.

Als Barbara das Schloß betrat, wurde eben zur Vesper geläutet, und Quijada blieb entblößten Hauptes, seine Begleiterin und Barbara mit gefalteten Händen stehen.

Doch die Gefangene fühlte keine Neigung zum Gebet; wohl aber erinnerte sie sich eines Tanzfestes, das hier bei Fackellicht gefeiert worden war und an dem sie selbst als Gast ihres Oheims teilgenommen hatte, bis der Morgen zu dämmern begonnen.

Während sie weiter schritten, kam ihr ferner das Ringelreiten in den Sinn, das auf dem Trausnitzhofe abgehalten worden war, und dem sie hatte zuschauen dürfen. Wie war sie damals schier vor Entzücken vergangen über das bunte, prächtige Treiben! Den Tanz auf diesem Platze hatte sie zu ihren allerschönsten Erinnerungen gezählt. Und wie sah sie diesen Hof nun wieder! Was aber konnte ihr solches Vergnügen auch noch gelten? Trotzdem erweckte es in ihr eine bittere Empfindung, daß dergleichen, so jung wie sie war, nun auf immer für sie verloren sein sollte.

Schweigend folgte sie den anderen in ein luftiges Gemach im zweiten Stockwerk, dessen Fenster einen prächtigen Fernblick bis an den böhmischen Wald gewährten. Doch sie war zu schwer ermüdet, um ihm mehr als einen flüchtigen Blick zu schenken.

Ohne der beiden anderen zu achten, ließ sie sich auf die Bank an einer Seitenwand des Zimmers nieder, und während sie noch mit Don Luis sprach, brachte die ihr noch fremde neue Gefährtin einige Kissen herbei und stützte ihr damit stillschweigend den Rücken.

Dies Gemach, eröffnete ihr Quijada, habe er mit

Erlaubnis Seiner Majestät für sie bestimmt. Das Nebenzimmer würde diese vortreffliche Frau — und damit wies er auf seine Begleiterin — bewohnen. Dann stellte er diese Barbara als Gattin Meister Adrian Dubois', des Kammerdieners Seiner Majestät, vor. Als geborene Kölnerin sei sie des Deutschen kundig und habe es übernommen, ihr Gesellschaft zu leisten. Wenn Barbara wünsche, könnte sie auch die Garderobière Lamperi aus Regensburg auf die Trausnitz bescheiden.

Da unterbrach sie ihn mit der Frage, wie lange der Kaiser sie denn hier zurückzuhalten gedenke?

„So lange es seinem erhabenen Willen gefällt, und der Arzt es für recht hält," lautete die Antwort.

Da zuckte sie nur wieder die Achseln; denn sie fühlte sich völlig erschöpft. Als aber Quijada, der ihr ansah, daß sie der Erholung bedürfe, sie verlassen wollte, erinnerte sie sich dennoch des wahren Grundes ihrer Fahrt nach Landshut und frug ihn, ob sie den Reisegefährten ihres Vaters sprechen dürfe, der ihr Auskunft über das Ergehen des alten Herrn zu erteilen vermöge, der, nachdem ihn der Kaiser in die Welt hinausgetrieben, zu Antwerpen erkrankt sei.

Willig wurde dies gestattet, und Don Luis übernahm es sogar, ihr den Junker Pyramus Kögel, den er von Ansehen kannte, zuzuschicken. Dann verließ er sie, indem er sie auf Frau Dubois verwies, die beauftragt sei, ihr jeden billigen Wunsch zu erfüllen.

Barbara fühlte indes nach nichts Verlangen als nach Ruhe. Der neuen Gesellschafterin gönnte sie dabei geflissentlich kein Wort. Uebrigens blieb ihr auch nur wenig Zeit dazu; denn sehr bald war sie fest entschlafen.

Als sie nach etwa zwei Stunden erwachte, lag sie lang ausgestreckt auf der Bank, und eine sorgsame Hand hatte ihr behutsam die Schuhe von den Füßen gezogen, und die Kissen, die ihr den müden Rücken gestützt, lagen jetzt unter ihrem Haupte.

Während sie schlummerte, war es dunkel geworden, und nur ein kleines Lämpchen, dessen Strahlen ein ausgespanntes Tüchlein hinderte, sie zu blenden, stand auf dem Ofen in einer Ecke des Zimmers.

Noch war sie allein; kaum aber hatte sie sich geregt, als Frau Dubois mit einer Magd erschien, die ihr einen Armleuchter mit brennenden Kerzen vorantrug. Kurz, aber freundlich frug die sorgsame Frau sie sodann, ob sie sich gekräftigt fühle, ob es ihr recht sei, wenn sie das Mahl in einer Viertelstunde auftragen lasse, und ob sie ihr gestatte, ihr behilflich zu sein.

„Gern," versetzte Barbara, angenehm überrascht. Wonach sie am meisten verlangte: den starken Hunger zu stillen und sich umzukleiden, brachte die Gesellschafterin ihr gleichsam entgegen.

Ein tüchtiges und dazu ein wohlgesinntes, feinfühliges Weib mußte sie sein, und ihre Schuld war es ja nicht, daß man sie mit ihrer Bewachung betraut und daß sie keinem höheren Stande angehörte. Mit weiterem Schweigen strafte sie sich nur selbst, und als Frau Dubois ihr wie die gewandteste Zofe oder eher noch wie eine sorgsame Mutter zur Hand war, ohne doch unaufgefordert auch nur ein Wort an sie zu richten, brachte das dankbare Herz Barbaras und das Wohlgefallen, das die Kammerdienersfrau in ihr erweckte, den Hochmut zum Schweigen.

Als eine Aufwärterin dann den Tisch nur für eine

Person deckte, frug das Mädchen Frau Dubois freundlich, ob sie nicht mit ihr speisen wolle; jene aber hatte schon gegessen; doch war sie gern bereit, dem Fräulein, wenn es ihm erwünscht sei, Gesellschaft zu leisten.

Bei Tisch entspann sich zwischen beiden Frauen das erste eingehendere Gespräch.

Das hübsche Gesicht der Rheinländerin mit dem Stumpfnäschen, das in der Jugend munter genug zu den wohlgebildeten Zügen gestanden haben mußte, war noch faltenlos, obwohl Frau Dubois den Fünfzig näher stand als den Vierzig. Ihr tief ergrautes, beinahe weißes Haar paßte nicht zu den beinahe jugendlichen Zügen und verlieh ihnen doch einen besonderen Reiz, und wie hell glänzten immer noch ihre runden braunen Augen! Das einfache Kleid von feinem Brabanter Stoff saß ihr wie angegossen, und etwas Säuberlicheres als ihre ganze Erscheinung ließ sich schwer denken.

Meister Adrian hatte sich ja eine seltene Ausnahmsstellung unter seinesgleichen erworben; Barbara fragte sich aber doch, wie er zu dieser Frau komme, die einem weit höheren Stande anzugehören schien. Und dann! Was hatte sie hierher und in ihre Nähe geführt?

Bei Tisch sollte sie es erfahren; denn Frau Dubois beantwortete ihre Fragen nicht nur zuvorkommend, sondern in einer Weise, aus der Barbara aufrichtige Teilnahme an ihrer Person entgegenschaute.

Sie war die Tochter eines Hauptmanns, der im Dienste Kaiser Karls vor Padua gefallen. Seiner Witwe war der ihr bewilligte Gnadensold vorenthalten worden, und als sie mit der Tochter sich um eine Audienz bei dem Kriegsherrn bemühte, hatte der vielvermögende Kammer=

diener das erblühende Mädchen bemerkt und nicht vergebens um sie geworben. Mutterfreuden waren ihr leider versagt geblieben, auch trug Frau Dubois es schwer, daß ihr Gatte den Kaiser, der seiner keinen Tag entbehren konnte, auf seinen häufigen und langen Reisen begleiten mußte. Darüber tröstete sie auch das sehr bequeme äußere Leben, das der angesehene und auch von den Größten beachtete Kammerdiener ihr bot, keineswegs hinweg.

Kaiser Karl wußte das, hatte Adrian ein hübsches Gartenhaus im Brüsseler Schloßparke zur Wohnung überlassen und war ihm auch sonst gern gefällig. Jetzt hatte er ihm gestattet, sich, bevor es in den Kampf ging, seine Frau nach Landshut kommen zu lassen. Hier war sie bis vor einigen Stunden Mitbewohnerin des Häuschens gewesen, das der Monarch und Feldherr sich zur Unterkunft gewählt. Auf die Burg war der kaiserliche Heerführer nicht gezogen, weil er mitten unter seinen Truppen zu weilen wünschte. Freilich war das Ackerbürgerhäuschen an der „hohen Gred", das er bewohnte, nichts weniger als eine eines großen Herrschers würdige Wohnstätte; denn über dem Erdgeschoß hatte es nur ein Stockwerk mit fünf kleinen Fenstern und ein besonders hohes Dach. Doch dafür waren die in seiner Nähe lagernden Regimenter von ihm aus schnell erreichbar. Auch die Ruhe, die hier eher zu finden war als auf der Trausnitz, hatte ihn zu dieser Wahl veranlaßt; denn sein Befinden war so schlecht wie sein Aussehen und seine Stimmung. Uebermorgen beabsichtigte er mit dem Hauptquartier aufzubrechen, und es stand darum dem Kammerdienerpaare eine neue Trennung bevor.

Als der Reitende, den die Garderobière Lamperi ausgesandt, in Landshut eingetroffen war, und es gegolten hatte, für Barbara eine passende Gesellschafterin zu finden, war der Kaiser selbst auf Frau Dubois verfallen.

Da hatte es denn keinen Widerspruch gegeben.

Uebrigens, versicherte sie, habe es Seine Majestät gut mit Barbara vor, und was an ihr liege, sollte geschehen, um ihr das schwere Geschick zu erleichtern.

Von allem, was ihre Schutzbefohlene anging, war sie unterrichtet. Die Aufgabe, die ihr Barbara gegenüber zuerteilt worden war, hätte sie übrigens dennoch kaum auf sich genommen, wenn ihr nicht bekannt gewesen wäre, daß jeder bestimmte Entschluß des Kaisers unerschütterlich sei. Dazu konnte sie auch Sorge tragen, was der Aermsten Schweres zugefügt werden mußte, weniger schmerzlich zu gestalten.

Gespannt und ohne sie zu unterbrechen, war Barbara ihrem Berichte gefolgt; dann aber ließ sie sich eingehender über das Befinden des Mannes unterrichten, von dem ihre Seele auch jetzt nicht zu lassen vermochte, und endlich drängte es sie, von sich selbst zu reden.

So flog die Zeit windesschnell dahin. Schon waren die Kerzen am Armleuchter bis über die Hälfte herabgebrannt, als Frau Dubois endlich zum Schlafengehen drängte.

Barbara empfand es wie ein Glück, eine so wohlgesinnte und verständnisvolle Gesellschafterin gefunden zu haben, und die Rheinländerin bat sie, während sie ihr beim Auskleiden half, sie in Zukunft bei ihrem Taufnamen „Gertrud" oder, wie man sie sonst gern rief, „Frau Traut" zu nennen.

Achtes Kapitel.

Es war nicht mehr ganz früh, als Barbara sich am folgenden Morgen vom Lager erhob. Einige Stunden hatte sie fest und traumlos geschlafen, dann aber war sie von den nämlichen Gedanken wach erhalten worden, die sich ihr in der letzten Zeit fortwährend aufdrängten.

Der grausamen Forderung Karls wollte sie trotzen. Der empörende Zwang, der ihr angethan wurde, konnte sie nur darin bestärken. Wenn man sie gewaltsam in ein Kloster schleppte, würde sie sich noch beim Profeß weigern, Nonne zu werden.

Dann dachte sie an eine Wallfahrt, um den Himmel zu bewegen, ihr den verlornen Wohllaut der Stimme zurückzugeben. Daneben bemächtigte sich ihrer aber auch wieder und wieder die Sehnsucht, Kaiser Karl noch einmal ins Antlitz zu schauen. Das Verlangen, ihn zu sprechen und ihm ins Gesicht zu rufen, was er an ihr verschuldet, kam dagegen bald zum Schweigen; konnte es doch seine Erinnerung an sie nur verderben, wenn er sie mit der mißtönenden Stimme, deren Klang ihr selbst weh that, reden hörte.

Doch auch eine andere Gedankenreihe hatte sie wach

erhalten. Wie erging es dem Vater? Hatte er erfahren, was sie sich ihm einzugestehen fürchtete? Was war ihm zugestoßen, und was hatte der Werbeoffizier über sein Ergehen zu berichten?

Bald genug sollte sie es erfahren; denn kaum war sie vom Frühmahle aufgestanden, als ein herzoglicher Diener Pyramus meldete.

Bangen Herzens schaute sie seinem Eintritt entgegen, und wie sie mit leicht geröteten Wangen dastand und die großen, fragenden Augen nach der Thür richtete, kam sie Frau Traut, trotz des kurzen Haares und des noch nicht wieder voll gerundeten Ovals des Gesichtes, so wunderschön vor, daß sie wohl begriff, wie es gerade ihr hatte gelingen können, das schwer zu erwärmende Herz des Kaisers so heiß zu entflammen.

Was Pyramus das Blut in die Wangen trieb, als Barbara ihm bei seinem Eintritt die blasse, zarte Hand entgegenstreckte, wagte Frau Traut nicht zu entscheiden; denn sie hatte nach seinem Erscheinen das Zimmer verlassen. Uebrigens brauchte sie sich nicht eben lange fern von der Schutzbefohlenen zu halten; denn die Zusammenkunft nahm ein weit schnelleres Ende, als sie erwartet.

Ein prächtig gewachsener Mann mit ansprechenden, männlichen Gesichtszügen war dieser junge Offizier gewiß, doch meinte sie in seinem ganzen Verhalten etwas Gezwungenes wahrzunehmen, das ihr widerstrebte, und in der That war dieser reckenhaft große Mann sich bewußt, daß, wenn er auch nur einen Augenblick von der Zurückhaltung abließe, die er sich auferlegte, das schwache Herz ihm einen Streich spielen würde.

Schöner denn je war sie ihm erschienen, als sie ihn

nicht mit dem alten Trotze, sondern mit beinahe demütigem Entgegenkommen begrüßte. Der rauhe Klang ihrer einst so wohllautenden Stimme hatte ihm dabei weh gethan, und um ein kleines hätte die Kraft ihm versagt, seinem Vorsatze getreu, streng zu verbergen, was er trotz der schweren Kränkungen, die sie ihm zugefügt hatte, immer noch für sie empfand. Während er sich ihr ins Antlitz zu schauen vergönnte, wurde ihm erst recht deutlich bewußt, wie schwer Durchführbares er auf sich genommen, und so versuchte er den Ausdruck gleichgiltiger Härte anzunehmen und leitete das Gespräch mit der Bemerkung ein, der Ritt auf die Burg halte ihn länger von seinen Pflichten fern, als er bei solchem Drange des Dienstes, und noch dazu unter den Augen Seiner Majestät des Kaisers, verantworten könne. Es sei ihm darum auch nur möglich, ihr in aller Kürze Rede zu stehen.

Diese Versicherung hatte er mehr hervorgestoßen als gesprochen; sie aber entgegnete mit einem wehmütigen Lächeln, es sei ja leicht verständlich, daß er sich gerade ihr zu Gefallen nur ungern zu solchem Zeitverlust entschlossen.

„Um Euretwillen, werte Dame," entgegnete er mit einer Herbheit, die echt genug klang, „wäre es mir überhaupt kaum thunlich erschienen, mich so weit vom Lager zu entfernen; dem tapfern alten Kameraden zuliebe, der meiner Obhut anvertraut wurde, hätte ich indessen auch Schwereres möglich gemacht, — und Ihr seid seine Tochter."

Da nickte sie still vor sich hin, um damit anzudeuten, daß sie die Meinung seiner Rede verstand, und frug dann, wie die Reise verlaufen sei und was es mit der Krankheit des Vaters auf sich habe.

Bis nach Spanien, berichtete er nun, sei alles aufs

beste gegangen; dort aber habe den Kapitän quälendes Heimweh befallen. Nichts hätte ihm zugesagt, außer der Frömmigkeit der Leute. Der heiße Wein sei ihm nicht bekommen, die Kost ihm unerträglich erschienen, und das Unvermögen, sich mit einem andern als mit ihm zu unterreden, hätte ihn bis zu lauten Wutausbrüchen verdrossen. Auf dem sauberen niederländischen Schiffe, das ihn heimwärts führte, sei es ihm wieder besser ergangen; ja beim Einlaufen in den Hafen von Antwerpen hätte er in beinahe übermütiger Laune gescherzt. Als er aber von dem haushohen Schiffe auf der Strickleiter in den Nachen hätte steigen wollen, der die Seefahrer ans Land brachte, sei er mit dem steifen Beine fehl getreten und in das Boot gefallen.

Ein leiser Angstschrei drang hier aus der tiefbewegten Brust der Tochter, und Pyramus stimmte in ihr Bedauern ein und versicherte, daß es ihm immer noch kalt über den Rücken laufe, wenn er jenes Sturzes gedenke. Wie durch ein Wunder sei er erhalten geblieben. Dennoch wären die Folgen keineswegs leicht; denn als er ihn verlassen, hätte er sich erst wieder schwankend von einem Stuhle zum andern forttasten können. Eine Reise zu Pferde, habe der Arzt erklärt, würde sein Tod sein, und eine Fahrt im Wagen, bei den schlechten Straßen, sein Leben gleichfalls gefährden. Erst nach Monaten sei an seine Heimkehr zu denken.

Auf Barbaras bange Frage, wie der ungeduldige Mann die ihm auferlegte Bewegungslosigkeit ertrage, entgegnete der andere: „Ungeberdig genug; doch ist er schon ruhiger geworden, und meine Schwester gewann ihn lieb und sorgt für ihn aufs beste.“

„Eure Schwester?“ frug Barbara beschämt und streckte ihm noch einmal die Hand hin; er aber gab sich das Ansehen, es nicht zu bemerken, und erklärte nur kurz, sie sei durch ihren Gatten in die Niederlande gekommen. Wie er selbst sei dieser unternehmende Mann im Fürstentum Grubenhagen am Harzgebirge zu Hause. Sechzehn Jahre alt habe der wilde Thunichtgut sich in die Welt begeben, um sein Glück zu versuchen, und es auch als kühner Seemann gefunden. Reich begütert sei er zurückgekommen, um sich ein Weib aus der alten Heimat zu holen. Jetzt sei er auf der Fahrt nach Indien, und da die Frau seiner Heimkehr warte, hätte sie den alten Kameraden des Bruders gern aufgenommen. Die Sorge um ihn gewähre ihr in der Einsamkeit eine willkommene Zerstreuung. Es mangele an nichts in ihrem Hause, und so sei denn für den Kapitän aufs beste gesorgt, des dürfe sie sich getrösten.

Damit machte er Miene, sie zu verlassen; sie aber hielt ihn mit der Frage zurück: „Und war ihm, da Euch der Dienst von ihm fortrief, schon zu Ohren gekommen, was seine Tochter . . .“

Hier stockte sie tief errötend und mit niedergeschlagenen Augen; er aber weidete sich kurze Zeit an dem Anblick ihres gebrochenen Stolzes, bald aber konnte er es nicht mehr ertragen, sie so bittere Pein erdulden zu sehen, und entgegnete darum hastig: „Wenn Ihr meint, was man sich von Euch und Seiner Majestät dem Kaiser erzählt, so wurde ihm allerdings von einem alten Kriegskameraden aus dieser Gegend davon berichtet.“

„Und er?“ fiel sie ihm bang in die Rede.

„Er wies ihm zornig die Thüre,“ versetzte der

Offizier und sah, wie sich ihr die Augen mit Thränen füllten.

Da fühlte er, daß es auch ihm weich ums Herz wurde, und bot ihr darum eilig den Abschiedsgruß. Dankbar reichte sie ihm dabei wieder die Hand, und er ergriff sie und that sich die Güte, sie kurze Zeit in der seinen zu behalten. Dann verneigte er sich kurz und verließ sie.

Sie war die Geliebte des Kaisers gewesen, ihre Stimme hatte den Schmelz verloren, und dennoch meinte er, es gäbe kein begehrenswerteres Weib, so weit ihn auch sein Werberberuf durch aller Herren Länder geführt. Dies Eisen, es brauchte nicht mehr gebogen zu werden; wie heiß aber mußte das Leid gebrannt haben, das ihr den starren Sinn geschmolzen! Zum letztenmal wollte er sie gewiß nicht gesehen haben, und vielleicht half ihm das Schicksal nun dennoch, das Gelübde einzulösen, das er vor ihrer Thür in dem dunkeln Hausflur des Kantorhauses zu Regensburg geleistet.

Schon während er sich entfernte, hatte Barbara im Zimmer Frau Trauts eine Männerstimme gehört; doch achtete sie ihrer nur wenig — das Vernommene war ihr zu schwer auf die Seele gefallen.

Der Vater hatte nicht glauben wollen, was doch die volle, unbestreitbare Wahrheit. Wie würde er sich mit der Gewißheit abfinden, dem alten Kameraden ungerechterweise die Thür gewiesen zu haben, wenn er endlich heimkehrte und sie ihm alles, alles gestand, was sie gefehlt und gelitten. Nur eins wußte sie gewiß: Auch er würde nicht dulden, daß man ihr ihr Kind nahm, und eins hoffte sie: Was ihr das Schicksal angethan, indem es ihr die gesangsfrohe Stimme verdarb, würde ihn zum Mit-

leid zwingen und ihn vielleicht bewegen, ihr zu vergeben. O, hätte sie ihn doch hierher zaubern, ihm das Herz weit, weit eröffnen und aus seinem eigenen Munde vernehmen dürfen, daß er ihren Widerstand gut hieß.

Während dieses stillen Sinnens drangen mancherlei Geräusche und Rufe in ihr Gemach, die sie bisher nicht vernommen.

Als sie sich lauter und häufiger wiederholten, erhob sie sich, um an das offene Fenster zu treten; bevor sie es aber noch erreichte, kehrte Frau Traut zu ihr zurück.

Der Besuch, den sie empfangen, war Meister Adrian, ihr Gatte. Um dort allerlei Anordnungen zu treffen, war er auf die Trausnitz gekommen; denn es war etwas Besonderes im Werke, das auch Seine Majestät den Kaiser hierher führen sollte.

Bei dieser Nachricht schrak Barbara zusammen.

Wenn Karl nun kam, um mit der schweren Wucht seiner Persönlichkeit auf sie zu wirken, wenn er ...

Doch Frau Traut ließ ihr keine Zeit, sich diesen und anderen Befürchtungen und Hoffnungen hinzugeben; denn sie teilte ihr in ruhigem Erzählungstone mit, Seine Majestät habe nur vor, dem Herzog von Parma, Ottavio Farnese, seinem Schwiegersohne, auf dem Trausnitzhofe das goldene Vlies zu verleihen. Es würde ein prächtiges Schauspiel geben, und wenn es Barbara Freude mache, könne sie ihm zuschauen. Eins der Zimmer im zweiten Stocke des Damenflügels, den sie bewohnte, sei noch frei, und ihr Mann wolle es verantworten, wenn sie es benutzte, nur müsse Barbara fest versprechen, sich mit keiner Geberde und keinem Laute bemerkbar zu machen.

Dies Verlangen erfüllte sie mit freudigem Eifer, und

als Frau Traut wahrnahm, daß sich ihrer Schutzbefohlenen auch die erblaßten Wangen wieder röteten, wunderte sie sich über die schnelle Erregbarkeit dieses eigenartigen Geschöpfes und beantwortete ihr gern die lange Reihe von Fragen, mit denen sie sie bestürmte.

Vor allem wünschte sie Näheres über die Mutter Margarethe von Parmas, die Gemahlin Ottavio Farneses, zu erfahren, jene Johanna von der Gheynst, die dem Kaiser diese Tochter geschenkt.

Da erfuhr sie denn, daß es ein niederländisches Mädchen von ansehnlicher Familie, doch von kaum höherer Herkunft als die ihre gewesen; nur war sie von der gräflichen Familie von Haagestraaten als Pflegekind aufgenommen worden, bevor der Kaiser sie kennen lernte.

„War Johanna schön?“ unterbrach sie Barbara eifrig.

„Ihr,“ lautete die Antwort, „gefallt mir jetzt noch weit besser, obgleich auch sie ein holdseliges junges Geschöpf war.“

Dann verlangte Barbara noch zu hören, ob sie blond oder schwarz, lebhaft oder still gewesen sei, und endlich auch, ob sie eingewilligt habe, ihr Kind von sich zu geben, und Frau Traut entgegnete, dies hätte Johanna ohne Widerstreben gethan, und ihre Tochter sei dann später erst von der Herzogin von Savoyen, dann von der Königin Marie, der Frau Statthalterin der Niederlande, auferzogen worden.

„Wie recht das Fräulein daran that,“ schloß die freundliche Frau, „wißt Ihr ja selbst. Eine stolze Krone schmückt jetzt das Haupt ihres Kindes zum zweitenmal, und wie Kaiser Karl ihren Gemahl zu ehren weiß, werdet Ihr bald sehen. Seine Majestät wußte gut für die

Tochter, die sein erstes Kind ist, zu sorgen. Ihre frühere Ehe war freilich kurz. Alessandro von Medici, mit dem man sie beinahe zu früh vermählte, wurde kaum ein Jahr nach der Hochzeit ermordet. Ihr jetziger Herr Gemahl, der Herzog von Parma, den Ihr sehen werdet, ist dagegen jünger als sie, doch schon seit dem unglücklichen Feldzuge gegen Algier, an dem er teilnahm, und nachdem er von der schweren Krankheit, die er mit heimbrachte, genas, freuen sie sich eines schönen ehelichen Glückes. Seine Majestät hält die Tochter gar hoch, und die große Auszeichnung, mit der er heute ihren Gemahl ehrt, verleiht er ihm nicht am letzten, um das eigene teure Kind zu erfreuen, wenn seine Mutter auch nur eine Johanna van der Gheynst war."

Mit weit geöffneten Augen war Barbara diesen Mitteilungen gefolgt; jetzt aber wurde die Erzählerin unterbrochen; denn der Leibarzt, Meister Mathys, ließ sich melden und betrat gleich darauf das Gemach.

Seine Teilnahme für Barbara hatte ihr wildes Aufbrausen nicht zu schwächen vermocht, und der Wissenschaft zu Gefallen wünschte er sich zu überzeugen, welche Wirkung seine Mittel geübt. Leider war trotz ihres Gebrauches noch keine Besserung wahrnehmbar.

Die wunderliche Zerstreutheit, mit der das Mädchen, das sonst so schnell und sicher zu antworten verstand, seine Fragen halb überhörte, schrieb er der peinlichen Erinnerung an ihr unziemliches Verhalten bei ihrer letzten Begegnung zu und verließ sie darum bald, wenig befriedigt von diesem Besuche. Unterwegs sagte er sich indes, es sei unbillig, dem eben erst gefangenen Vogel das Flattern zu verdenken.

Als der Arzt sich entfernt hatte, war es Barbara leid, ihm so schlecht Rede gestanden zu haben. Die Erwartung, den kaiserlichen Geliebten wiederzusehen, beherrschte aber ihr gesamtes Denken und Empfinden, und dazu sah sie wieder und wieder die Gestalt des jungen Herzogs vor sich, den sie nie gesehen, den aber Karl mit der Tochter jener Johanna vermählt hatte, die nicht schöner und vornehmer gewesen sein sollte als sie.

Mitleidig nahm Frau Traut wahr, wie es sie immer nur kurze Zeit an derselben Stelle duldete und wie sie, als das Mahl aufgetragen wurde, die Speisen kaum berührte.

Schon als vom Burgthore her die ersten Hörnerrufe erschollen, drängte sie wie ein ungeduldiges Kind zum Aufbruch, und die gefällige Begleiterin gab ihr nach, obgleich sie wußte, daß die feierliche Handlung noch lange nicht begann.

Das Fenster, das Meister Adrian in einem Gemache, das den beiden Frauen allein zur Verfügung stand, ihnen überwiesen, gestattete den ganzen Trausnitzhof zu überblicken, und von dem Lehnstuhle aus, den Frau Traut für Barbara hatte bringen lassen, schaute sie mit gespannter Aufmerksamkeit hinunter.

Der erste Hörnerstoß hatte Ottavio Farnese gegolten.

Auf stolzem Rosse hielt er beim Einreiten in den Hof als Gonfaloniere der Kirche das stolze Banner hoch, dessen Träger zu sein sich die Herzoge von Parma als einen ihrer stolzesten Ehrentitel rühmten.

Mit lautem Zuruf wurde er von den anwesenden Herren empfangen, noch aber war er gestiefelt und, wie es sich für den Reiter taugte, gekleidet. Die Kavaliere,

Offiziere und Pagen, die ihn begleiteten, zogen ohne feste Ordnung in die Burg ein. Während Ottavio sich aber von dem herrlich gebauten, isabellenfarbigen Rosse schwang und seinem Gefolge Befehle erteilte, konnte Barbara ihn scharf ins Auge fassen, und wenn sie ihn auch weder schön fand noch mannhaft kraftvoll, mußte sie sich doch bekennen, selten einen jungen Mann von gleich vornehmer Haltung gesehen zu haben. Jede seiner Bewegungen trug den Stempel fürstlichen Selbstbewußtseins und war dabei ungezwungen und liebenswürdig.

Jetzt verschwand er in dem Gebäudeflügel, der den Damenstock mit dem Hauptbau ihr gegenüber verband.

Kaiser Karl konnte noch nicht hier sein. Sein Erscheinen wäre nicht so still vorübergegangen, und noch wehte weder von dem vielseitigen Turme am linken Ende des Hauptbaues, noch von dem hohen Dache des alten massigen Wittelsbachturmes die Kaiserfahne. Große Herren auf prächtigen Rossen zogen, von Hörnerruf begrüßt, immer noch, bald einzeln, bald gruppenweis, in die Burg ein, und flinke Knappen führten die Pferde ab, während herzogliche Räte, Edelleute, Kämmerer und Einrufer die erlauchten Gäste der Burg empfingen und in die Türnitz, den großen Speisesaal im Erdgeschoß des Hauptgebäudes, führten. Sicher stand dort für ihre Bewirtung das Beste vom Guten bereit.

Aber auch für die bevorstehende Handlung war schon alles fertig gestellt; denn in der Mitte des Hofes hatte man einen breiten hölzernen Tritt errichtet und reich mit Blumengewinden und blühenden Sträuchern, mit Fahnen und Wimpeln geschmückt. In seinem Hintergrunde stand der mit purpurnem Damast beschlagene Thron des Kaisers.

Neben ihm ruhten über einander viele Sammetkissen und warteten der Verwendung.

Die lebhafte Einbildungskraft Barbaras zeigte ihr jetzt schon den Verlauf dieses seltenen Schauspiels, und froh und sicher sah sie voraus, daß der Kaiser ihr bei dem Hauptteil der Handlung das Antlitz zuwenden müsse.

Jetzt wurde der Teppich auf der Schaubühne von Lakaien in prächtiger Livree fester angezogen und die letzte Hand an ihre Ausschmückung gelegt, jetzt traten Priester in die kleineren Gebäude zur Linken des Hofes. Auch der Altan an einem dieser Gebäude war mit Blumen geschmückt, und die Chorsänger der Landshuter Martins-Kirche füllten sie allmälich. Jetzt ... Doch das stille Beobachten nahm hier für Barbara plötzlich ein Ende; denn von den Bollwerken der Burg her wurde die Luft von Kanonenschüssen erschüttert, und in den Donner der Geschütze mischten sich die Hornsignale der Türmer. Zu gleicher Zeit begannen an allen Fahnenstangen Flaggen und Wimpel, vom leichten Hauche des Ostwindes bewegt, in der sonnigen Augustluft zu flattern. Dann erscholl Fanfarengeschmetter, und wenige Augenblicke später flutete aus der Türnitz und von der bedeckten Treppe zwischen dem Hauptbau und dem rechten Flügel der Burg her die glänzendste Männerschar in den Hof, die Barbara jemals gesehen. Es waren die Ritter vom Vlies und die Fürsten, Grafen, Barone und Ritter, die Heerführer und Feldobersten, die Kaiser Karl zu dem bevorstehenden feierlichen Akt auf die Trausnitzburg geladen.

Doch was galten ihr diese in Gold, Silber und Stahl, in Sammet und Seide, in Edelstein und Federschmuck prunkenden Großen, als die begeisterten Hochrufe

dieser erlauchten Versammlung, als Trompetenschall, Kanonendonner und Glockengeläut das Nahen dessen laut verkündeten, der hoch über ihnen allen stand als ihr Herr und Gebieter?

Ob er zu Rosse erschien oder am Thore abgestiegen war und zu Fuße daherkam?

Doch es geschah nichts von beiden.

In einer Sänfte wurde er getragen. Ueber und über war sie vergoldet, und auf der Spitze ihres gewölbten Daches und an seinen vier Ecken prangten volle Federbüsche in Rot und Goldgelb, die Farben des Burgunders Philipp, der den hohen Orden vom Goldenen Vliese vor mehr als hundert Jahren gestiftet.

Statt der Lakaien trugen auserwählte starke Wachtmeister von verschiedenen Regimentern die Sänfte. Den Herren vom Hofe: Prinz Heinrich von Nassau, dem Baron Malfalconnet und Don Luis Quijada sowie den Feldhauptleuten Fürstenberg und Mannsfeld, dem Grafen Hildebrand Madrucci, dem Deutschmeister, dem Marchese Marignano und anderen schritt die straffe, ernste Kriegergestalt des Herzogs von Alba voran, und zur Seite des Schaugerüstes hatten Granden und Befehlshaber, niederländische Seigneurs, italienische, deutsche und österreichische Fürsten, Grafen, Barone und Ritter Aufstellung genommen.

Als endlich die Sänfte dicht vor der untersten Stufe der Schaubühne zu Boden gestellt wurde, meinte Barbara, das Herz sollte ihr zerspringen; denn während der Chor auf dem Altane das ihr so wohlbekannte „Venite populi mundi“ anstimmte und die Kraft der Vivatrufe sich verdoppelte, entstieg Karl der Sänfte, und wie sah

sie ihn wieder! Um zehn Jahre schien er gealtert, und sie fühlte ihm den bitteren Schmerz nach, den jeder Schritt ihm verursachen mußte.

Nicht Quijada, sondern der Herzog von Alba reichte ihm diesmal den gepanzerten Arm, und auf ihn und auf den Stock mit der goldenen Krücke gestützt, bestieg er das niedrige Gerüst.

Dabei wandte er Barbara den Rücken, und wie er die beiden Stufen, die auf die Schaubühne führten, mit gebeugtem Rücken und mit vorgestrecktem Haupte mühsam erklomm, bot er einen beklagenswerten Anblick.

Und diese Trümmer eines Mannes, frug sich das Mädchen, hast du mit der ganzen Glut deines Herzens geliebt, für sie schlägt es immer noch höher, von ihnen könntest du jetzt noch ein besseres Glück erwarten als von all diesen schönen, in stolzer Manneskraft prangenden Kriegern und Herren? Diesem Greise, ihm hast du Glück und Ehre geopfert, den Vater preisgegeben und den bravsten, besten der Freunde!

Ein scharfer Ingrimm gegen sich selbst erfaßte sie plötzlich mit so zwingender Gewalt, daß sie von dem Herrscher fort und nach den Sängern hinschaute, die alle Welt herbeiriefen, um dem gebrochenen Manne dort wie einem Gotte zu huldigen.

Ein bitteres Lächeln umflog ihr dabei die Lippen; doch verschwand es so schnell wie es gekommen; denn als sie den Blick dem Monarchen von neuem zuwandte, hätte sie am liebsten selbst mit eingestimmt in den gewaltigen Hymnus; denn wie durch ein Wunder war er ein ganz anderer geworden. In der vollen Würde und Hoheit gebieterischer Majestät stand er jetzt vor dem

Throne. Ein Purpurmantel floß ihm von den Schultern nieder, und der Herzog von Alba setzte ihm an Stelle des Sammethutes die Krone aufs Haupt.

O nein, diesen Mann geliebt zu haben, brauchte sie sich nicht zu schämen, und sie that es auch nicht; denn sie liebte ihn immer noch und war sich voll und freudig bewußt, daß, was er auch litt und was den Vierziger auch quälte und vorzeitig beugte, ihm doch keiner auf Erden an Geist und Herrlichkeit gleichkam.

Und wie dann Pagen die Sammetkissen auf den Teppich legten, wie der Herzog von Parma, der Gonfaloniere, auf dessen Haupt der Segen des Stellvertreters Christi ruhte, das Knie vor dem kaiserlichen Schwiegervater beugte und der stolze Alba und die übrigen anwesenden Ritter vom Goldenen Vliese es mit ihm thaten, wie Karl, der Großmeister des Ordens, das hohe Ehrenzeichen von dem Kissen nahm, das Graf Heinrich von Nassau ihm reichte und das goldene Schaffell am roten Bande dem Herzog Ottavio an den Hals legte und dabei die Vivatrufe, das Glockengeläute und der Donner der Geschütze kräftiger von der steinernen Umfriedung des Hofes widerhallten, da wurden Barbara die Augen feucht, und wie beim Vorüberziehen des Kaisers an der Spitze des Brautzuges zu Prebrunn, mischte sie wieder die Stimme in die begeisterten Rufe, die dem Einen huldigten, der dort in majestätischer Ruhe vor dem Throne stand, der der Höchste war auf Erden.

Von den kurzen Worten, die der Herrscher dann an den neuen Ritter vom Vliese richtete, verstand sie nur wenige Worte. Die Großen aus so verschiedenen Nationen, auf die sie niederschaute, begegneten ihr hier zum ersten=

mal, und von den meisten kannte sie nicht einmal die Namen. Was kümmerte es sie aber auch, wie sie hießen und wer sie waren? Nur auf Karl und auf den jungen Mann, der da im kunstvoll tauschirten goldenen Panzer, in pfirsichfarbenem Silberbrokat und weißer Seide vor ihm kniete, waren ihre Blicke geheftet.

Wenn es einem Sohne, den sie geboren, vergönnt war, solcher Ehre teilhaftig zu werden, wenn Karl sich einmal mit so väterlicher Güte zu ihrem Kinde niederbeugte und ihm die Stirn küßte, wie er es eben mit dem jungen Herzog that, den er mit seiner Tochter vermählt, ob ihr dann das Herz nicht vor stolzer Wonne zerspränge? Und diese Tochter war das Kind einer Mutter, die ihre Schicksalsschwester, und sie hatte nichts vor ihr voraus gehabt, weder an Geburt noch an Schönheit.

Das wiederholte sie sich, während sie dem Verlaufe der weihevollen Feier aufmerksam folgte. Wie liebreich und mit wie enthusiastischer Ehrfurcht Ottavio nun zu dem kaiserlichen Schwiegervater aufschaute, und mit welch dankbarer Inbrunst er ihm, als jüngster Ritter vom Vliese, die Hände küßte! Nicht nur äußerlich — auch mit dem Herzen, man sah es dem warmen Glanze ihrer Blicke an — gehörten diese an Jahren und Gaben so verschiedenen Männer zusammen, und Ottavio war doch nicht Karls leiblicher Sohn, wie es ein anderer gewesen wäre, dem sie einen solchen Vater vorenthalten, dem sie in eigensüchtiger Verblendung den Weg zum Gipfel alles Glanzes und aller Ehren vorenthalten wollte.

Wer gab ihr das Recht zu einem so ungeheuren, fluchwürdigen Raube?

Was vermochte sie, die arme, verstoßene, verachtete

Fürstengeliebte ihrem Kinde zu geben, und was der Mächtigste der Mächtigen dort?

Wenn er bereit stand, das junge Leben, das sie mit hoffnungsvoller Sehnsucht erwartete, als sein Eigentum in Anspruch zu nehmen, so geschah ihm damit eine Wohlthat von so ungeheurer Größe, wurde ihm eine so blendend glänzende Gabe zu teil, daß die ganze Fülle der Liebe und Sorge, die sie ihm zu schenken gedachte, dagegen im Dunkeln verschwand. Der Entschluß Karls, den sie als grausam verwünscht hatte, war nur hart gegen sie, die ihn erzürnt und die ihm so wenig mehr zu gewähren hatte, — für ihr Kind bedeutete er Größe und Herrlichkeit, und damit, meinte sie in ihrer eitlen Thorheit, das höchste für den Menschen erreichbare Glück.

Immer noch schaute sie wie gebannt nach der geschmückten Schaubühne hin; doch schon nahm die feierliche Handlung ein schnelles Ende. Die großen Herren umringten den neuen Ritter vom Vliese, um ihm Glück zu wünschen, und Herzog Alba that es als erster; Karl aber gönnte nur noch einigen hohen Herren etliche kurze, gnädige Worte und stieg dann, diesmal von Quijada gestützt, in die Sänfte zurück.

Von Frau Traut hatte Barbara erfahren, Seiner Majestät sei bekannt, daß sie hier im Damenstocke weile. Ob er den Blick nun, wenn auch nur ein einziges, kurzes Mal zu ihr erhob?

Aber schon stand er an der Thür der Sänfte und noch hatte er immer nur zu Boden geschaut. Dabei mußte er wieder starke Schmerzen empfinden. Sie sah es den Falten an seinen Mundwinkeln an. Jetzt stellte er den gesunden rechten Fuß auf das kleine Trittbrett, jetzt,

bevor er den leidenden linken nachzog, wandte er sich nach Quijada um, dessen Hand ihn unter dem Arme stützte, und jetzt — nein, sie irrte nicht — jetzt richtete er das Auge blitzschnell dem Damenstocke zu, und während einer kurzen Sekunde begegnete sein Blick dem ihren. — Dann verschwand sein Haupt in der Sänfte.

Aber nach ihr hingeschaut hatte er dennoch, und das war für sie ein großes Geschenk. Mit aller Kraft machte sie es sich auch zu eigen, und sehr bald lebte sie der sicheren Ueberzeugung, er hätte, da er sie ihm so nahe wußte, dem Verlangen nicht zu widerstehen vermocht, ihr noch einmal ins Antlitz zu schauen. Vielleicht hatte es eine kostbare Abschiedsgabe sein sollen.

Sobald die Sänfte unter Vivatruf und Trompetengeschmetter nach der Zugbrücke und dem großen Eingangsthore hin verschwand, zog Barbara sich in ihr Gemach zurück; Frau Traut aber wußte nicht, ob sie es segnen oder beklagen sollte, ihr die Erlaubnis verschafft zu haben, der Vliesverleihung zuzuschauen.

Jedenfalls hatte sich mit diesem höchst eindrucksfähigen jungen Geschöpfe wieder eine tiefgehende Wandlung vollzogen. Barbaras stürmisches Wesen war wie verweht und gebrochen, und die wache Frische, die Frau Dubois am ersten Tage ihres Zusammenseins so wohl an ihr gefallen, hatte großen Schaden gelitten. Nur bei besonderen Anlässen brach die frühere feurige Lebhaftigkeit kräftig hervor, doch erlosch die jäh auflodernde Flamme so schnell wie sie aufgeloht war, und träumerisch und in sich selbst versunken, leistete sie ihr mit der Lenksamkeit eines Kindes Gehorsam.

Diese schnelle und starke Wandlung in der Natur

ihrer Schutzbefohlenen, die ihr Quijada und ihr eigener Gatte so ganz anders geschildert hatten, gereichte ihr zur Besorgnis; doch war leicht zu erkennen, daß der Vulkan nicht ausgebrannt war, sondern nur zeitweilig ruhte.

In der Nacht wich die dumpfe Gleichgiltigkeit, die sie bei Tag zur Schau trug, von ihr, und mehrmals hatte ihre aufmerksame Begleiterin sie laut schluchzen hören.

Frau Traut entging es nicht, daß in Barbara, seitdem sie den Kaiser auf dem Trausnitzhofe wiedergesehen, ein innerer Widerstreit erwacht war, der ihr ganzes Wesen in Anspruch nahm, doch gestattete sie ihr keinen Einblick in die tief erregte Seele.

Neuntes Kapitel.

Am Morgen nach der Vliesverteilung war Kaiser Karl aufgebrochen, und zwei Tage später fügte Barbara sich willig der Verordnung des Leibarztes, in dem Bade Abbach an der Donau, einige Meilen südlich von Regensburg, das für den von Landshut aus dorthin Heimkehrenden beinah am Wege lag, Heilung zu suchen. Die dortigen Quellen waren vor vierzehn Jahren auch Kaiser Karl wohl bekommen, und Barbara verblieb daselbst mit Frau Traut und der Lamperi, die zu ihr zurückgekehrt war, bis die Bäume das bunte Herbstgewand anzogen und es abwarfen, um sich der winterlichen Ruhe zu ergeben.

Die Hoffnung, den Wohlklang der Stimme doch noch zurückzugewinnen, veranlaßte sie, die Anordnungen des Leibarztes gewissenhaft zu befolgen, doch blieben sie wie die Schwefelquelle von Abbach ohne erhebliche Wirkung.

Auch das Verhalten Barbaras hatte in mancher Hinsicht eine Aenderung erfahren.

Sie, die sonst auf ihre Kleidung große Sorgfalt verwendete, mußte von Frau Dubois gemahnt werden, auch an ihre äußere Erscheinung zu denken, wenn sie mit ihr spazieren ging oder den Gottesdienst besuchte.

Jeden Verkehr mit anderen Besuchern des Bades mied sie, nachdem Regensburger Bekannte ihr geflissentlich aus dem Wege gegangen waren.

Das Landhaus der Woller, wo sie früher jeden Sommer wochenlang als willkommener Gast verweilt hatte, lag in der Nähe von Abbach. Anne Mirl war Braut und Nanderl im Begriff, einem jungen Freier das Jawort zu geben. Beide hingen immer noch warm an der jungen Base, obgleich ihnen mitgeteilt worden war, sie habe durch ein offenkundiges Liebesverhältnis das Recht verwirkt, in einem ehrbaren Hause mit sittsamen Jungfrauen zu verkehren. Aber derjenige, der sie seiner Minne gewürdigt, war kein Geringerer als Kaiser Karl gewesen, und dieser Umstand steigerte nur die Teilnahme, die die Schwestern der vielbewunderten Freundin bewahrten.

Trotz des Verbotes der Mutter, in das Nachbarstädtchen zu reiten und Barbara zu besuchen, thaten sie es dennoch, um sie heimlich zu trösten; doch die unglückliche Base empfing sie zwar und lieh ihnen auf kurze Zeit das Ohr, legte ihnen aber dringend ans Herz, der Mutter Gehorsam zu leisten und nicht wieder zu kommen.

Frau Traut sah ihr an, daß sie die unerfahrenen Kinder nicht nur vor Verdruß zu bewahren wünschte, sondern daß ihr Besuch sie auch störte. Was sie im Sinne trug, nahm sie so voll in Anspruch, daß sie jetzt um seinetwillen die Einsamkeit, der sie früher wie einem Unglück aus dem Wege gegangen war, mit aller Beflissenheit suchte.

Selbst das kurze Schreiben Pyramus Kögels, das sie von der fortschreitenden Genesung des Vaters unterrichtete, und die Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die

Frau Traut an sie gelangen ließ, um sie zu zerstreuen und denen sie sonst mit ungeduldiger Erwartung entgegengesehen hatte, erweckten ihre Teilnahme nur flüchtig. Am Ende der ersten Septemberwoche konnte die Begleiterin ihr mitteilen, Kaiser Karl sei mit den Schmalkaldnern bei Ingolstadt zusammengetroffen und trotz heftiger Gichtschmerzen, mit dem kranken Fuße statt im Bügel in einer linnenen Binde von Regiment zu Regiment geritten, um die Begeisterung der Truppen durch feurige Reden zu entflammen.

Da horchte Barbara endlich teilnehmender auf und wünschte Näheres zu erfahren.

Nun erzählte ihr Frau Dubois, der ihr Mann von Zeit zu Zeit Boten aus dem Lager schickte, zu einer eigentlichen Schlacht und rechten Entscheidung sei es zwar nicht gekommen, Seine Majestät hätte aber des Kugelregens weniger geachtet als eines Hagelwetters und sich von dem Sternkundigen Appian in seinem Zelte eine Himmelskarte ruhig weiter erläutern lassen, obgleich um ihn her feindliche Geschosse den Boden aufgerissen hätten.

Aber auch das war nicht im stande gewesen, die erloschene Seelenwärme Barbaras neu zu beleben; denn sie hatte nur gelassen gesagt: „Daß er ein Held ist, wissen wir ja. Ich hätte gedacht, er müsse die Ketzer auseinandertreiben wie der Wolf die Schafe und sie auf einen Schlag vernichten.“

Dann griff sie zum Rosenkranz und zum Gebetbuch und ging wie jeden Tag zu dieser Zeit in die Kirche. Dort verblieb sie stundenlang und betete nicht nur, sondern verkehrte mit dem Muttergottesbilde, von dem sie den Blick nicht verwandte, wie mit einem lebenden Wesen.

Der Kaplan, den man ihr mitgegeben hatte, knüpfte an diese fromme Richtung seines Beichtkindes die Hoffnung, Barbara würde sich nun für das Kloster entscheiden; doch sie wies jeden seiner Versuche, sie zu diesem Entschluß zu bestimmen, aufs entschiedenste zurück.

Im Oktober brachte der Nordostwind kaltes Wetter, und Frau Traut befürchtete, das stundenlange Verweilen in der kühlen Backsteinkirche würde der Gesundheit ihrer Schutzbefohlenen zum Nachteil gereichen und bat Barbara deswegen, davon zu lassen. Als diese aber, ohne ihrer Warnung zu achten, den Besuch des Gotteshauses genau in der früheren Weise und Dauer fortsetzte, trat Frau Dubois ihr mit einem entschiedenen Verbote entgegen, und bei dieser Gelegenheit erfuhr sie zum erstenmal, bis zu wie maßlos heftiger Auflehnung ihr Pflegling sich fortreißen lassen konnte. Zwar bat Barbara sie bald darauf mit liebenswürdiger Weichheit um Vergebung, und sie wurde ihr auch willig gewährt, Frau Traut wußte sich aber keinen andern Rat mehr, als die Abreise nach Regensburg mit aller Bestimmtheit auf den ersten November festzusetzen, der in wenigen Tagen bevorstand.

Da erschrak Barbara.

In der Nacht hörte die Gefährtin sie heftig weinen, und das gute Herz führte sie an ihr Lager.

Mit der ganzen ihr eigenen freundlichen Herzlichkeit redete sie der Unglücklichen zu, sich zu fassen und ihr, die es wohl mit ihr meine wie eine Mutter, das bedrängte Herz zu eröffnen, — und vor diesem freundlichen Zuspruche zerschmolz der Trotz, das Bedenken, die Scheu, die Barbaras Herz bis dahin verschlossen gehalten.

„So mögt ihr mir es denn nehmen,“ rief sie unter

strömenden Thränen. „Was kann ich Aermste ihm denn geben als Not und Schande? Sein Vater dagegen . . . Wenn er es als sein Kind annimmt und erzieht . . . O, Frau Traut! Darf ich, die es jetzt schon mehr liebt als das eigene Leben, ihm die Glückseligkeit rauben, auf die es ein Recht hat? Wenn der Kaiser sich zu ihm bekennt, mag es ein Knabe sein oder ein Mädchen, gütiger Himmel, zu welcher Herrlichkeit, welchem Glanz, welcher Ehre kann mein, mein Kind dann erwachsen. — Mir schwindelt oft, wenn ich es ausdenke. Das Töchterlein der Johanna van der Gheynst — eine Herzogin von Parma, und warum sollte er das Mädchen, das ich ihm vielleicht schenke, niedriger stellen? Oder vergönnt mir der Himmel gar einen Sohn, dann erhebt ihn der Vater zu noch größerer Höhe, und hundertmal sah ich schon vor mir, wie er ihm das Vlies am roten Bande um den Hals hängt."

Hier versagte ihr die immer noch widerspenstige Stimme, doch ließ sie es sich gefallen, daß Frau Traut sie ans Herz zog und, froh dieses Entschlusses, der sie von einer schweren Sorge befreite, ihr Stirn und Wangen küßte. Endlich, versicherte die wohlmeinende Trösterin der Weinenden, habe sie erkannt, was die heiligste der Pflichten ihr gebiete und was sie nach so schwerem Leid noch einmal zur glücklichsten der Mütter zu machen verheiße. Was ihr jetzt nur in glänzenden Traumbildern vorschwebe, das würde sich erfüllen, und wenn ihr Kind dann als das des Kaisers den Vortritt vor den Höchsten und Größten erlange, dann dürfe sie sich sagen, das schulde es dem großen Opfer, das sie, die Mutter, ihm aus freien Stücken gebracht.

Das nämliche hatte Barbara sich selbst in vielen einsamen Stunden und am häufigsten in der Backsteinkirche zu Abbach gegenüber dem Bilde der Mater dolorosa gedacht. Sie, deren Fürbitte nie unerhört blieb, hatte den göttlichen Sohn zerrissenen Herzens hergegeben, und sie mußte es ihr nachthun. Und wie viel leichter sollte sie es haben als die makellose Reine, die ihr Kind, den Welterlöser, ans Kreuz hatte schlagen sehen, während das ihre, wenn sie ihm entsagte, zum höchsten irdischen Glücke heranwuchs.

Frau Traut übersah die Eitelkeit dieser Beweggründe mit nichten. Nur zu wohl war ihr bewußt, daß es für das Kind kein höheres Gut gibt als die treue, sorgende Liebe der Mutter, und die Verblendung Barbaras that ihr wehe. Gern hätte sie ihr zugerufen: Behalte Dein Kind, überschütte es mit Liebe, werde gut und selbstlos, damit es Dich ehren muß, trotz Deiner Schande. Aber für sie war der Befehl des Kaisers und der Wunsch des Gatten das höchste Gebot. Wie Barbara nun einmal war, mußte es dazu auch für das Kind besser erscheinen, wenn der Vater sich seiner Erziehung annahm.

Die Seele ihres Schützlings lag jetzt vor ihr wie ein offenes Buch. Der Anblick der glänzenden Ehrung des Herzogs Ottavio Farnese hatte den Samen in ihr Herz gesenkt, der nun zum Entschlusse aufgesproßt war. Daß die Marketenderdirne an der Straße und ihr verlassenes Kind Barbara schon das erste Korn in die Seele gestreut, konnte sie nicht wissen. Ihr genügte es auch, eine so willkommene Nachricht ins Lager senden zu können. Die Eröffnung des Entschlusses, zu dem sie sich unter so schweren Kämpfen durchgerungen hatte, wirkte auf Barbara

mit erlösender Kraft. Das Auge leuchtete ihr wieder heller, und die Gleichgiltigkeit schwand, mit der sie, was sie selbst anging und sich um sie her zutrug, hatte geschehen lassen.

Zum erstenmal fragte sie, wo sie in Regensburg unterkommen sollte; denn das Kantorhaus verschloß ihr ein Befehl des Kaisers, das Prebrunner Schlößchen war nur ein Sommersitz und ungeeignet für den Aufenthalt im Winter. Da galt es denn, sich nach einem neuen Quartier umzuschauen, und Barbara ließ es nicht an Vorschlägen fehlen. Doch die Antwort aus dem Lager mußte abgewartet werden, und sie erschien eher als Frau Dubois gedacht, und der sie überbrachte, war Meister Adrian, ihr Gatte. Seine Majestät, berichtete er, habe der Entschluß Barbaras erfreut und ihn beauftragt, sie sogleich nach Regensburg, und zwar in das „Goldene Kreuz" zu führen. Die Kaiserherberge stand dem Monarchen noch zur Verfügung, und der Besitzer des Hauses, dem Barbara nicht zu begegnen wünschte, war nach Italien gegangen, um dort den Winter zu verbringen.

Welche Gunst der Monarch Barbara erwies, indem er den vertrauten Diener auf mehrere Tage von sich ließ, erwähnte Meister Adrian nicht, Barbara sagte es sich aber mit dankbarem Stolze; denn sie hatte erfahren, wie dringend Karl dieses Mannes bedurfte. Den Haushofmeister Quijada hatte der Herrscher aus seiner Nähe entlassen. Er wußte, was dieser Mann als Krieger wert war und hätte es für pflichtvergessen gehalten, der großen Sache, die er führte, eine so tüchtige Kraft zu entziehen.

Am Ende der ersten Novemberwoche zog Barbara denn auch wieder in das „Goldene Kreuz" zu Regens-

burg ein. Das große Haus war wie ausgestorben, doch trug Meister Adrian im Auftrage des Gebieters für das Behagen der Frauen, zu denen sich auch Schwester Hyacinthe wieder gesellt hatte, Sorge.

Im Namen der Frau Dubois, der Seine Majestät es überlassen, nahm Meister Adrian das „Goldene Kreuz" in Besitz, und als solche wurde Barbara den neu geworbenen Dienstboten vorgestellt, während seine Gattin ihnen für eine Frau Traut aus den Niederlanden galt.

Kein Regensburger wurde von der Heimkehr der jungen Mitbürgerin unterrichtet, und Barbara ging nur am frühen Morgen oder in der abendlichen Dämmerung mit der Gesellschafterin und immer tief verschleiert ins Freie. Nach ihrer Krankheit hatten sie nur wenige gesehen, und oft erzählte sie bei der Heimkehr, welchen alten Bekannten sie wieder begegnet war, ohne von ihnen erkannt worden zu sein.

Die Räume, die sie bewohnte, waren warm und behaglich. Aus Prebrunn hatte man mit ihrem andern Eigentum auch die Harfe und Laute kommen lassen, und obwohl sie es nicht hätte wagen können, auch nur einen Ton zu singen, entschloß sie sich doch wieder, in die Saiten zu greifen. Das Harfenspiel bereitete ihr besonderen Genuß, und Frau Traut glaubte zu erkennen, an was sie dabei dachte. Oft klangen die Töne sanft wie Wiegenlieder, oft kräftig und ungestüm wie Schlachtgesänge. Auf eine Frage der Begleiterin gestand sie zu, daß sie sich bei ihrem Spiele bald ein liebliches Mädchen, bald einen jungen Helden vergegenwärtige, der in glänzender Rüstung, mit dem Goldenen Vlies am Halse, in den Kampf gegen die Ungläubigen sprengte.

Wenn die Frauen am Abend zusammen waren, drängte Barbara die am Hofe heimische und mit dem Vorleben Karls vertraute Gesellschafterin, von den Niederlanden und Spanien, von Brüssel und Valladolid, von den Kriegen, der Herrscherweisheit und den Reisen Karls, von seinem Verkehr mit Männern und Frauen, von seinen Liebschaften in früheren Jahren, seiner Ehe, seinen Verwandten und Kindern und wieder und wieder von Johanna van der Gheynst, der Mutter der Herzogin Margarete von Parma, zu erzählen. Dabei versäumte es die kluge Kölnerin nie, ihr glänzende Bilder von der Pracht des kaiserlichen Hofes zu entwerfen. Wie von selbst erfuhr dabei Brüssel, der geliebte Wohnort der Dubois, die größte Ehre, und gerade von dieser glänzenden Stadt konnte Barbara nie genug hören. Schon Meister Gombert hatte ihre Sehnsucht nach ihr wachgerufen, und Frau Traut machte sie dort gleichsam heimisch.

So flog der Dezember und die Weihnachtszeit dahin. Neujahr und der Dreikönigstag gingen vorüber, und als der Januar zur Rüste ging und der Februar begann, stellte sich ein Gast aus der Umgebung des Kaisers, der jetzt zu Ulm Hof hielt, in Regensburg ein. Es war der Leibarzt Meister Mathys, der willig bekannte, teils im Auftrage Seiner Majestät, teils aus persönlicher Teilnahme an ihrem Ergehen gekommen zu sein.

Der Heilkünstler fand sie in ähnlicher Stimmung wie nach dem Rückfall. Gehorsam, gefaßt, ergeben, nur manchmal von schwermütigen und bitteren Gedanken und Gefühlen ergriffen, dafür aber gehoben von der Thatsache, daß Kaiser Karl sich nun auch dieses ihm so nötigen Mannes um ihretwillen beraubte.

Mit angstvoller Spannung sah sie der Stunde der Erlösung entgegen. Am vierundzwanzigsten Februar war der Geburtstag des Kaisers und, wenn sie dann eintrat, wenn Vater und Kind an dem nämlichen Kalendertage das Licht der Welt erblickt hatten, als ein wie günstiges Vorzeichen mußte das gerade dem Kaiser erscheinen.

Und siehe da!

Am St. Matthiastage, das ist am vierundzwanzigsten Februar, am Wiegenfeste Karls, um Mittag, konnte Frau Traut strahlend vor Glückseligkeit den bereitstehenden Boten nach Ulm abfertigen mit der Nachricht, soeben sei Seiner Majestät ein Knabe geboren.

Am nächsten Morgen wurde er von dem Kaplan, der die Frauen begleitete, Johannes getauft, weil dieser Apostel dem Herzen des Heilandes am nächsten gestanden.

Die junge Mutter durfte sich des Anblicks ihres Kindes nicht freuen. Karl hatte im voraus verordnet, was Stunde für Stunde geschehen sollte, und milde gegen die Mutter zu handeln geglaubt, indem er ihr versagte, sich des Anblicks ihres Neugeborenen zu erfreuen, der ihr doch nicht überlassen bleiben konnte.

Da gab es denn bei der Wöchnerin viel Weinen und Klagen und eine so stürmische Erregung, daß es um ein Kleines verhängnisvoll für die Beraubte geworden wäre; doch Meister Mathys widmete ihr die größte Sorgfalt und verließ sie erst, als er nach kaum drei Wochen die weitere Pflege der bewährten Schwester Hyacinthe überlassen konnte.

Wäre das Halsleiden nicht gewesen, hätte Barbara sich körperlich so wohl befunden wie je, — für ihre Seele hatte es nie schwerere Leiden gegeben.

Beraubt und vereinsamt fühlte sie sich wie der Vogel, dem der Marder die Jungen stahl; denn was ihr noch das verödete Leben hätte wert machen können, war ihr genommen, und derjenige, dem sie ihren teuersten Schatz preisgegeben, versicherte sie auch nicht durch das ärmste Wort seiner Dankbarkeit und Freude. Nein, ihrer selbst wie ihrer Zukunft schien er völlig vergessen zu haben.

Frau Traut war mit dem Versprechen von ihr gegangen, ihr dann und wann Kunde von dem Ergehen ihres Knaben zu geben, und noch war auch sie stumm geblieben und täuschte ihr Zutrauen. Daß die Wortbrüchige ihrer oft genug gedachte, daß ihr aber von dem kaiserlichen Herrn aufs strengste verboten worden war, sie von dem Aufenthalte des Knaben zu unterrichten und weiter mit ihr zu verkehren, konnte sie nicht wissen.

Wie wenig mußte sie Karl noch gelten, daß er ihrer gerade jetzt mit so tiefer Mißachtung vergaß und für alles, was sie ihm geopfert hatte, keine Gegengabe fand als grausame Härte. — Und doch mußte ihm, der so großes Gewicht auf Vorzeichen legte, das köstliche Geschenk, das er ihr dankte, besondere Freude bereitet haben; denn es gab ihm das Recht zu den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft seines Knaben. Daß er am Geburtstage des Vaters geboren war, wollte ihr wie eine besondere Gnade des Himmels erscheinen, und der alte Kaplan, der immer noch bei ihr weilte, hatte noch andere wunderbare Umstände entdeckt, die dem Sohne verhießen, dem Vater ebenbürtig zu werden; denn am vierundzwanzigsten Februar war auch Karl dem Fünften die Krone aufs Haupt gesetzt worden, und am nämlichen Tage hatte er bei Pavia den größten seiner Siege erfochten.

Das war der glänzendste Tag im Leben dieses an Erfolgen reichen Herrschers gewesen, und nun war er auch zum Geburtstage des Knaben geworden, den sie ihm geboren, und dem sie entsagt, damit er ihn zu Größe, Glanz und Herrlichkeit führe.

Nichts war unwahrscheinlicher, als daß der Mann, dessen treues Gedächtnis alles behielt, und dessen reger Geist herausfand, was anderen entging, diese Winke des Himmels übersehen haben sollte. Und doch wartete sie vergebens auf ein Zeichen der Freude, der Erkenntlichkeit, des Gedenkens. Wie das dem armen, vernachlässigten Weibe, der beraubten Mutter, der aus den eigenen Lebenskreisen hinausgerissenen Unglücklichen die Seele zerschnitt und die Daseinsfreude zernagte!

Da endlich, als der März sich schon dem Ende näherte, erschien die heiß ersehnte Nachricht. Wohl überbrachte sie ein eigener Bote, doch wie war sie beschaffen!

Eine kurze Aeußerung der Befriedigung Seiner Majestät über die Geburt des gesunden und wohlgebildeten Knaben, dann in dürre Worte gefaßt die Bewilligung einer spärlichen Jahresrente und eines Gnadengeschenkes und dazu die Bemerkung, beides sei Seine Majestät großmütig zu erhöhen und dazu ihrem Ehrgeiz jeden Vorschub zu leisten bereit, wenn Barbara sich für das klösterliche Leben entschlösse. Beständе sie auf dem Verbleiben in der Welt, müsse ihr das Bewilligte entzogen werden, sobald sie gegen das Gelöbnis verstoße, geheim zu halten, was Seine Majestät im Verborgenen zu lassen wünsche.

Der Schluß lautete: „Und so legt Seine Majestät Euch nochmals ans Herz, der Welt zu entsagen, die Euch

nichts Erhebliches mehr zu bieten hat als Erinnerungen, für deren Pflege das Kloster der rechte Ort ist. Dort werdet Ihr die Gnade des Himmels zurückerlangen, die er Euch so sichtlich entzog, und dazu die Huld Seiner Majestät, die Ihr verscherztet, und die er Euch in seiner großen Gnade und infolge mancher auch ihm werten Erinnerung gern von neuem zu erkennen geben möchte."

Gezeichnet war dieser Brief mit dem Namen Don Luis Quijadas, und geschrieben hatte ihn ein hungriger deutscher Kopist, ein elendes, schielendes Männlein, das Wolff ihr gezeigt und dessen Schrift ihr bekannt war. Aus seiner Feder stammte auch der Satz unter dem Namen des Haushofmeisters: „Im Laufe des Aprilmonats wird das ‚Goldene Kreuz' geräumt sein müssen."

Als sie diese kaiserlichen Entschließungen zum zweiten- und drittenmale durchgelesen und sich die Bedeutung jedes Wortes vergegenwärtigt hatte, biß sie die Zähne auf einander und blickte eine Weile starr vor sich hin. Dann lachte sie so schrill und heiser auf, daß sie vor dem Klange der eigenen Stimme erschrak, und durchmaß mit langen Schritten das Gemach.

Sollte sie zurückweisen, was der Mächtigste und Reichste ihr mit verächtlicher Kargheit darbot? Nein! Es war nicht viel, doch es genügte, ihr das Leben zu fristen, und das Gnadengeschenk war groß genug, um dem Vater, wenn er heimkehrte, eine große Freude zu bereiten.

Aus dem letzten Briefe Pyramus Kögels ging hervor, daß sein Zustand sich bessere. Bald kehrte er vielleicht heim. Das Gnadengeschenk konnte ihr dann helfen, in den Kummer, der ihm bevorstand, eine Freude zu flechten. Das eigene Haus eingebüßt zu haben und zur Miete zu

wohnen, war für ihn stets ein demütigender Gedanke gewesen, und wenigstens von ihm konnte sie ihn befreien.

Deutlich genug lag auf der Hand, daß es nicht der Geiz des Kaisers war, der sie so kümmerlich bedachte; Karl wünschte sie nur zu zwingen, seinem Wunsche, sie für den Rest ihres Lebens in ein Kloster zu verschließen, Gehorsam zu leisten. Die Mutter seines Sohnes sollte der Welt verborgen bleiben; ihm aber wollte er später die Verlegenheit ersparen, derjenigen zu begegnen, die von so viel niedrigerer Geburt war als er selbst und sein Vater. Die Not sollte sie aus der Welt treiben, und um die Flucht zu beschleunigen, wies ihr der kluge Menschenkenner aus der Ferne das Kreuz der Aebtissin und versuchte damit auf ihren Ehrgeiz zu wirken.

Aber in der Kindheit und Jugend hatte sie sich an noch weit schmälere Bissen gewöhnt, als sie sich in Zukunft vergönnen konnte, und im prächtigsten Schlosse hätte sie sich elend gefühlt, wenn es gegolten hätte, dort der freien Selbstbestimmung zu entsagen. Lieber den Tod in der Donau, als ihrer entbehren! Sie war jung, gesund und lebenskräftig, und wie eine Selbstverstümmelung kam es ihr vor, bei einundzwanzig Jahren der Freiheit zu entsagen. Hätte sie aber auch das Bedürfnis nach der einsamen Zelle, nach stiller Sammlung und nach härterer Buße empfunden, als ihr in der Beichte auferlegt worden war, sie wäre dennoch in der Welt verblieben; denn je deutlicher das Schreiben dort bewies, wie sehnlich Karl begehrte, sie aus der Welt zu verdrängen, desto bestimmter wollte sie in ihr verbleiben. Wie viele Hoffnungen hatte dieser schnöde Brief zu nichte gemacht, und es war ihr, als hätte er den letzten Liebesfunken in ihrer Seele ertötet!

Zu viel Güte führt kaum sicherer als ihr Gegenteil auf falsche Wege, und die grausame Entscheidung des Kaisers vernichtete und verhärtete viel des Besten in Barbaras Herzen und bereitete darin dem Groll und Haß eine Stätte.

Die Liebe des großen Mannes, die der Sonnenschein ihres Lebens gewesen, war verloren, ihr Kind ihr genommen, selbst das Heim, das sie beherbergte, und das sie bisher als Pfand für die gütige Sorge seines Vaters angesehen hatte, wurde ihr entzogen. Einen neuen Lebensweg galt es zu finden, aber nicht vom „Goldenen Kreuz", wo ihr kurzes Glück geblüht hatte, sondern von der Stätte aus, an der sie die Not ihrer Kindheit und ersten Jugendzeit durchgekostet hatte, wollte sie ihn beginnen.

Schon am nächsten Nachmittage siedelte sie in das Kantorhaus über; Schwester Hyacinthe mußte in ihr Kloster zurück, und so begleitete sie niemand als Frau Lamperi. Sie hatte Barbara lieb gewonnen, und statt in den Dienst der Königin von Ungarn zurückzukehren, verblieb sie in dem ihren. Freilich hatte sie sich erst dazu entschlossen, als die Herrin ihr versprochen, höchstens noch einige Wochen in Regensburg zu bleiben und sie dann nach Brüssel, wohin sie sich sehnte, zurück zu führen.

In Regensburg war keines Bleibens für die frühere Kaisergeliebte. Zu einer Kette von Demütigungen hätte sich der Aufenthalt in der Vaterstadt für sie gestaltet, nun sie den Mitbürgern nichts mehr zu bieten hatte als die Befriedigung ihrer keineswegs immer wohlwollenden Neugier.

Aber wohin, wenn nicht in das Land, wo der Vater weilte, wo — sie hatte Grund genug, es zu vermuten —

ihr Kind verborgen gehalten wurde, und wo sie hoffen durfte, demjenigen wieder und wieder aus der Ferne zu begegnen, mit dem sie der Haß nicht weniger fest verband als die Liebe?

Diese Aussicht bot ihr den allergrößten Reiz, und doch begehrte sie nichts, gar nichts mehr von ihm, als seinem Schicksal folgen zu dürfen. Es verhieß kein freundliches zu werden; — das aber raubte jenem Wunsche nichts an anziehendem Reiz.

Daneben begann das Verlangen nach einem reicheren Lebensinhalt sich wieder in ihr zu regen, und welche Speise für Auge und Ohr hatten Gombert, Frau Traut und jetzt auch die Lamperi ihr in Brüssel verheißen!

Ihre Mittel genügten, mit der Zofe dahin zu gelangen und dort ein bescheidenes Leben zu führen. Wenn der Vater ihr vergab und dort zu ihr ziehen wollte, ihr sollte es lieb sein. Aber er hing mit Regensburg so eng zusammen und hatte in seinen Trinkstuben so viel Neues zu erzählen, daß es ihn gewiß dorthin zurückzog. Sie freilich mußte sich dann von ihm trennen; denn der Boden brannte ihr hier unter den Füßen.

Die alte Ursel traf sie wohlauf, und sie empfing die Heimgekehrte weniger herb als bei ihrem letzten Besuche. Freilich fand Barbara sie in besonders glücklicher Stimmung, weil ihr ein Brief Wolffs meldete, er sei im Schlosse der Quijadas zu Villagarcia schon ganz heimisch, und in Doña Magdalena de Ulloa habe er eine Dame von seltener Schönheit und Herzensgüte gefunden. Ihre musikalische Begabung sei nicht gering, und sie widme dem Saitenspiel und Gesang jede freie Stunde. Deren gäbe es freilich nicht allzu viel; denn die kinderlose Dame habe

sich zur Mutter der Armen und Kranken auf ihrer Herrschaft gemacht und sogar eine kleine Schule errichtet, in der er sie als Gesangmeister unterstütze.

So war denn wenigstens der Vorwurf von Barbara genommen, dieser treue Freund sei durch sie ins Unglück geraten. Ein wenig erleichterte ihr dies das schwer bedrückte Herz, und doch war es ihr in dem alten, mehr als schlichten Quartiere mit seinen kleinen, ungeschmückten Räumen nicht selten, als ob die Wände auf sie einstürzen wollten. Auch was sie vom offenen Fenster aus in der Roten Hahnengasse sah, war unerquicklich und widerstand ihr.

Als die Schlafenszeit kam, ging sie zeitig zur Ruhe, doch beängstigende Träume verdarben ihr den Schlaf.

Das Morgenlicht, das sie weckte, erschien ihr wie eine Erlösung, und gleich nach der Messe eilte sie vor das Thor und ins Freie.

Bei der Rückkehr fand sie ein Schreiben des Vaters.

Pyramus Kögel war der Ueberbringer gewesen. Morgen, hatte er zurückgelassen, würde er wiederkommen.

Diesmal hatte der Vater mit eigener Hand geschrieben. Die Lettern standen kraus und schief genug beisammen, doch waren sie groß und ihrer nicht allzu viele.

Er wußte nun, was die Leute sich von ihr erzählten. Das alte Herz hätte es ihm zerschnitten und das Lebenslicht verdüstert. Fluchen könne er ihr aber nicht, weil sie sein einziges Kind sei und weil er sich sage, wie sehr ihre verwünschte Eitelkeit Kaiser Karl das Spiel erleichtert habe. Auch verloren wolle er sie nicht geben, und sein Reisegefährte Pyramus, der ihm jetzt schon wie ein Sohn sei, stehe bereit, ihm zu helfen; denn seine Minne sei

so treu und fest, daß er jetzt noch ihrer begehre und ihr durch ihn anbiete, alles und auch seinen ehrlichen Namen mit ihr zu teilen.

Habe das Unglück sie bescheiden gemacht, habe es ihr den üblen Hochmut gebrochen, und sei sie noch sein liebes Kind, dem es nach dem Segen des Vaters verlange, dann dürfe sie den vielgetreuen Mann nicht zurückweisen, der ihr dieses Schreiben überbringe, sondern ihm das Jawort erteilen. Daran und daran allein hänge seine Vergebung; an ihr aber sei es, zu zeigen, wie hoch oder gering sie solche noch schätze.

Mit wechselnden Gefühlen entzifferte Barbara dies Schriftstück.

Gab es denn für selbstlose Liebe überhaupt keinen Raum in der Brust des Mannes?

Der Vater, er sogar, suchte Vorteil aus derjenigen zu ziehen, die ihn mit dem einzigen Kinde verband. Um sich die seine zu erhalten und um seines Segens teilhaftig zu werden, sollte sie dem ungeliebten Manne die Hand reichen, der ihm Gutes erwiesen hatte und der sein Wohlgefallen erweckte.

Unwillig überflog sie noch einmal den Brief und las nun auch die Nachschrift.

„Pyramus,“ teilte sie mit, „bleibt nur noch kurze Zeit in Deutschland und kehrt von dort geradewegs nach Brüssel, wo er im Dienste steht, und von dort zu mir nach Antwerpen zurück.“

Da stutzte sie, die großen Augen blitzten ihr hell auf, und leichtes Rot färbte ihr plötzlich die Wangen.

Mit dem „Mehr — weiter“ war es für sie auf immer zu Ende. In der Nähe des Vaters, in Brüssel,

weilte ihr Knabe, dahin gehörte sie, und plötzlich sah sie sich dieser ihr fremden, glänzenden Stadt so nahe gerückt, daß sie ihr wie die eigentliche Heimat erschien. Wo anders konnte sie hoffen, des Alps, der ihr die Brust bedrückte, ledig zu werden, als wo es ihr vergönnt war, denjenigen wieder zu sehen, von dem nichts sie trennen konnte, wie grausam er sie auch von sich gestoßen?

Nur ins Kloster, meinte er, tauge sie noch. Kein Mann, wähnte sein schrankenloses Selbstgefühl, könnte fürder dem Weibe genügen, das einmal seiner Liebe genossen.

Das Gegenteil sollte er erfahren! Hören, ja vielleicht sehen sollte er, daß sie begehrenswert blieb trotz des Raubes, den er an ihr begangen, trotz der Grausamkeit, mit der das Schicksal das Beste verdorben, womit es sie einst so gütig geschmückt.

Ein weidlicher Mann war der Werbeoffizier gewiß, und dazu von adeliger Herkunft. Der Vater begehrte ihn zum Sohne und wollte ihr vergeben, wenn sie ihm die Hand reichte, um die er warb.

Mochte er es denn sein, der sie nach Brüssel führte und dem sie das Recht gab, sich ihren Gatten zu nennen.

Hier faltete sich ihr die Stirn; denn die Reise, die sie mit ihm antreten wollte, führte nicht nur in die Niederlande, sondern durch das ganze Leben, vielleicht bis ans Grab.

Da ergriff sie ein tiefes Mißgefühl, doch gelang es ihr bald, es zu überwinden; nur die Frage, was sie dem Freier für seine treu bewährte Liebe zurückzugeben habe, wollte sich nicht zur Ruhe bringen lassen. Doch war sie es denn, die ihn rief? Besaß er nicht Kenntnis von allem, was einen andern abgehalten hätte, ihrer zu begehren? — Hatte sie ihm nicht mehr als deutlich gezeigt,

wie schlecht es ihm gelungen, ihre Neigung zu erwerben? Wenn er trotzdem darauf bestand, sie für sich zu gewinnen, mußte er sie eben hinnehmen, wie sie war, wenn der ansehnliche junge Mann auch gutes Recht auf ein Herz voller Liebe gehabt hätte. Das ihre würde, so lange der gichtbrüchige Treulose lebte, der ihr das Dasein verdarb, nie und nimmer einem andern voll angehören können.

Einmal hatte sie doch dem stattlichen, geschickten Tänzer vor anderen den Vorzug gegeben. Ob sich dies Wohlgefallen an seiner Person nicht wiederfinden ließ? Nein, und abermals nein! Und es war gut, daß es sich so verhielt; denn sie wollte nicht mehr lieben — weder ihn noch einen andern. Ihm das Leben so freundlich zu gestalten, wie es in ihrer Macht stand, nahm sie sich dagegen vor. Hatte sie, was sie ihm gewährte, erst mit dem Vater versöhnt und nach Brüssel geführt, so fand sie vielleicht auch die Kraft, Pyramus so zu begegnen, daß er es nicht bereute, treu an ihr festgehalten zu haben.

Am Nachmittag trieb es sie wieder aus dem dumpfen Quartier in die frische Luft. Nach Prebrunn richtete sie die Wanderung, um das Schlößchen wieder zu sehen, das an schönen und schrecklichen Erinnerungen so reich für sie war.

Unterwegs begegnete sie der Lerchin. Die Alte hatte scharfe Augen behalten, und obgleich Barbara ihr auszuweichen versuchte, hielt die kleine Frau sie auf und frug höhnisch:

„Wieder hier in Regensburg, Herzchen? Wie das neu aufblühte nach dem schweren Siechtum, und doch immer noch auf Schusters Rappen und nicht in der goldenen Schimmelkutsche?“

Da wandte ihr Barbara jäh den Rücken und begab sich nach Hause.

Als sie am Rathause vorbeikam, hatte Pyramus Kögel es eben verlassen; sie aber blieb stehen, da er sie bescheiden grüßte.

Höchst ansehnlich und mannhaft sah er aus im blanken Panzer, mit der rot und gelben Feldbinde und dem Raufdegen mit dem großen, blanken Korbe an der Seite; und doch sagte sie sich bei seinem Anblick: „Armer, hübscher Bursch! Wie viele würden stolz sein, Dir am Arme zu hängen. Warum klammerst Du Dich gerade an eine, die Dich niemals lieben kann, und der Du zu gering erscheinen wirst bis ans Ende?"

Dann schlug sie freundlich in die Hand ein, die er ihr reichte, und gestattete ihm, sie nach Hause zu begleiten.

Auf der Haid frug sie ihn, ob er den Brief gelesen, den er ihr vom Vater gebracht.

Zaudernd gestand er dies ein; sie aber schlug die Augen nieder und fuhr leise fort:

„Mein lieber Vater ist es, dem Ihr Euch so gütig erwiesen, und dafür gebührt Euch mein allerinnigster Dank."

Da schlug das Herz ihm schneller; sie aber stellte, als sie in die Rote Hahnengasse einbogen, die Frage:

„Von hier aus — ist es wahr — reitet Ihr nach Brüssel?"

„Nach Brüssel," wiederholte er, der Stimme kaum mächtig.

Da schlug sie die großen Augen zu ihm auf, und schwer genug rang es sich ihr von den Lippen:

„Schon in Landshut erfuhr ich, und durch den Brief des Vaters ward es bestätigt, daß Euch wohl bekannt ist, was man mir vorwirft, und — daß Ihr's wißt: wessen sie mich auch beschuldigen — ich hab' es begangen."

An der nämlichen Stelle, wo er in einer unvergessenen Abendstunde die erste scharfe Abweisung von Barbara erfahren, gestand sie ihm jetzt ihre Schuld ein — er bemerkte es wohl. Wie eine Fügung des Himmels wollte es ihm erscheinen, daß es gerade hier war, wo sie sich ihm freiwillig näherte, ja sich ihm gleichsam antrug. Aber er liebte sie, und es wäre ihm unritterlich erschienen, sie fühlen zu lassen, wie sich ihr Verhältnis zu einander geändert. Darum rief er ihr nur mit froher Zuversicht zu:

„Und trotzdem, Barbara, leg' ich vertrauensvoll Glück und Ehre in Eure lieben Hände. Schon lange seid Ihr mir theuer, aber jetzt erst mein' ich fest und sicher, die Rechte in Euch gefunden zu haben; denn das Schwere, das Euch auferlegt ward — schon in Landshut ward es mir bewußt — es beugte Euren allzu starren Sinn, und wüßtet Ihr nur, wie wohl das bescheidene Wesen Euch ansteht! So bitte ich denn mit Gunst um die Erlaubnis, Euch heim zu geleiten."

Da nickte sie ihm Gewährung zu, und als er ihr voran die steile Treppe des Kantorhauses erstiegen hatte, blieb er vor der schmalen Eingangsthür stehen, und ein stolzes Wohlgefühl kam über ihn bei dem Gedanken, daß sich nun dennoch erfüllte, was er sich an dieser Stelle gelobt.

Dem Vater war es mißlungen, dies widerspenstige, wunderschöne Eisen zu biegen; er hatte gehofft, es mit besserem Glück zu versuchen; doch das Schicksal war ihm zuvorgekommen, und er dankte es ihm.

Ganz voll von blühenden Hoffnungen frug er sie nun mit neu erwachter Zuversicht, ob sie willens sei, ihn als Freiwerber ihre Schwelle überschreiten zu lassen und sein teures heißgeliebtes Weib zu werden, und das leise „Ja", das er zur Antwort erhielt, machte ihn glücklich.

Wenige Tage später wurde er mit ihr getraut, und hoch zu Roß führte er sie in die Niederlande.

Unterwegs erreichte sie die Kunde von der Schlacht bei Mühlberg. Kaiser Karl hatte die Evangelischen aufs Haupt geschlagen. Mit dem Worte: „Ich kam, ich sah und Gott siegte," gedachte er selbst seines großen Erfolges.

Als Pyramus dies seinem jungen Weibe mitteilte, entgegnete sie gelassen: „Wer könnte dem Gewaltigen auch widerstehen!"

In Brüssel erfuhr sie, der Kaiser habe den Kurfürsten von Sachsen auf dem Schlachtfelde gefangen genommen, den Landgrafen von Hessen aber durch eine List in seine Gewalt gebracht, die die Evangelischen als schnöde Verräterei brandmarkten und benützten, um ganz Deutschland mit dem bittersten Haß gegen ihn zu erfüllen; hier aber brauste Barbara auf und schalt auf die verleumderischen Ketzer. Es empörte sie, daß man dem großen Manne in ihrer Heimat die schuldige Ehrerbietung entzog; im stillen aber glaubte sie an diesen Treubruch.

Zehntes Kapitel.

Drei Jahre waren vergangen.

Barbara bewohnte zu Brüssel mit dem Gatten und den beiden Knaben, die sie ihm geschenkt, ein sauberes Häuschen in dem bescheidenen Viertel Saint Géry.

Hier sah die Hauptstadt des reichen, blühenden Brabant freilich anders aus, als sie es sich nach den Erzählungen Gomberts gedacht, und wie wenig war ihr bisher von den Herrlichkeiten zu teil geworden, die sie auf der Fahrt nach Landshut in Brüssel zu finden erwartet.

Seit der Musikdirektor ihr die Stadt geschildert, hatte sie sie in ihrer lebhaften Einbildungskraft deutlich vor sich gesehen. Der untere, von dem Flusse Senne und vielen Kanälen durchschnittene Teil gehörte dem betriebsamen reichen Bürger, dem geschickten Handwerker und dem geringen Volke, der obere, der sich auf einem Hügel erhob, trug den großen Brabanter Palast, die Residenz Kaiser Karls. An dies von außen beinahe völlig schmucklose Bauwerk, das dennoch durch seine außerordentliche Größe einen majestätischen Anblick bot, schloß sich ein herrlicher Park, den schattige Gruppen alter Bäume mit

dem großen Walde von Soignies verschmolzen. Hier oben standen auch die Paläste der großen Seigneurs, und an dem Abhange des Hügels, der zu der unteren Stadt führte, ragte die Kathedrale der heiligen Gudulla stolz in die Höhe.

So viel Schönes sie auch von dem herrlichen Marktplatz in der unteren Stadt mit seinem wundervollen Rathause gehört hatte, war ihr doch stets der obere Teil Brüssels gegenwärtig gewesen, wenn sie dieser Stadt gedacht. Ihm, wo alles wohnte, was vornehm war, hatte sie sich zugehörig gefühlt, hier, in der Nähe der Paläste und schön belaubten Bäume, war im Geiste ihr künftiger Wohnplatz gewesen.

Es war anders gekommen, und nun regte sich das Verlangen nach dem glänzenden Brüssel auf dem Hügel mit verdoppelter Kraft. Dort weilte freilich auch, was die größte Anziehungskraft auf sie übte.

Soeben kehrte sie aus dem Schloßparke heim. Dort stand ein freundliches Gartenhaus, das Meister Adrian Dubois mit seiner Frau und einem Kinde bewohnte; dies Kind aber war es besonders, was Barbara, so oft es anging, in die obere Stadt führte und ihre Gedanken fortwährend zwang, dort zu verweilen und dem „höher" des kaiserlichen Wahlspruches, dem sie sonst überall entsagen mußte, immer noch zu folgen.

Den Besuchen bei den Dubois war freilich eine Schranke gesetzt. Ein volles Jahr hatte Frau Traut mit Erfolg das Kind vor der Mutter verborgen; dann aber war Barbara dem Knaben einmal vor dem Gartenhause begegnet, und die Art und Weise, mit der er ihren Blicken entzogen werden sollte, hatte sie zu der Ueberzeugung

geführt, es sei der ihre, und dabei hatte Frau Dubois das Geheimnis unvorsichtig verraten.

Von nun an wußte Barbara, daß ihr Johannes der Pflege des Kammerdienerpaares anvertraut worden sei.

Zuletzt hatte Frau Traut ihrem Flehen nicht widerstanden und ihr gestattet, ihren Sohn zu sehen und ihn kurze Zeit auf den Armen zu halten.

Es war ein starker, prächtiger Knabe mit dem vollen Lockenhaare und den großen blauen Augen der Mutter. Einen schöneren meinte Barbara nie gesehen zu haben, und nicht nur die Dubois, die das ganze Herz an den Pflegling gehängt hatten, sondern auch Fremde bewunderten die herrliche Bildung dieses seltenen Kindes. — Die junge Mutter sah in ihm etwas Höheres, Vollendeteres als die Kinder anderer Menschen, auch als die beiden Knaben, die sie dem Gatten geschenkt, obgleich der kleine Johannes sich gewöhnlich ihrer Zärtlichkeit erwehrte.

Mit der Erlaubnis, ihr Kind manchmal wiederzusehen, handelte Frau Traut einem ausdrücklichen Befehle des Kaisers zuwider, und um zu vermeiden, daß ihr Mitleid böse Folgen nach sich ziehe, gestattete sie Barbara nur einmal in jedem Monat, sich an dem Anblick ihres Söhnleins zu weiden, und zwar immer nur auf kurze Zeit.

Dabei war es der Mutter streng untersagt, dem Kinde auch nur die kleinste Gabe zu reichen.

Heute war Johannes der fremden Frau, der er das Leben verdankte, deren stürmische Zärtlichkeit bei der ersten Begegnung ihn aber erschreckt hatte, freiwillig entgegengekommen, um ihr das hölzerne Pferdchen zu zeigen, das Meister Adrian ihm eben geschenkt. Das hatte sie schon glücklich gemacht, und auf dem Heimwege weckte die

Erinnerung an ihren verborgenen Schatz mehr als einmal ein glückseliges Lächeln auf ihren Lippen.

Daheim sah sie zuerst nach den Kindern. Der Mann, der jetzt zum Musterungskommissär ernannt worden war, befand sich auf einer der dienstlichen Reisen, die ihm nur selten gestatteten, längere Zeit zu Hause zu bleiben.

Barbara vermißte ihn nicht, ja sie befand sich in seiner Abwesenheit am wohlsten.

Nachdem sie einen Blick in die Kinderstube geworfen, zog sie sich in das stille Gemach zurück, wo ihre Harfe stand und die Lauten hingen, die ihr oft und manchmal stundenlang die verlorene Stimme ersetzen mußten, und ließ sich am Spinnrade nieder.

Sinnend griff sie nach dem Rocken, doch der Faden riß, und die Hände sanken ihr in den Schoß. Ihre Gedanken hatten wieder den Weg nach dem Haus im Parke und zu ihrem Johannes, ihrem echten, wundervollen Kaiserkinde, gefunden, und sie hing ihnen nach, bis sich im Nebenzimmer das Geschrei eines kleinen Kindes und eine weibliche Stimme vernehmen ließ, die es in den Schlaf sang. Frau Lamperi, die sich in den kleinen Hausstand fest eingewöhnt hatte und in dem Hausherrn den Inbegriff aller männlichen Vorzüge sah, lullte den Säugling in Schlummer. Neben ihm schlief ein anderes Kind, ein zweijähriger Knabe. Beide waren ihr eigen, doch obgleich das Wiegenkind die Stimme lauter erhob, blieb sie am Spinnrade sitzen und träumte weiter.

So und beim Harfen- und Lautenspiele ließ sich das viele Alleinsein am besten ertragen. Ihren Mann führten seine Reisen oft durch die ganzen Niederlande und durch

das Rheinthal bis Straßburg und Basel, und der Vater war nach Regensburg zurückgekehrt.

Neue Freunde hatte sie in Brüssel nicht gefunden und auch nicht zu erwerben getrachtet.

Die Einsamkeit, die sie in der Blütezeit der ersten Jugend gefürchtet, schreckte sie nicht mehr; denn das stille Sinnen und Träumen führte sie in die Zeit zurück, in der es schön gewesen war, in der sie die Liebe des Größten unter den Großen genossen, und in denen die Kunst ihrem Leben eine köstliche Weihe verliehen.

Mit dem Verlust der Stimme, jetzt wußte sie es, war ihr auch viel anderes vom allerbesten abhanden gekommen. Ihr Gesang hätte den unbeständigen Geliebten doch vielleicht zu ihr zurückgeführt, und wäre sie der Stimme mächtig, wie in jener glückseligen Maienzeit, nach Brüssel gekommen, ihr Leben hätte sich ganz anders gestaltet.

Der Kapellmeister Gombert, der sie mit veranlaßt hatte, hierher überzusiedeln, war auf der Fahrt nach Landshut in der besten Meinung in sie gedrungen, den Wohnsitz zu wechseln. Als er es that, hatte sie indes dem Kaiser noch nahe gestanden und ihn die Hoffnung beseelt, ihr Halsleiden würde sich als vorübergehend erweisen.

Ein Leichtes wäre es ihm gewesen, einer Sängerin wie sie in den vornehmen Häusern, die ihm offen standen, Thür und Thor zu öffnen; denn er verkehrte außer mit den Berufsgenossen nur mit den reichen Seigneurs im oberen Teile der Stadt, die seiner für die glänzenden Feste bedurften, die sie so prächtig zu veranstalten wußten. Die Oranien, Egmont, Aremberg, Brederode, Aerschot und wie diese Häupter des Brabanter hohen Adels sonst

hießen, hätten sich darum gerissen, sie ihren Gästen vorzuführen, sie mit auf ihre Landsitze zu nehmen und an ihren Kavalkaden teilnehmen zu lassen. Wo konnte er dagegen freundliche Aufnahme für die Gattin eines unbegüterten Offiziers von niederem Adel zu finden erwarten, von der es hieß, sie hätte die Gunst des Kaisers verscherzt, die dem Ohre gar nichts und dem Auge nur noch den Anblick einer eigenartigen Schönheit bot, die sie weder durch Kleiderpracht noch durch andere Künste zu heben vermochte?

Wäre sie noch die Geliebte Kaiser Karls gewesen, oder hätte er sie mit Titeln und Reichtümern beschenkt, wäre mehr für sie zu thun gewesen, — so aber war ihr von der Bevorzugung, die sie durch den Monarchen erfahren, nichts verblieben als der beschädigte gute Name.

So leid es Gombert auch that, er konnte darum nichts thun, um ihr den Aufenthalt in Brüssel angenehmer zu machen. Nicht einmal das eigene Haus war ihm ihr zu öffnen gestattet, weil seine Gattin, die nicht eifersüchtiger und bedenklicher war als die meisten anderen Künstlerfrauen, sich doch sehr entschieden weigerte, die stimmlose Sängerin mit dem zweifelhaften Rufe bei sich zu empfangen.

Der brave Appenzelder verkehrte ausschließlich mit Männern, und so war ihr von den Regensburger Freunden nur der Geiger Massi übrig geblieben und daneben der Malteser Chorknabe Hannibal Melas.

Der Kleine hatte die Stimme verloren, war aber in Brüssel geblieben, und zwar durch ihre Vermittlung; denn sie hatte es gewagt, den klugen und emsigen Burschen in einem Briefe, der ihn an seine Güte in früheren

Tagen erinnerte, dem Bischof von Arras zu empfehlen, und dieser war ihr gefällig gewesen und hatte ihr in einem verbindlichen Schreiben für ihre freundliche Erinnerung gedankt. — Hannibal war auch im Dienste des Ministers geblieben, und da er mehrerer Sprachen kundig war und sich gut bewährte, unter seine Privatsekretäre aufgenommen worden.

Der Geiger Massi hielt treu zu ihr, und da er sich auch mit ihrem Manne befreundet, war er stets ein gern gesehener Gast in ihrem Hause.

Vater Blomberg hatte sich nach Regensburg zurückbegeben. Nachdem er den älteren Knaben Konrad über die Taufe gehalten, war er nicht länger zu halten gewesen. Das Heimweh hatte ihn zu mächtig ergriffen.

Zwar that Barbara wie ihr Mann, was sie vermochten, um ihm das Leben in ihrem Hause angenehm zu machen; er bedurfte aber auch des Wirtshauses, und da ging es entweder so ausgelassen her, daß es ihm zu viel wurde, oder man führte oft recht heftige politische Gespräche über Freiheit und Glauben, die er nur halb verstand, auch wenn man sich dabei der vlämischen Sprache bediente. Und die Donau, die Heimatsluft, die bekannten Gesichter! — Kurz, er hielt es nicht aus bei den Kindern, obgleich er sein Patchen Konrad ins Herz geschlossen hatte und es ihm wohlthat, seine Tochter so gefügig und dienstwillig zu sehen wie nie vorher, und ihrem Manne zuzuschauen, der ihr, wie man daheim sagte, „die Hände unter die Füße legte".

Das Vorhaben des Gatten, „das unbiegsame Eisen geschmeidig zu machen," war in das Gegenteil umgeschlagen; denn der Werbeoffizier, den seine Kameraden und Unter-

gebenen als einen der strengsten ihres Standes kannten und fürchteten, zeigte sich Barbara gegenüber als gefügigster der Männer. Die zärtliche Leidenschaft, mit der er an ihr hing, hatte sich mit der Zeit nur gesteigert, und die Unterwerfung des harten Soldaten unter ihren Willen ging so weit, daß er selbst, wo er gern seiner Mißbilligung Ausdruck gegeben hätte, es gewöhnlich unterließ, weil er damit die Gunst, die sie ihm an Stelle rechter Liebe erwies, und deren er bedurfte, zu beeinträchtigen fürchtete. Uebrigens gab sie ihm auch wenig Grund zur Unzufriedenheit; denn sie that ihre Pflicht und war bestrebt, ihm das äußere Leben angenehm zu machen.

Auch nachdem der Vater sie verlassen, blieb sie ein seinem Herzen wohlgefälliges Weib. Die Kühlheit ihrer Natur hatte er schon in Regensburg bei seinen ersten Annäherungsversuchen kennen gelernt, und wie damals sah er, den der Dienst sehr oft und lange von ihr fern hielt, in ihr einen Vorzug.

So schrieb er denn auch dem Vater zufriedene Briefe, und die Antworten, die der Kapitän nach Brüssel sandte, waren in ähnlichem Tone gehalten.

Barbara hatte für ihn das eigene Haus erworben, nach dem er Verlangen getragen. Dort fühlte er sich wohl, und was ihm im eigenen Heim abging, das fand er im „Roten Hahnen“ oder im „Schwarzen Adler“. Eine ältere Landshuter Witwe aus der Verwandtschaft führte ihm die Wirtschaft und sorgte aufs beste für sein Behagen.

Wer dem stattlichen Musterungskommissär allein oder Arm in Arm mit seinem schönen jungen Weibe, dessen Goldhaar wieder stark herangewachsen war, begegnete,

mußte ihn für einen glücklichen Mann halten, und er wäre es auch gewesen, wenn ihn nicht einige wunderbare Gewohnheiten Barbaras beunruhigt hätten. Anfänglich war es mit der Träumerei, in die sie oft versank, und die so schlecht zu ihrem früheren Wesen paßte, noch schlimmer gewesen. Daß es damit besser geworden, seitdem sie den Aufenthaltsort ihres Johannes entdeckt und es ihr vergönnt war, ihn dann und wann wiederzusehen, wußte er nicht. Das Kind, das sie dem Kaiser geschenkt, hielt er wie Vater Blomberg für gestorben; denn dahin hatten beide ihre kurze Mitteilung, es sei ihr genommen worden, gedeutet; später aber verbot beiden das Zartgefühl, diesen peinlichen Gegenstand wieder zu berühren.

Außer jener Träumerei beunruhigte den Gatten Barbaras bisweilen auch noch der Eifer, mit dem sie das Wichtigste im Hause im Stiche ließ, wenn es eine Festfeier oder Schaustellung gab, an der Kaiser Karl teilnahm; endlich aber lag etwas in ihrem Verhalten gegen die Kinder, die Pyramus über alles liebte, das ihm widerstrebte, ihn aufbrachte und kränkte, und dem gegenüber er doch fühlte, daß es sich weder durch Drohungen noch durch strenges Einschreiten ändern lasse.

Gegen die Träumerei besaß er kein Mittel, außer einem mahnenden oder neckenden Worte. Das Gefallen an glänzenden Schaustellungen lag ihr wohl im Blute, und da er sie nicht nur liebte, sondern auch hochschätzte, widerstrebte es ihm, sie zu belauern. Als er ihr aber dennoch einmal gefolgt war, hatte er sie ihrer Aussage gemäß in der Sankt Gudullakirche mitten unter anderen Frauen gefunden. Ihre Blicke, denen er aufmerksam folgte, waren mit unverwandter Aufmerksamkeit auf

diejenigen gerichtet gewesen, deren Anwesenheit die Feier schmückte: auf den Kaiser und die Frau Statthalterin Marie von Ungarn.

Die Begegnung mit einem Galan bezweckten diese Ausgänge gewiß nicht, doch hegte er von nun an die mit einem bitteren Mißgefühl verbundene Ueberzeugung, es ziehe sie zu den Festen, an denen Seine Majestät teilnahm, um den Mann wiederzusehen, den sie einmal geliebt, und dessen Bild sie auch jetzt noch nicht ganz aus der Vorstellung und vielleicht auch aus dem Herzen zu tilgen vermochte.

Für ihr Verhalten gegen die Kinder fand er dagegen keine auch nur einigermaßen annehmbare Erklärung. Daß sie sie liebte, war nicht zu verkennen. Was bedeutete nun aber die mitleidige Weise, mit der sie ihnen begegnete, zu ihnen sprach, von ihnen redete, und die ihn außer sich bringen konnte? Ging sie doch mit dem gesunden, fröhlichen Aeltesten oft um, als sei er leidend und des Trostes bedürftig. Ganz ähnlich verhielt sie sich auch zu dem niedlichen Jüngsten in der Wiege.

Wenn er sich aber ein Herz faßte und ihr dies bescheiden verwies, antwortete sie immer nur mit allgemeinen Wendungen, wie: „Was willst Du; sind wir nicht alle zum Leiden geboren?“ oder: „Soll man sie etwa beneiden, weil sie ins Leben traten, um Schmerz zu erdulden und zu sterben?“

Erst als Pyramus sie in kummervoller Bewegung bat, doch nicht von ihren Kindern zu reden, als wären sie ihnen zur Strafe und nicht zur Freude geschenkt, legte sie sich Zwang auf und änderte ihre Redeweise; aus dem Blick ihrer Augen ging aber trotzdem hervor, daß sie zu

keiner recht frohen, unbefangenen Lust an ihren Knaben gelangte.

Wenn sie es auch leugnete, wußte sie sich dies Verhalten doch recht wohl selbst zu erklären; denn nachdem sie darauf aufmerksam gemacht worden war, bekannte sie sich, daß sie beim Anblick dieser beiden lieben Kinder, die ihr ganz gehörten, immer des dritten gedachte, das man ihr genommen, das sie nur selten und im geheimen sehen durfte, und das ihr neben den anderen vorkam wie ein junger Löwe neben bescheidenen Lämmern.

Nach neuer Liebe trug sie kein Verlangen, obgleich das laue Gemisch von Dankbarkeit und Wohlwollen, das sie dem Gatten widmete, auch nicht von fern diesen hohen Namen verdiente.

Dabei fehlte es keineswegs an Kavalieren in Brüssel, die sie bemerkten und sich von ihr angezogen fühlten; wer aber ihren Gatten kannte oder nur von ihm gehört hatte, der hütete sich wohl, mit ihm ins Gehege zu kommen; denn er gehörte zu den allerbesten Fechtern in Brabant, und die Art und Weise, mit der dieser weichmütige Eheherr den langen Raufdegen trug, war von bedrohlichem Ansehen.

Uebrigens wußte sie sich auch selbst mit vornehm abweisender Schärfe vor jeder Zudringlichkeit zu beschützen.

Heute war es ihr besonders lieb, daß Pyramus sich auf einer Musterungsreise befand. Sie hatte das Wiedersehen mit ihrem Johannes besonders dankbar genossen. So sonnig war ihr der Glanz seiner blauen Augen, so engelhaft schön sein blonder Lockenkopf nie vorher erschienen. Dazu hatte sie sein Stimmchen durch einen geradezu bezaubernden Wohlklang entzückt. Gewiß würde

auch ihm einmal die mütterliche Gabe des Gesanges eigen werden, und vielleicht war es dem Kaisersohne beschieden, sein Zeitalter als Held und Sänger in einer Person, als ein zweiter König David, in Erstaunen zu versetzen.

Die Dämmerung hatte schon die Wege beschattet, als sie von den Dubois geschieden war, und unterwegs hatte sie den Kaiser sich entgegenkommen sehen. So schnell es anging, war sie hinter eine Bildsäule am Wege geschlüpft, und er konnte sie kaum erkannt haben; denn die Dämmerung hatte sich schon in halbes Dunkel verwandelt; doch der bloße Gedanke, ihm so nahe gewesen zu sein, zwang ihr das Herz zu schnelleren Schlägen.

Der kleine Herr mit der straffen Haltung und dem gespreizt vornehmen Gange an seiner Seite war sein Sohn Philipp gewesen, der jetzt bei dem Vater in Brüssel weilte und es in den nächsten Tagen zu verlassen gedachte. Wie dürftig die Gestalt des Erben so vieler Kronen doch war! Wie würde sein Bruder, den sie seinem kaiserlichen Vater geschenkt, ihn einst überragen!

Das alles vergegenwärtigte sie sich wieder in der Stille des eigenen Gemaches. Der Gedanke an dies Kind hob ihr das Herz, doch zog es sich ihr wieder zusammen, als ihr dann die Reihe von bitteren Demütigungen in den Sinn kam, die sie in Brüssel erfuhr. Unter den Höflingen, denen sie zu Regensburg so nahe gekommen war, gönnte ihr keiner mehr als einen flüchtigen Gruß, und von der Königin von Ungarn, vor der sie gerne das Herz ausgeschüttet hätte, waren ihre wiederholten Bitten um eine Audienz abgewiesen worden.

Elftes Kapitel.

Nach dem kurzen Spaziergang im Park seines Schlosses, auf dem Barbara ihm in der Dämmerstunde begegnet war, hatte Kaiser Karl mit seinem Sohne Philipp und der Königin von Ungarn gespeist. Jetzt betrat er das weite Arbeitszimmer.

Die Füße weigerten sich mehr und mehr, ihn zu tragen, und den Fingern an seiner rechten Hand, die die Gicht jetzt gleichfalls verkrümmte, fiel es sauer, den Krückstock zu führen.

Erschöpft sank er in den Lehnstuhl zurück. Da schloß er die Augen und legte die Hand dem Windhunde, der sich ihm zu Füßen niedergekauert, auf den klugen, spitzen Kopf.

Die kleine Wanderung von vorhin und der feurige Wein, dem er wieder reichlich beim Mahle zugesprochen, hatten die Schmerzen, die ihn bei Tag und Nacht nicht mehr verließen, aufgeregt, und Meister Adrian bedurfte einiger Zeit, bis es ihm gelungen war, seinen siechen Körper in der rechten Weise zu stützen.

Endlich fuhr Karl mit dem Tuche über die perlende Stirn und rief den Haushofmeister an.

Da trat Quijada ihm dienstfertig näher, und der Kammerdiener wollte das Gemach ehrerbietig verlassen; doch der Ruf des Kaisers hielt ihn zurück.

„Auch mit Dir," begann Karl, nun sogar der Stimme nicht mehr vollkommen mächtig; denn bisweilen wurde sie von der neu eingetretenen Atemnot unterbrochen, „hab' ich zu reden . . ."

Hier stockte er, wies auf das Fenster, das in den Park hinausschaute, und fuhr dann mit einem scharfen Blick in das Antlitz des Kammerdieners fort:

„Es geht dort ein Gespenst um. Schon mehrmals gewahrte ich es unter den Bäumen . . . Freilich hütete es sich, mir ganz nahe zu kommen. Was wäre wohl noch brauchbar an diesem elenden Leibe! Die Augen aber sind scharf geblieben, und ich erkannte die Spukgestalt: die Regensburger Sängerin ist es."

„Eure Majestät wissen," entgegnete Quijada, „was nach der Geburt des Kindes mit ihr vorging, und daß sie jetzt hier in Brüssel zu Hause; es wurde mir aber streng untersagt, ihres Namens vor Eurer Majestät zu gedenken."

„Auch mir," versicherte der Kammerdiener, „schloß dieser Befehl den Mund."

„Doch was das Gehör von sich abwies, das drängte den Blicken sich auf," bemerkte Karl und blickte starr vor sich hin. „Wo ich mich öffentlich zeige: dies Weib und immer wieder dies Weib! Nicht nur das Basiliskenauge hat zwingende Kraft. Ich muß es bemerken und wünsche ihm doch so wenig zu begegnen wie der Eitelkeit, der weltlichen Lust, der Thorheit, der Sünde."

Da rief Quijada unwillig: „So wird es geraten sein, ihren Mann, der im Dienste Eurer Majestät steht,

weit fort von hier nach Andalusien oder in die neue Welt zu versetzen."

„Als wenn sie ihm folgen würde!" lachte der Herrscher höhnisch auf. „Nein, Freund. Dies Weib ging nicht sich selbst zur Lust, sondern mir zum Leid oder doch zum Verdruß in die Ehe. Es glückte ihr auch bis zu einem gewissen Grade; ich aber kämpfe nicht mit Frauen, und mit so unglücklichen am letzten. Schicken wir ihren Mann, der übrigens ein brauchbarer Bursch ist, über den Ozean, so bleibt sie erst recht in Brüssel, und es ergeht uns wie den Mägden, die den Hahn erschlugen, und die dann die Hausfrau selbst noch zeitiger weckte als früher. Außerdem soll, wer es ernst mit seinem wahren Heil meint, solchem lebenden Memento, solch einer wandelnden Mahnung an vergangene Sünde und Schwäche, den Weg nicht verlegen; endlich aber ist dies Weib, wenn es sich für etwas Besonderes hält, nicht ganz im Unrecht, so grausam der Himmel ihm auch sein Bestes zerstörte. Um keinen Preis — ihr hört es — soll es um meinetwegen gekränkt und beeinträchtigt werden, so lange es uns nur mit den Augen erinnert, daß es uns in besseren Tagen nicht fern stand. Heut aber wagte das Gespenst sich näher als schicklich an mich heran, und ich erkenne die Absicht: Nicht um meinet-, sondern um des Knaben willen kam es in den Park, und, mein Herr Adrian, aus Deinem Hause. Die volle Wahrheit verlang' ich! Fand sie den Weg zu dem Knaben, und war Deine Frau, die doch sonst ein besonnenes Weib ist, unverständig genug, ihr zu gestatten, sich an seinem Anblick zu weiden?"

„Es ist die Mutter des Kindes," entgegnete der Kammerdiener weich, „und Eure Majestät wissen . . ."

„Ich weiß," fiel Karl dem treuen Manne strenger ins Wort, als er sonst mit ihm zu reden pflegte, „daß euch aufs bestimmteste untersagt wurde, wem es auch sei, und am letzten derjenigen, die ihn mit begehrlichen Augen anschaut und von der aus unermeßliche Gefahren für ihn ausgehen könnten, eine Annäherung an den Knaben zu gestatten. Deine Frau, Adrian, die das Herz an das Bürschlein hängte, wird nun den Ungehorsam am schmerzlichsten büßen. — Es muß fort von hier, sogleich muß es fort, und zwar in die Ferne — nach Spanien. Gestattet es die Politik und der Himmel, folge ich ihm bald. Du, Luis, verabredest nun mit Adrian, wie die Uebersiedelung am besten bewirkt wird. Im tiefsten Geheimnis muß sie ins Werk gesetzt werden. Auf dem Lande, in gesunder Luft soll der Knabe erwachsen. Niemand in seiner Umgebung darf auch nur ahnen, wem er das Leben verdankt. Einfach, fern von Schmeichelei und Verwöhnung, fromm und bescheiden soll dies Kind unter anderen schlichten Knaben erwachsen, die nichts von Ketzerei und höfischer Spiegelfechterei wissen. Diese unschuldige Kinderseele wenigstens soll nicht schon in der Wurzel verderben. Ich weihte ihn dem Heiland, und als reines Opfer soll er ihn aus der Hand des Vaters empfangen. Eine schöne Aufgabe stellte ich ihm. Im Kloster wird sein Gebet meine Schuld, die ihm das Leben gab, von mir nehmen. Die Vergebung, nach der zu streben die Mutter sich sträubte, der Sohn, der sich Jesus Christus, unserm Herrn, weihte, soll sie dem Himmel abzuringen trachten."

Mit aufwärts gewandtem Blick unterbrach er sich selbst. Das Auge blitzte ihm feurig auf, und seine Stimme

gewann einen gebieterischen Klang, dem man nichts mehr von der asthmatischen Pein anhörte, die sie vorhin gehemmt, als er fortfuhr: „Doch das Geheimnis, das sogar die zügellose Mutter bisher zu hüten wußte, es bleibt bewahrt. Nicht einmal Deine Gattin, Luis, nicht unsere Schwester, die Königin Marie, darf erfahren, was hier im Werk ist.“

Dann fügte er gelassener hinzu: „Die Gelegenheit, den Knaben nach Spanien zu bringen, ist gut. Don Philipp, unser Sohn, kehrt in drei Wochen nach Valladolid zurück. Mit seinem Gefolge kann das Kind fortgebracht werden. Es verschwindet unter der Menge; denn eine wahre Heerschar bildet den Schweif des Kometen. Morgen will ich eure Vorschläge hören. Wer soll sich seiner unterwegs annehmen? Wo findet sich in Spanien eine geeignete Unterkunft für den Knaben?“

Wie ein Donnerschlag traf diese Bestimmung den Kammerdiener; denn der kleine Johannes, der ihn und sein Weib für seine Eltern ansah, war dem kinderlosen Paare lieb geworden wie ein eigenes Kind. Den schönen, offenen, heiteren Knaben von sich zu geben, würde Frau Traut das Dasein verfinstern. Er, Adrian, hatte sie gewarnt, sie aber dem Flehen der schwer heimgesuchten Mutter nicht zu widerstehen vermocht. So vorsichtig auch bei den Besuchen Barbaras verfahren worden war — das Auge des siechen Herrschers hatte die scharfe Sehkraft auch in diesem Falle bewährt.

Jetzt sollte sein Weib Schwäche und Ungehorsam teuer bezahlen. Dazu drohte Frau Traut noch ein anderer Verlust; denn der Geiger Massi, der beste Freund auch ihres Hauses, gedachte gleichfalls im Gefolge des

Infanten Philipp nach Spanien zurückzukehren, um dort zu bleiben und den Rest seiner Tage in Ruhe zu beschließen. Der Abschied war ihm vor wenigen Stunden bewilligt worden.

Auch an ihm, dem häufigen Gaste seiner Pflegeeltern, der so schön pfeifen und ihm auf einem Blatte oder Kamme vorzublasen verstand, hing der kleine Johannes, und es war nicht allein dieser Umstand, der Adrian auf den Gedanken brachte, Massi den Kaisersohn mit nach Spanien zu geben, wo zu Leganes, nicht weit von Madrid, die Gattin und die Tochter des Musikers seiner Heimkehr warteten. In dem gesund gelegenen Orte gab es einen Pfarrer und Sakristan, von denen der Musiker gesprochen, die den ersten Unterricht des Knaben vielleicht später übernahmen.

Von dem allen setzte Adrian Don Luis und dann auch den Monarchen in Kenntnis, und da Quijada Massi als einen zuverlässigen Mann kannte und dem Herrn schilderte, gestattete ihm Karl, sich in Verhandlungen mit ihm einzulassen.

Das Ergebnis war, daß zwischen dem Kammerdiener Dubois und dem Musiker ein förmlicher Vertrag abgeschlossen wurde, der dem Geiger beträchtliche äußere Vorteile bewilligte, ihn und die Seinen aber eidlich verpflichtete, über die Herkunft des Kindes das strengste Stillschweigen zu bewahren. Uebrigens wußte Massi selbst nichts über die Eltern des Kindes, als daß sie den vornehmsten Kreisen angehörten, und er war geneigt, den kleinen Johannes für den Sohn Quijadas zu halten.

Der Herrscher beteiligte sich selbst an der Durchsicht dieses Vertrages und ließ nach seinem Abschlusse Frau

Traut einen besonderen Eid schwören, gegen jedermann, und auch Barbara gegenüber, das strengste Stillschweigen über alles, was den Knaben betraf, zu bewahren.

Was Meister Adrian vermutet hatte, traf ein. Der Befehl des Kaisers, ihr den kleinen Liebling zu nehmen, erschütterte sein Weib aufs tiefste. Mit rot geweinten Augen und wehem Herzen sah sie dem Tage der Abreise entgegen.

Am Abend vor dem Aufbruche saß sie vor dem Lager des Kindes, um seiner noch so viel wie möglich zu genießen. Ganz im Anblick seiner kindlichen Anmut und vornehmen Schönheit versunken, überhörte sie das Oeffnen der Thür und fuhr erschrocken auf, als sie nahe Schritte hinter sich vernahm.

Ihr Mann hatte den Kaiser und Quijada, auf dessen Arm er sich stützte, ohne ihn anzumelden, in die Kinderstube geführt. Unwillkürlich drückte sie die Finger auf den Mund, um anzudeuten, daß das Kind nicht im Schlaf gestört werden dürfe; doch ließ sie dieser Bewegung sogleich die tiefe Verneigung folgen, die dem Herrscher gebührte, und leuchtete dem Kleinen dann mit feuchten Augen in das liebliche Kindergesicht.

Da flog ein rötlicher Schimmer über die fahlen Züge des kranken, frühgealterten Monarchen, und auf einen Wink seiner Hand ließen ihn die Pflegemutter und seine männlichen Begleiter mit dem Kinde allein.

Mißtrauisch schaute sich Karl in dem kleinen, sauberen Gemache um.

Erst nachdem er sich überzeugt hatte, daß er allein sei, blickte er den Sohn, der auf den weißen Kissen seines Bettchens mit geröteten Wangen im festen Kinderschlafe ruhte, aufmerksam an.

Einen schöneren Knaben hatte er selten gesehen. Wie fein geschnitten waren diese kindlichen Züge, wie köstlich voll und wellig die Locken, die ihm das Haupt umwallten. Der goldige Glanz, der von ihnen ausging, hatte auch das Haar der Mutter geschmückt. Und dies Lächeln an dem leicht geöffneten Mund und an den kirschroten Lippen! Auch sie waren ihm wohl bekannt! Von Barbara hatte das Kind sie geerbt.

Da gewannen längst verblaßte Erinnerungsbilder in seiner von Leid und Enttäuschung niedergedrückten Seele die erloschenen Formen und Farben zurück, und seinen Mund umschwebte zum erstenmal seit langen Monden ein Lächeln.

Welch köstliches Gebilde des Schöpfers war dieses Kind, und er durfte es sein eigen nennen, und wenn es, wie er es ihm bestimmte, zu einem harmlos fröhlichen Knaben heranwuchs, dann würde es auch ein rechter Mensch mit warmem Herzen und schlichtem geraden Sinn, nicht ein von stolzer Selbstüberhebung angeschwollenes, jeder tiefen Empfindung, jeder unbefangenen Regung unfähiges, bewegliches Marmorbild werden wie sein Sohn Philipp. Dann konnte es kommen, daß er ihm aus Liebe, aus lebendig echtem Herzensdrang um den Hals fiel, dann . . .

Beide Hände streckte er dem Bettchen entgegen, und einer mächtigen Bewegung des väterlichen Blutes gehorsam, beugte er sich zu dem Knaben nieder, um ihn zu küssen. Bevor seine Lippen aber noch die des Kindes berührten, schaute er, wie ein Dieb, der ertappt zu werden fürchtet, noch einmal rings um sich her. Endlich gab er dennoch dem Verlangen nach, das ihn dazu antrieb, und küßte

den kleinen Johannes, seinen, ja seinen Sohn, erst auf die freie, hohe Stirn und dann auch auf den roten Mund.

Wie süß das war! Doch während er sich dies noch gestand, mischte sich schon in das Wohlgefühl eine peinliche Empfindung.

Wiederum hatte er Barbaras, ihres ersten Kusses und der anderen Wonnen der schönsten Maienzeit seines Lebens gedacht, und darnach war die bange Sorge über ihn gekommen, der Sünde eine Macht über sich einzuräumen, der er, nachdem er sich schwerer Buße unterzogen, abgesagt zu haben meinte.

Nichts, gar nichts, sagte er sich jetzt, dürfe ihn noch mit dem Weibe verbinden, das er als unwürdig, aufrührerisch, verloren für die Seligkeit aus dem Buche seines Lebens gestrichen, und in völlig veränderter Stimmung faßte er das Kind von neuem ins Auge. Jetzt schon gewährte es den Anblick eines Engels aus dem Gefolge der gnadenreichen Jungfrau, und es sollte ihr geweiht sein und ihrem göttlichen Sohne.

Da zog der Knabe das Aermchen unter dem Kopfe hervor.

Wie stark es war, wie herrlich die Brust des nicht voll vierjährigen Kindes sich jetzt schon wölbte! Wie er selbst in der Jugend, so konnte auch diese Knospe, wenn sie zur Mannheit erblüht war, sich unter den Starken als Stärkerer bewähren. Behutsam betrachtete er dann die harmonisch entwickelten kleinen Muskeln. Welch ein Ritter dies Kind zu werden verhieß! Für stilles Gebet und den thatenlosen Frieden des Klosters war es doch schwerlich geschaffen. Noch stand es ihm frei, über den

Knaben zu verfügen. Wenn er dem zuverlässigen, in jeder ritterlichen Kunst gleich geschickten Quijada und dem Grafen Lanoi, der als Reiter und Pferdekenner berühmt war, seine äußere Ausbildung und dem Bischof von Arras, dem gelehrten Friesen Viglius oder einem andern klugen, streng kirchlichen Manne die Erziehung seines Geistes und seiner Seele anvertraute, ein zweiter Roland und Bayard konnte er werden, ja, fiel ihm eine Krone zu, es seinem Urgroßvater, dem Kaiser Max, und — in manchem Stücke hatte auch er Nachahmungswertes geleistet — es ihm, dem Vater, nachthun. Mit Sonnenschein würde der Besitz dieses Kindes sein umdüstertes Leben, mit neuer Daseinslust sein von Schmerz und Enttäuschung gelähmtes Herz während des spärlichen Restes seines Erdenwallens erfüllen. Wenn er, der Vater, sich zu ihm bekannte und ihm beistand, ein glücklicher, vielleicht ein großer Mensch, ein glänzender Stern am Himmel seiner Zeit konnte dies holdselige Geschöpf einmal werden.

Hier hielt er inne; denn die Frage „auf wie lange?" drängte sich ihm auf. Auch er war während der kurzen Jugendzeit ein Held und sieghafter Ritter gewesen. Eine Weltherrschaft aufzurichten für sich und sein Haus, die Staat und Kirche umfaßte, hatte er mit sicherer Zuversicht unternommen. „Mehr — weiter" war seine Devise gewesen, und zu wie gewaltigen Erfolgen hatte sie ihn geführt! Vor drei Jahren noch war es ihm gelungen, die mächtigsten seiner Widersacher bei Mühlberg aufs Haupt zu schlagen. Als Gefangene fühlten sie noch seine strafende Hand.

Und jetzt?

Und zu dieser Stunde?

Die Hoffnung auf die Weltherrschaft lag ihm zertrümmert zu Füßen. Als unerfüllbar hatte der Wunsch sich erwiesen, für seinen Nachfolger und Erben Philipp die deutsche Kaiserkrone zu gewinnen. Seinem österreichischen Bruder Ferdinand und später dessen Sohne Maximilian war sie bestimmt. Die geschlagenen deutschen Evangelischen in den Schoß der heiligen Kirche zurückzuführen, stellte sich immer sicherer als undurchführbar heraus. Hier in den Niederlanden wurden die Ketzer infolge der drakonisch strengen Verordnungen, die er selbst erlassen, zu Hunderten gehängt und verbrannt, und was er damit gewann, war bisher nichts gewesen als der Haß des Volkes, das er wie kein anderes bevorzugt. Die Gesundheit seines Körpers war vernichtet, sein Geist hatte die Schwungkraft verloren, und er zählte erst fünfzig Jahre. Was vor ihm lag, war eine winzig kurze, vielleicht nur noch wenige Tage zählende Wanderung hienieden, und die Ewigkeit, die nie aufhörte, unermeßlich lang. Wie klein und nichtig war jene im Vergleich zu dieser, die kein Ende abschloß. Und für die Spanne Zeit, die das Grab von der Wiege trennt, wollte er dennoch den Knaben dort, dem er das Beste gönnte, erziehen, statt ihm die Seligkeit für die nie aufhörende Dauer des ewigen Lebens zu sichern?

Nein! Diese Schönheit, diese Kraft, keinem eitlen weltlichen Streben, dem Himmel sollten sie geweiht sein. Für diesen Entschluß, der seiner weltlichen Eitelkeit wahrlich nicht leicht fiel, würde der Knabe, wenn er zur rechten Erkenntnis heranreifte, ihm danken.

Dann kam er auf den Wunsch zurück, mit dem er an das Lager des Kindes getreten. Schon aus Erkenntlichkeit sollte der Sohn für den Vater und, wenn er

wollte, auch für die widerspenstige Mutter auf sich nehmen, was sie beide an Sorge für das ewige Heil, an Gebet und Buße versäumten.

Indem er ihn dem Himmel weihte und zu einem friedvollen Dasein in Gott, fern von den eitlen Genüssen der Welt und des Hofes auferzog, hatte er für den Sohn sein Allerbestes gethan, und als fürchtete er, der Anblick des schönen starken Knaben könnte ihn in seinem Vorsatz erschüttern, wandte er sich von ihm ab und rief Quijada.

Während Karl in einem brünstigen stummen Gebete Johannes der Gnade des Himmels empfahl, betrachtete auch der treueste seiner Diener den Sohn des Monarchen. Ihm hatte der Himmel bisher versagt, sich eines Kindes zu freuen. Wie hätte er dies liebliche Geschöpf ans Herz ziehen wollen, wenn es sein eigenes gewesen wäre! Welche Lust wär' es für ihn gewesen, alles, was gut und tüchtig an ihm selbst war, auf dies Kind zu übertragen! Es dem klösterlichen Leben zu weihen, hätte der Absicht der Vorsehung selbst, die es mit solcher Kraft und Schönheit beschenkte, zuwider handeln heißen.

Der Kaiser konnte, er durfte nicht auf diesem Vorsatze bestehen.

Während er den Gebieter durch den dunklen Park führte, wagte er darum, zu schildern, was ihm Meister Adrian und sein Weib von der Kraft und der Furchtlosigkeit des kleinen Johannes berichtet, und dann zu bemerken, zu wie seltener Größe dieser Knabe als Kind eines solchen Vaters heranzureifen verheiße.

„Zur allerhöchsten," versetzte Karl bestimmt. „Wahrhaft groß ist aber nur, wer sich klein fühlt in seiner Seele und für nichts hält, was das Leben an Glanz

und an höchsten Ehren bietet, und zu dieser echten Größe, Luis, gedenke ich diese junge Menschenpflanze, die der Schwäche und Sünde das Leben verdankt, zu erziehen."

Da faßte Quijada noch einmal Mut und bemerkte: „Doch dies Kind darf als Sohn meines hohen Gebieters auch Ansprüche erheben, die von dieser Welt sind."

„Welche Ansprüche?" fuhr der Kaiser hier mißtrauisch auf. „Die Geburt, das Gesetz verleihen ihm keine. Was ihm an irdischen Gütern vielleicht zufällt, wird er allein meiner Gnade verdanken, — und sie wählte für ihn den einzig richtigen Weg. Ansprüche, merke wohl auf, Freund: Ansprüche auf die mancherlei Dinge, die von unserer Größe und Macht zurückbleiben, wenn auch ich die Pilgerfahrt unter der Sonne abschloß, hat nur einer zu erheben: Don Philipp, mein ältester Sohn und rechtmäßiger Erbe."

Erst nachdem er in seinem Arbeitsgemache zur Ruhe gekommen, setzte er das unterbrochene Gespräch fort und sagte:

„Es kann sein, daß dieser Knabe zu einer glänzenderen Persönlichkeit aufwächst als mein Sohn Philipp; ihr Kastilier und treuen Diener der heiligen Kirche aber dürft euch freuen, daß der Himmel euch meinen rechten Sohn zum Könige erlas; denn ein Spanier ist er vom Kopf bis zu den Zehen und dazu still überlegt, arbeitsam, fromm und pflichttreu. — Liebe freilich weiß er sich nicht eben leicht zu erwerben, doch besitzt er andere Mittel, um zu behaupten, was sein ist und seiner noch wartet. In diesem Lande der ketzerischen Erhebung wird mein frommer Sohn die Galgen nicht leer werden lassen.

Hätten die Deutschen ihn an meine Stelle gesetzt, in ihren evangelischen Landen wäre er zum Totengräber geworden. — Was kindliche Zärtlichkeit heißt, gab er mir nie, auch vorhin beim Abschiede nicht zu kosten; doch ist er ein gehorsamer Sohn, der den Vater versteht. Statt des Herzens fand ich andere Eigenschaften an ihm, die ihn fähig machen, in diesen schweren Zeiten sein Erbe zusammen zu halten und die heilige Kirche vor weiterem Schaden zu wahren. Wär' ich schwächer als ich bin und zöge den prächtigen Jungen dort, der es auch Dir anthat, Luis, unter meinen Augen mit väterlicher Liebe auf, es könnte mir daraus noch manche unerwartete Herzensfreude erwachsen, — doch es bleibt mir noch unsäglich viel zu thun, und es fehlt mir darum an Zeit, mit einem Kinde zu tändeln. Die Ansprüche dieses Knaben, die ich nicht anerkennen kann, durch höhere zu ersetzen, ist meine Pflicht, und ich will sie erfüllen."

Zwölftes Kapitel.

Während dieses Gespräches war der Geiger Massi bei Barbara gewesen, um Abschied zu nehmen. Pyramus hatte nach kurzem Aufenthalte daheim wieder zu einer Musterung in Löwen aufbrechen müssen, und es that dem Musiker leid, den Freund nicht zu finden. Er wußte selbst nicht, wem das Kind angehörte, das seiner Obhut anvertraut worden war, und da er sich mit einem feierlichen Eide verpflichtet, Schweigen gegen jedermann zu bewahren, gedachte er auch Barbara gegenüber mit keinem Worte des Knaben und der Verpflichtungen, die er auf sich genommen.

Der Abschied fiel der jungen Frau schwer; denn in Massi verlor sie nicht nur einen bewährten Freund, sondern auch gleichsam ein Stück ihres vergangenen Lebens. Er war Zeuge der schönsten Tage gewesen, die ihr das Schicksal vergönnt, — er hatte sie singen hören, als sie noch berechtigt gewesen war, stolz auf ihre Kunst zu sein, und er hatte Wolff Hartschwert nahe gestanden, dessen sie mit inniger Teilnahme gedachte, obgleich er ihr nur einmal in einem kurzen Briefe mitgeteilt, daß es ihm in Villagarcia und in seiner neuen Stellung wohlergehe.

Während sie Massi mit feuchten Augen Lebewohl sagte, trug sie ihm auch Grüße an Wolff auf, und der Geiger versprach ihr, nicht weniger bewegt als sie selbst, sie zu bestellen. Er ging einem heiteren Lebensabend unter den Seinen hoffnungsvoll entgegen. Barbara hatte das Leben Höheres verheißen, sie schien aber die Kraft gefunden zu haben, sich zu bescheiden. Wenigstens hatte er keine Klage von ihr vernommen und ihr Gatte ihm häufig das Glück gerühmt, das er durch sie in der Ehe gefunden. Er konnte sie also unbesorgt verlassen, sie aber war auch in der Abschiedsstunde zu stolz, um ihm Einblick in ihr ödes Dasein zu gewähren, dessen höchster Schmuck Erinnerungen waren.

Als er sie verließ, fühlte sie sich noch ärmer als vorher, und in der schlaflosen Nacht, die sie im Geiste bei ihrem Kaiserkinde im Duboisschen Hause und in den Regensburger Glanz- und Schmerzenstagen zugebracht hatte, beschloß sie, dem scheidenden Freunde bei seinem Aufbruche mit dem Reisezuge des Infanten Philipp noch einmal die Hand zu drücken.

Obgleich er früh am Morgen stattfinden sollte, war sie doch, schon weil sie hoffte, dem Kaiser dabei von fern zu begegnen, zu rechter Zeit auf dem Platze.

Der Troß, der Philipp folgte, glich in der That einer Heerschar.

Sie hatte den kleinen, zierlich gebauten Infanten mit dem wohlgebildeten blonden Kopfe und dem hellen Spitzbarte, der sich so straff hielt und das Haupt so hoch trug, als achtete er keinen, den sein Blick streifte, für würdig einer so hohen Gnade, schon oft gesehen.

Wunderbar erschien es auch ihr, wie wohl es diesem

von Natur unscheinbaren Manne gelang, seinem kleinen Körper das Ansehen majestätischer Würde zu verleihen; doch wie so ganz anders mußte sein Vater in der Jugend ausgesehen haben! Etwas Herbes, Abstoßendes, Erkältendes lag in dem Blicke, den er, wenn er mit anderen sprach, zu Boden zu schlagen pflegte, und in der gesamten Erscheinung des Sohnes. Wie hell und frei konnte dagegen das Auge des Vaters, trotz all seiner Leiden, heute noch leuchten, wie leicht wurde es ihm jetzt noch, sich die Herzen zu gewinnen.

Wenn er doch käme!

Aber diesmal ließ er den Sohn unbegleitet.

Philipp saß zu Pferde. Eine prächtige leere Kutsche im Zuge sollte ihn indes aufnehmen, sobald er Brüssel hinter sich gelassen.

Es lag ihm daran, sich beim Abschied im Sattel ein ritterliches Ansehen zu geben, und ein feinerer, sorgfältiger gekleideter Kavalier ließ sich allerdings schwer denken. Wie angegossen saß ihm, was er trug, und war von makellos sauberer Feinheit. Königin Marie, die Frau Statthalterin, ritt ihm zur Seite, und die Brabanter Seigneurs, die Spitzen der Bürgerschaft Brüssels und sein spanischer Hofstaat bildeten das Gefolge. Die Häupter des niederländischen Adels waren Gestalten von anderer Größe und Schwere wie Philipp; an stolzer Majestät konnte er sich aber mit jedem messen. Kein Glied, keine Miene an ihm entbehrte auch nur einen Augenblick der Aufsicht. In jedem Zoll wollte er gerade diesen Herren gegenüber seine überlegene Macht und Größe zur Schau tragen und besonders an ritterlicher Haltung nicht hinter ihnen zurückstehen.

Dies gelang ihm auch bis zu einem gewissen Grade; nur seine Tante, die Königin Marie, schien es nicht zugeben zu wollen; denn gerade wenn er seine selbstbewußte Würde aufs deutlichste kundgab, umspielte den Mund der freimütigen fürstlichen Jägerin ein nichts weniger als ehrerbietiges Lächeln.

Barbara hatte sich bald satt gesehen an der Pracht der Kleider und Rosse dieser Großen. Da Karl sich nicht zeigte, zog in dem unabsehbaren Reisezuge nur noch der Geiger, den sie bald auf seinem schlichten Rößlein entdeckte, ihre Aufmerksamkeit an sich; er aber achtete nicht ihres lebhaften Winkens; denn er sprach eifrig mit dem Insassen der großen, von zwei Maultieren getragenen Sänfte, die neben ihm hinzog.

Da versuchte Barbara, sich zu ihm durchzudrängen, und als es ihr gelungen war, glühten ihr plötzlich die Wangen heiß auf, und ein jäher Schreck hemmte ihr den Fuß; denn aus dem großen Fenster der Sänfte schaute ein wunderbar schönes blondes Lockenköpfchen hervor, und zwei kleine Arme streckten sich dem Geiger entgegen.

Wie das Auge dieses Kindes so glückselig leuchtete, wie sein ganzes kleines Wesen von Lust und Leben zu strahlen schien, während es dem Reiter zur Seite der Straße zuschaute, der mit seinem widerspenstigen Hengste einen harten Strauß bestand.

Niemand kannte diesen Knaben besser als sie; denn er war ihr Sohn, war das Kaiserkind, das sie geboren. Dabei kamen ihr auch ihre anderen beiden Jungen in den Sinn, und ihr Gesicht gewann wiederum einen mitleidigen Ausdruck. Nicht sie, dieser kleine Prinz aus der Märchenwelt war ihr erstes, ihr liebstes, ihr wahres Kind.

Wohin aber führte man ihren Johannes?

Was hatte Massi mit ihm zu schaffen?

Was sollte der Knabe im Gefolge Philipps?

Da gab es nur eine Erklärung.

Nach Spanien wurde ihr Kind geführt.

Hatte der Vater vernommen, daß sie seinen Aufenthalt erkundet, und wollte es ihr, der Mutter, die er haßte, entziehen?

Sollte es nur dorthin, um dort als Kastilier aufzuwachsen?

Wollte Karl ihn da zu der Größe und dem Glanze heranziehen, dem zu liebe sie ihn preisgegeben hatte?

Aber was man auch für Johannes im Sinne trug, ihr wurde er unerreichbar, sobald das Schiff, dem man ihn entgegentrug, den Anker gelichtet.

Aber sie wollte, sie konnte seines Anblicks nicht entbehren! Das Tageslicht würde sich für sie verfinstern, wenn sie nicht mehr hoffen durfte, ihm wenigstens dann und wann in das blaue Auge zu schauen und den Klang seiner hellen Kinderstimme zu hören!

„Auch das, auch das," zischte sie wie außer sich vor sich hin, und da Trabanten sie aus dem Zuge drängten, schritt sie, als zöge eine magnetische Kraft sie ihm nach, durch den Staub und die Hitze weiter und weiter.

Ohne sich zu vergegenwärtigen, zu welchem Zwecke sie es that, bewegte sie die Füße, während ihr Blick auf der Sänfte ruhte und sie jetzt den Anblick einer goldenen Locke, jetzt den eines Kinderhändchens, und nun gar den seines ganzen wunderschönen Blondkopfes erhaschte.

Erst als der Zug stillstand und die Seigneurs, die Damen und Herren, die Philipp das Geleit gaben, die

Rosse wandten und sich von ihm trennten, besann sie sich auf sich selbst. Diesen Reitern, Kutschen, Wagen, Sänften und Fußgängern, wie sie da ging und stand, nachzuwandern, wäre Wahnsinn gewesen. Sie gehörte nach Hause zu ihrem Manne und den Kindern. Zehnmal wiederholte sie es sich und schickte sich zur Umkehr an; doch der Drang, der sie zu dem Kinde hinzog, war stärker als die mahnende Stimme der Vernunft.

Jedenfalls mußte sie Massi sprechen und erfahren, wohin er den Knaben führe. Noch hatte er sie nicht bemerkt; jetzt aber, da der Zug hielt, drängte sie sich zu ihm heran.

Erstaunt erwiderte er ihren Gruß und that ihr den Willen, als sie ihn ersuchte, ihr auf wenige Worte Gehör zu schenken.

Befremdet schwang er sich aus dem Sattel, warf dem Knechte die Zügel zu und folgte ihr unter einen Ebereschenbaum am Saume der Straße. Sie hatte die Zeit während seines Absteigens benützt, um ihr Kind noch einmal ins Auge zu fassen und sich sein Bild in die Seele zu prägen. Anrufen durfte sie es nicht; denn sie hatte geschworen, das Geheimnis zu wahren, und der Knabe, dem ihre dringliche Weise so oft widerstand, hätte sich vielleicht von ihr abgewandt, wenn sie ihm ganz nahe getreten wäre und den Versuch gewagt hätte, ihn durch das Fenster zu küssen.

Diese Enthaltsamkeit kam sie so hart an, daß ihr die Augen voll Thränen standen, als Massi ihr entgegentrat, um sie nach ihrem Begehren zu fragen. — Doch sie ließ ihm nicht Zeit, auch nur das erste Wort an sie zu richten, und versuchte in fliegender Hast von ihm zu erfragen,

wer der Knabe in der Sänfte sei und wohin er ihn führe.

Doch der sonst so gefällige Freund weigerte sich kurz und entschieden, ihr Auskunft zu erteilen.

Da faßte sie einen schnellen Entschluß und bat ihn flehentlich, sie, wenn es anginge, mit in seine Heimat zu nehmen. Der Aufenthalt im eigenen Hause sei ihr unerträglich geworden. Wenn etwa noch eine Wärterin für dies Kind, gleichviel, wem es gehöre, nötig sei, möge er sie dazu bestellen. Tag und Nacht, treuer als die eigene Mutter, würde sie sich dem Kinde widmen und keinen Lohn dafür begehren, nur wolle und müsse sie nach Spanien.

Erschreckt, ja bis ins Innerste erschüttert, war Massi ihrer schnellen Rede gefolgt. Die Glut, die ihm aus ihren blauen Augen entgegenstrahlte, die Angst, die aus ihren zuckenden Zügen sprach, brachte ihn auf den Gedanken, sie sei um den Verstand gekommen, und mit teilnahmsvoller Güte unterbrach er sie, um sie an seinen Freund, ihren Gatten, und an ihr prächtiges Kinderpaar daheim zu erinnern.

Als sie aber darauf bestand, nach Spanien zu müssen, kam ihm in den Sinn, daß sie einst mit seinem Freunde Wolff Hartschwert in Liebe verbunden gewesen, und bestürzt fragte er sie, ob es der Kavalier sei, der sie dahin ziehe.

„Wenn Ihr so wollt, ja," rief sie. „Nur nach Spanien muß ich, nach Spanien."

Da bemächtigte sich seiner von neuem die Ueberzeugung, er habe es mit einer Irrsinnigen zu thun, und da der Zug sich wieder bewegte, reichte er ihr nur noch

die Hand, bat sie dringend, sich auf sich selbst zu besinnen, den Mann und die Kinder zu grüßen, und schwang sich dann in den Sattel.

Wie versteinert blieb sie am Rande der Straße stehen und schaute den Reisenden nach, bis der Staub, den sie aufwirbelten, sie ihren Blicken entzog. Dann schüttelte sie leise das Haupt und kehrte langsam nach Brüssel zurück. Um Mittag wollte Pyramus zurück sein. Mochte die Lamperi und die Magd für das Mahl und das übrige sorgen! Die Mittagsstunde war längst vorüber, und bevor sie nach Hause kam, würde noch lange Zeit vergehen; denn sie mußte, ja mußte zum Schloßpark hinauf und zu den Dubois', um zu erkunden, wo ihre Seele später ihr Kind zu suchen habe.

Die Füße trugen sie kaum mehr, als sie in das Gartenhaus eintrat.

Erschreckt über ihr Erscheinen nötigte Frau Traut die völlig Erschöpfte, sich niederzulassen. Wie vernachlässigt, ja verwildert die sonst so wohlgekleidete Barbara aussah! Aber auch sie bot heute nicht den zierlichen Anblick, der ihr sonst eigen, und Augen und Gesicht waren ihr vom Weinen gerötet. Barbara bemerkte es sogleich, und es bestätigte ihre Vermutung. Auch dies Weib klagte dem Kinde nach, das der Grausame ihm entriß.

„Auf dem Wege nach Spanien ist er!" rief sie der andern zu. „Hier gibt es nichts zu verbergen."

Da schrak Frau Traut zusammen und verbot Barbara heftig, auch nur noch ein Wort von dem Knaben zu reden, wenn sie nicht wolle, daß sie ihr die Thür weise und sie ihr für immer verschließe.

Das aber war der stolzen Mutter des Kaisersohnes

zu viel. Die furchtbare Erregung ihrer Seele brach sich Bahn, und in wilder Empörung schwur sie der entsetzten Frau, sich auch mit der Sünde des Meineides zu belasten und das Schweigen zu brechen, zu dem sie sich verpflichtet, wenn sie ihr nicht bekenne, wohin Massi ihren Knaben führe. Weder wolle sie ihn aufsuchen, noch gar an sich zu bringen trachten; wenn sie sich aber nicht vorzustellen vermöge, wo und bei welchen Menschen er weile, ginge sie vor Sehnsucht zu Grunde. Stillschweigend hätte sie sich mißhandeln und mit Füßen treten lassen, die letzte Spur ihres Mutterrechtes lasse sie sich aber nicht rauben.

Hier betrat Meister Adrian selbst das Zimmer; Barbara aber ließ sich durch sein Erscheinen keineswegs zur Mäßigung bestimmen und rief ihm neu aufbrausend ins Antlitz, auch er möge wählen, ob er ihr, der Mutter, vertrauen wolle, wohin sein Gebieter das Kind schaffe, oder erleben, daß sie von hier aus auf den Markt eile und in die Leute hineinrufe, was sie dem Knaben zu liebe geheim zu halten versprochen.

Und der Kammerdiener sah ihr an, daß sie Wort halten würde, und um größeres Unheil zu verhüten, eröffnete er ihr, daß der Geiger Massi beauftragt sei, ihren Sohn nach Spanien zu führen, um ihn in dem Heimatsorte seiner Frau aufzuerziehen, bis Seine Majestät anders über ihn verfüge.

Diese Nachricht bewirkte eine große Veränderung in dem Wesen der geängstigten Mutter. Mit liebenswürdig reuiger Höflichkeit dankte sie dem Duboisschen Paare, und als Frau Traut sah, daß sie die Hand rührte, um das Haar und die Kleidung wieder zu ordnen, half sie ihr,

und dabei bekannte eine der andern, was sie an diesem Kinde verloren.

Die Nachgiebigkeit Adrians hatte Barbara wohlgethan. In jahrelangem Verkehr mit Massi war ihr dazu mancherlei über seinen Wohnort, ja über jedes Mitglied seines Hauses zu Ohren gekommen, und sie konnte sich darum jetzt ein Bild seines künftigen Lebens gestalten.

So war es denn stiller in ihr geworden, ganz ruhig aber mit nichten.

Ihr Gatte, der schon von der Reise heimgekehrt sein mußte und sie nicht daheim gefunden hatte, würde sie kaum freundlich empfangen, doch darnach fragte sie wenig; wenn er nur nicht besorgt um sie gewesen war und sie, froh, sie wieder zu haben, zärtlich in die Arme schloß. Das wäre ihr gerade heute unerträglich erschienen. Das liebste wäre ihr gewesen, hätte Massi sie wirklich als Wärterin ihres Kindes mit nach Leganes, seinen Wohnort, genommen. Dadurch wäre sie dahin gelangt, wohin sie zu gehören meinte, an die Seite des Kindes, in dem sie alles erblickte, was ihr das Leben noch lebenswert machte.

Trotzdem dachte sie auch auf dem Heimwege mit mütterlicher Besorgnis ihrer beiden Jungen daheim; doch je mehr sie sich dem unansehnlichen Stadtviertel näherte, in dem sie wohnte, desto lebhafter machte sich wieder die Ueberzeugung in ihr fühlbar, daß sie nicht dahin gehöre, sondern in den Teil Brüssels, von dem sie herkam.

Ihr eigenes Heim war weit reicher und hübscher ausgestattet als ihr altes in der Roten Hahnengasse; es genügte ihren Ansprüchen aber doch nicht, und sie fühlte sich nicht heimisch darin. Heute überkam sie sogar ein leises Grauen, da sie seiner gedachte.

Das beste wäre vielleicht gewesen, sie hätte diesem Elend ein Ende gemacht und sich, statt heimzukehren, auf die Wallfahrt nach Compostella in Spanien begeben und dabei auch ihren Johannes in Leganes wiederzufinden gesucht.

Während sie sich aber diesen Gedanken noch hingab, empfand sie, wie sündhaft sie waren. Sah denn ihr Häuschen nicht ansehnlich und schmuck aus? Das hübscheste und sauberste war es ringsum, — und als sie ihm näher kam, erwachte auch die Freude auf das Wiedersehen mit den Kindern. Ein übler Empfang von seiten des Gatten wäre ihr doch peinlich gewesen.

Es wurde ihr indes von seiner Seite überhaupt keine Begrüßung zu teil; denn Pyramus war unterwegs aufgehalten worden.

Das empfand sie als freundliche Fügung. Etwas anderes aber verdarb ihr die Heimkehr; denn Konrad, ihr ältester Junge, der zweijährige Konrad, der schon herumspazierte und ganz niedlich zu plappern begann und die Zärtlichkeit seines vollen, kleinen Herzens mit so einschmeichelnder Innigkeit zu zeigen verstand, kam ihr weinend entgegen und schmiegte, als sie ihn aufnahm, das glühend heiße Köpfchen an ihre Wange.

Stirn und Hals schmerzten den Kleinen.

Da war eine Krankheit im Anzug.

Das Kind verlangte auch selbst nach dem Bettchen, der Arzt wurde gerufen, und am nächsten Morgen kam das Scharlachfieber zum Ausbruch.

Als der Vater zurückkehrte, war auch der Jüngste von dem nämlichen tückischen Leiden ergriffen, und nun kam eine Zeit für Barbara, in der sie während mancher angstvollen Nachtstunde vergaß, daß sie im fernen Spanien

noch ein anderes Kind besaß, um dessentwillen sie bereit gewesen war, diese beiden liebenswerten Geschöpfe, die ihrer so nötig bedurften, der Mutter zu berauben.

Wie die schwerste aller Sünden belastete dies Vorhaben ihr das Gewissen, während sie gegen den Tod ankämpfte, der die Hand schon nach dem ältesten Knaben auszustrecken schien.

Als eines Abends der Arzt die Befürchtung aussprach, das Kind würde die kommende Nacht nicht überleben, betete sie mit heißer Inbrunst für seine Erhaltung, und dabei war es ihr, als riefe eine innere Stimme ihr zu: „Gelobe der gnadenreichen Jungfrau, den Kaisersohn in deinem Herzen nicht höher zu stellen als die Kinder des Mannes, mit dem ein heiliges Sakrament dich verbindet! Damit machst du dich erst wert des teuren, gefährdeten Lebens dort in dem Bettchen."

Dreimal, viermal und öfter erhob sie nun wirklich die Hände zu diesem Gelübde, doch bevor sie es leistete, sagte sie sich, es ganz zu erfüllen, würde ihr doch nie und nimmer gelingen, und sie leistete es nicht, um sich vor einer neuen Sünde zu bewahren.

Mit welcher Angst schaute sie aber von nun an, so oft die mahnende Stimme sich wieder in ihr erhob, dem fiebernden Knaben in das glühende Antlitz.

Um Mitternacht schien es ihr, als gewännen die Augen des kleinen Kranken einen gläsernen Glanz, und als er sie dennoch mit einem hilfeflehenden Schmerzensblick zu ihr aufhob, da schmolz ihr das Herz, und in einem heißen, stillen Gebete rief sie der Königin des Himmels zu: „Laß mir dies Kind, mach es gesund, und ich will des Kaisersohnes nicht öfter und, wenn es mir gelingt,

auch nicht mit wärmerer Liebe gedenken als dieses teuren Wesens und seines Brüderchens in der Wiege."

Kaum aber waren ihr diese Worte auf den Lippen erstorben, als sie von neuem empfand, daß sie mehr versprochen hatte, als zu halten in ihrer Macht stand. Dennoch leistete sie noch mehrmals das Gelübde.

Der Gatte stand ihr während der ganzen schrecklichen Nacht, jedem ihrer Winke gehorsam, geschickt und eifrig mit mancherlei Handreichungen zur Seite, und als am Morgen der Arzt erschien, war sie fest überzeugt, ihr Gelübde hätte den kleinen Kranken am Leben erhalten; denn die Krisis war überstanden.

Wenn von nun an die Sehnsucht nach dem fernen Johannes sie besonders mächtig ergriff, gedachte sie jener Nacht und überschüttete das Knabenpärchen in ihrer Nähe mit äußeren Zeichen der zärtlichsten Liebe.

An jenem Morgen der beginnenden Genesung hatte der dankbare Kuß des Gatten ihr wohlgethan.

In der nächsten Zeit gelang es Pyramus zwar so wenig wie früher, das kühle Herz seines Weibes zu erwärmen, Barbara aber unterließ manches, was sein Glück vorher getrübt hatte.

Kaiser Karl war wieder ins Ausland gegangen, und Feste und Schaustellungen zogen sie schon darum nicht mehr an. Nur sehr selten stattete sie noch Frau Dubois einen Besuch ab, vor allem aber sprach sie mit ihren Knaben und von ihnen wie jede andere Mutter.

Dann wollte es Pyramus auch scheinen, als sei ihre alte Neigung für Kaiser Karl völlig erloschen; denn als er ihr im November des nächsten Jahres bis ins Innerste erschüttert die Nachricht brachte, der Kaiser sei zu Innsbruck

von dem Herzog Moritz von Sachsen, der ihm den Kurhut verdankte, überrascht und beinahe gefangen genommen worden und nur durch eilige Flucht nach Kärnthen diesem Unglück entronnen, bemerkte er nur ein Lächeln, das er nicht zu deuten wußte, an ihren Lippen.

So wenig sie aber über dies Ereignis sprach, so vielfach war sie innerlich mit ihm beschäftigt.

Zunächst rief es ihr den Gagliardentanz unter den Linden zu Prebrunn ins Gedächtnis zurück.

War es nicht, als wäre ihr feuriger fürstlicher Tänzer von damals zu ihrem Rächer geworden?

Dennoch that es ihr weh, daß der Mann, dessen Größe und Macht zu bewundern ihr Bedürfnis geworden, eine so schwere Demütigung erlitten, und wie damals, beim Maifest unter den Regensburger Linden, gehörte die Teilnahme ihres Herzens demjenigen, dem sie scheinbar den verräterischen Sachsenherzog vorgezogen hatte.

Der Vertrag von Passau, der seiner Flucht bald folgte, sollte dem Kaiser kaum weniger schwer Erträgliches auferlegen; denn er nötigte ihn, den Evangelischen in Deutschland die freie Uebung ihrer Religion zu gestatten und seine Gefangenen, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen, der Haft zu entlassen.

Was auch immer den Herrscher betraf, brachte sie mit der eigenen Person in Verbindung. Wie für sie, seit sie die Stimme verloren, war nun auch für Karl sein Wahlspruch unerfüllbar geworden. Ihr blutete das Herz ungesehen, und sein Unglück schlug ihm neue Wunden. Wie er, nach dem die ganze Welt ausschaute, und dessen empfindliche Seele den kleinsten Verstoß gegen seinen

Willen und gegen seine Neigung so schwer ertrug, den Zusammenbruch der ernstesten, ja der heiligsten Bestrebungen eines ganzen Lebens verwinden würde, war ihr unfaßlich. Die Einheit des Glaubens wieder herzustellen, hatte ihm nicht minder warm am Herzen gelegen wie ihr die Pflege des Gesanges, — und die Vereinbarungen von Passau sprachen den Millionen der deutschen Evangelischen das Recht zu, sich von der heiligen Kirche getrennt zu halten. Das mußte ihm das ohnehin leidvolle Dasein vollends verderben, umdüstern, vergiften. Was er ihr auch angethan, o wie gern hätte sie jetzt, wäre sie nicht für die Kunst verloren gewesen, ihre erhebende, tröstende Kraft an ihm bewährt.

Von ihrem alten Seelsorger, dem Gatten und anderen erfuhr sie, daß er auch so viel wie nichts mehr mit den politischen Angelegenheiten der deutschen Nation, die ihm einst so nahe am Herzen gelegen, zu thun habe; und empört bis ins Innerste hörte sie die Landsleute, die ihr Mann in das Haus führte, versichern, daß man in ihrem deutschen Vaterlande Karl jetzt so bitter hasse, wie man ihn früher geliebt oder doch hoch gehalten hatte.

Die Kaiserkrone fiel seinem Bruder zu; der Sohn Ferdinands, Maximilian, nunmehr der Eidam Karls, war dem Vater in dieser Würde nachzufolgen bestimmt, während der Infant Philipp sich später mit der Herrschaft über Spanien, die Niederlande, die italienischen Besitzungen Karls und die neue Welt begnügen sollte.

Jahrelang hatte sie ihn zu hassen gemeint, jetzt aber, wo ihm die bitterste Mißgunst nichts Grausameres hätte anwünschen können, machte sie mit der ganzen Innigkeit ihres leidenschaftlichen Herzens seinen Schmerz sich zu

eigen, und es erfüllte sie mit Scham und Groll gegen sich selbst, daß es auch sie mehr als einmal verlangt hatte, den eigenen Sturz an ihm vergolten zu sehen.

Mächtiger, als sie es noch vor kurzem für möglich gehalten, zog es ihre Seele wieder zu dem schwer Heimgesuchten hin, und wehen Herzens sah sie ihm bei seiner Heimkehr nach Brüssel in das aschgraue, von tiefen Leidensfalten zerrissene Duldergesicht.

Jetzt glich er in der That völlig einem gebrochenen Greise.

Nur selten kam sie unter das Volk; bisweilen ging sie aber doch mit dem Manne und einigen Bekannten vor das Thor oder hörte die wenigen Vertrauten, die sie gewonnen, die Nachbarn und Verkäufer, die in ihr Haus kamen, erzählen, mit wie grausamer Strenge gegen die Ketzer vorgegangen werde.

Wenn der Herrscher, hieß es vielfach, nicht mehr jener Karl sei, dem die Provinzen auch Großes verdankten, und der sich vieler Herzen gewonnen, sondern sein spanischer Sohn Philipp, dann würden die Ketten gesprengt, und diesem schnöden Blutvergießen würde ein Ende gemacht werden; doch ihr Gatte erklärte dergleichen Voraussagungen für eitel Prahlerei, und sie glaubte es ihm gern, weil sie wünschte, daß er recht behalten möge.

In den Augen des Musterungskommissärs waren sämtliche Ketzer des Todes schuldig, und er stimmte Barbara darin bei, daß die Weisheit Kaiser Karls in allen Stücken das Rechte treffe. Sein Sohn Philipp war dem Vater gehorsam und würde sicher fortfahren, in seinem Sinne das Scepter zu führen.

Der Hauch der Freiheit, der sich leise in den Pro-

vinzen, die er so häufig durchreiste, zu regen begann, konnte Pyramus nicht entgehen, doch sah er in ihm nur meuterische Bestrebungen ruchloser Rebellen und strafwürdiger Verführter. In wie stiller Zurückgezogenheit Barbara auch lebte, ließ sie sich doch leicht von dem Gatten für seine Auffassung dieser edlen Bewegung gewinnen; richtete sie sich doch gegen den unglücklichen Mann, den sie gern von jeder neuen Sorge verschont gesehen hätte und der tausendmal bewiesen, wie weit er die Niederlande jedem andern seiner vielen Reiche vorzog.

Bis dahin hatte sie sich übrigens nur wenig um politische Angelegenheiten bekümmert, und ihre Teilnahme an ihnen erlosch einstweilen völlig, als ein Besuch bei ihr vorsprach, der sie wie alles andere tief in den Schatten drängte.

Dreizehntes Kapitel.

Wolff Hartschwert war nach Brüssel gekommen und suchte Barbara auf.

Ihr Gatte ging in den Rheinlanden seinem Berufe nach, als sie ihn empfing.

Wäre Pyramus anwesend gewesen, hätte er den Kavalier vielleicht für einen weniger gefährlichen Nebenbuhler angesehen als vor sieben Jahren; denn mit seinem Aeußeren war eine starke Veränderung vorgegangen. Das Knabenhafte, das ihm damals noch angehaftet hatte, war verschwunden, und im steten Verkehr mit dem kastilischen Adel hatte er eine mannhaft selbstbewußte Haltung gewonnen, die seinem Alter und seiner Geburt völlig entsprach.

Als er Barbara zum erstenmal gegenübersaß, konnte sie nicht von ihm fortschauen, und mit seinen beiden Händen in den ihren ließ sie ihn von seiner Reise nach Brüssel und seinen Bemühungen, sie in der großen Stadt aufzusuchen, erzählen. Dabei folgte sie dem Inhalte seiner Rede nur flüchtig; genügte es ihr doch schon, den Klang seiner Stimme auf sich wirken zu lassen und sich von seinen einfachen Zügen und von jeder seiner Bewegungen an etwas erinnern zu lassen, das ihr einmal lieb gewesen war.

Wie die lebende Verkörperung der schönen ersten Jugendzeit kam er ihr vor, und ihre ganze Seele war voll von Dank, daß er sie aufgesucht hatte, — und ihm erging es ähnlich, wenn die alte Leidenschaft sich auch längst in ein ganz anderes Gefühl verwandelt hatte. Immer noch fand er sie schön, doch daß sie ihre Hände so lang auf den seinen ruhen ließ, beunruhigte ihn jetzt so wenig, als wäre sie eine liebe, lang entbehrte Schwester.

Als man ihr mitteilte, wer im Wohnzimmer ihrer warte, und sie ihm mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, in einem hellen Morgengewande, das ihr gut stand, entgegengeeilt war, hatte das Herz ihm freilich schneller geschlagen, und es war ihm gewesen, als stünden der alten begrabenen Liebe unerwartete Ostern bevor; kaum aber hatte sie ihm seinen Namen und einige Begrüßungsworte mit der nicht mehr heiseren, doch immer noch schmelzlosen Stimme zugerufen, als die Flut der neu erwachten Gefühle schnell wieder ebbte.

Nur noch halb war sie „das Wawerl" von früher, das auch der Wohllaut der Stimme zur Königin seines Herzens gemacht. So hatte er denn die Ruhe bald wieder gefunden, die er in Spanien und auf der Reise hierher bei dem Wiedersehen mit ihr bewahren zu können erwartet. — Auch die letzte Spur einer tieferen Bewegung verlor sich, als sie ihm von dem Gatten, den Kindern und dem greisen Vater in Regensburg erzählte; denn die hastige, beinahe widerwillige Weise, mit der dies geschah, befremdete und mißfiel ihm. Allerdings konnte er nicht wissen, daß sie vom ersten Augenblick ihres Wiedersehens an nur der Wunsch beherrscht hatte, Näheres über den ihr geraubten Knaben zu erfahren. Alles andere war ihr

daneben unbedeutend erschienen. Und welchen Zwang mußte sie sich auferlegen, als er ihre behutsam einleitende Frage überhörte und von Villagarcia, von seiner unvergleichlichen Gebieterin Doña Magdalena de Ulloa und von seinen musikalischen Erfolgen erzählte. Erst als er berichtete, im Winter beschäftige er sich mit der Schulung des Knabenchors in Valladolid, kam sie ihrem Ziele näher, indem sie ihn nach dem Befinden des Geigers Massi befragte.

Ihm und den Seinen, lautete die Antwort, ergehe es vortrefflich. Die Ruhe in seinem Häuschen zu Leganes verjünge ihn förmlich.

Nun gedachte sie selbst des Knaben, den Massi im Gefolge des Infanten Don Philipp nach Spanien geführt habe.

Wie das auf Wolff wirkte!

Nicht nur überrascht, nein erschrocken fuhr er auf und verlangte dringend zu erfahren, wer ihr von diesem Kinde in Verbindung mit dem Geiger geredet.

Der Wahrheit gemäß berichtete sie nun, mit eigenen Augen hätte sie Massi mit dem Kleinen im Gefolge des Infanten gesehen. Einen so schönen Knaben vergesse man nicht leicht. Etwas Näheres über sein Ergehen zu erfahren, würde sie freuen.

Wolff schien indes nur ungern von diesem Kinde zu reden. Zwar, warf er schnell hin, suche er es bisweilen im Auftrage seiner gnädigen Herrin auf, doch über seine wahre Herkunft sei er so wenig wie sie und seine Gebieterin unterrichtet. Doña Magdalena halte den Knaben für ein Kind ihres Gatten, und in ihrem Edelmute nehme sie sich deswegen, wenn auch nur aus der Ferne und durch

seine Vermittelung, des verlassenen Kindes doppelt gütig an; was ihn selbst angehe, könnte er den blondhaarigen, weiß und roten Geronimo nie und nimmer für einen Sohn des gebräunten, schwarzäugigen Don Luis halten. Freilich gestatte ihm die steinerne Ruhe, die der Haushofmeister gegenüber seinen Fragen wegen des Kindes bewahre, weder seine Gemahlin zu beruhigen, noch ihr die Bestätigung ihrer Befürchtung zu bringen. Das Kind eines großen Herrn müsse Geronimo jedenfalls sein. Mit voller Sicherheit gehe das aus der Haltung, dem Gliederbau, dem freien gebieterischen Wesen, ja aus jeder Bewegung dieses ungewöhnlichen Kindes hervor.

Bei dieser Versicherung erglühte Barbaras Seele in stolzer Mutterfreude. Heller glänzte das blaue Auge ihr auf, und der sonnig glückselige Blick, mit dem sie Wolff für seine Mitteilung dankte, übte auf ihn eine unerwartete Wirkung; denn als lüfte sich vor ihm der Vorhang, der eine seltene Wundererscheinung verbarg, trat er von ihr zurück und schaute ihr tief atmend in das froh erregte schöne Antlitz.

Der lichte Widerschein der stolzen, hohen und reinen Wonne, der ihm aus ihrem Auge entgegenstrahlte, schien ihm derselbe, mit dem der Knabe Geronimo vor wenigen Wochen auf ihn zugeeilt war, um ihm seine Jagdbeute, einen Iltis und etliche Vögel zu zeigen, die er mit seiner hübschen kleinen Armbrust, ein Geschenk Doña Magdalenas, erlegt. Und das blondgewellte Haar Barbaras, und das Grübchen in der Wange! Geronimo mußte ihr Kind sein; diese wunderbare Aehnlichkeit konnte nicht trügen.

„Barbara,“ rief er ihr mit der Hand auf der Stirn

in tiefer Bewegung entgegen. „Geronimo ist — gnadenreiche Jungfrau! — der schöne, stolze, verlassene Knabe, er wäre . . .“

Hier aber schloß ein gebieterischer Wink der jungen Frau ihm die Lippen; denn eben hatte Frau Lamperi ihre beiden Jungen, schön geputzt wie immer, wenn ein ansehnlicher Besuch bei der Herrin vorsprach, in das Zimmer geführt. Der Ausdruck sonniger Glückseligkeit, der sie eben noch verklärt, war beim Anblick der Kleinen von ihren Zügen geschwunden, und in befehlshaberischem Tone gebot sie, die Kinder wieder fortzuführen.

So streng und abweisend schaute sie dabei drein, daß der treuen Hausgenossin der Mut versagte, sich dem Kavalier, den sie aus der Zeit kannte, in der auch sie der Frau Statthalterin gedient, zu erkennen zu geben.

Erst als die Thür sich hinter den Abgewiesenen schloß, wandte Barbara sich dem Freunde wieder zu und fragte ihn leise: „Und sähest Du nun recht, und dieser ‚Geronimo‘ wäre wirklich mein Kind?“

„Dann, dann,“ stammelte Wolff wie verwirrt, „dann wäre Don Luis — aber es kann ja nicht sein! — dann wäre Quijada dennoch . . .“

Hier brachte ihn ein leises Auflachen Barbaras zum Schweigen, und mit weit geöffneten Augen erfuhr er, wer die Eltern des Knaben Geronimo waren.

Atemlos lauschte Wolff dann der Erzählung der jungen Frau, wie man ihr das Kind geraubt, und wie sie, trotz der eigenen Knaben und trotz des Gelübdes, das sie den Dubois’ geleistet, dem Kaisersohne nicht nachzustellen, dennoch in ihm und durch ihn lebe.

„Kaiser Karl!“ rief Wolff, als begriffe er erst jetzt,

was er so leicht hätte erraten können, wenn der blonde Knabe nicht in so höchst bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen wäre.

Die Ueberzeugung, Geronimo verdanke Quijada das Leben, war von Massi selbst in ihm erweckt worden.

Während der Heimgekehrte sich aber noch in diesem unerhörten neuen Vorstellungskreise zurecht zu finden bemühte, ergriff Barbara mit leidenschaftlichem Ungestüm seine Rechte und legte sie auf das Kruzifix, das an ihrem Rosenkranze hing. Dann gebot sie dem erstaunten Freunde einen Eid zu leisten, dies Geheimnis, das nicht nur das ihre sei, gegen wen auch immer zu bewahren.

Widerstandslos folgte er ihrem stürmischen Drängen, doch kaum hatte er die Schwurfinger gesenkt, als er mit dem Verlangen in sie drang, wenigstens Doña Magdalena den gestörten Seelenfrieden zurückgeben zu dürfen; Barbara aber schwenkte in lebhafter Abwehr die Hand und stieß hastig hervor: „Nein, nein und abermals nein! Don Luis war bei jedem Schlage, den Karl, den sein Herr nach meinem Glücke und nach meinem Frieden führte, das Werkzeug. Mag die, die ihm teuer ist und die es jetzt schon mit Geschenken auf die Liebe des Kindes absieht, das mir, und mir allein gehört, nun fühlen, wie weh einer Betrogenen das Herz thut.“

Da fuhr er tief verletzt auf und beklagte sich über die Härte und Ungerechtigkeit solcher Rache; sie aber bestand so trotzig auf ihrem Willen, daß er nicht weiter in sie drang und nach dem Hute griff, um sich zu entfernen.

Ein tiefer Groll hatte sich seiner bemächtigt.

In der Hand dieses irregeleiteten, durch das Unglück verbitterten Weibes lag es, einer Frau, die sie an

Seelenadel himmelhoch überragte, die größte Wohlthat zu erweisen, und sie versagte sie ihr mit grausamem Trotze.

Sein ganzes Herz war voll von Dank und Liebe für Doña Magdalena, die ihm durch immer gleiche Güte und ein wahrhaft erhebendes Beispiel die wunde Seele geheilt, und kein unlauterer Wunsch hatte diese große und tiefe Neigung getrübt. Widmete er ihr auch schon jahrelang, was an ihm war an Können und gutem Willen, fühlte er sich doch tief in ihrer Schuld, und nun sich die erste Gelegenheit bot, ihr eine große Wohlthat zu erweisen, wurde ihm die Möglichkeit von derjenigen entzogen, die schon das Glück seiner Jugend vernichtet.

So bitter war der Groll, der ihn erfüllte, daß er es am nächsten Tage nicht über sich gewann, sie aufzusuchen; sie aber erwartete ihn mit der schmerzlichen Besorgnis, dem besten, treuesten ihrer Freunde die Rückkehr verleidet zu haben. Dazu begann sie jetzt auch das Bewußtsein zu quälen, das Gelübde, mit dem sie der heiligen Jungfrau das Leben ihres fieberkranken Konrad abgerungen, gebrochen oder doch schlecht erfüllt zu haben. Warum hatte sie gestern ihren Knaben die Thür gewiesen, statt sie mit mütterlicher Freude ihrem Jugendgenossen zu zeigen? Doch auch weil ihr Herz voll gewesen war von dem Bilde des andern, dessen seltene Schönheit und vornehmes Wesen Wolff so begeistert geschildert. Freilich hätte ihr schlichtes junges Pärchen den Vergleich mit dem Kaisersohne nur schlecht bestanden, und doch waren auch diese beiden Knaben gut und wohlgestaltet und hingen mit kindlicher Zärtlichkeit an ihr. Warum konnte sie auch jetzt, wo der Himmel selbst sie zwang, sich zu bescheiden, nicht loskommen von dem verhängnisvollen kaiserlichen „Mehr —

weiter", das doch für ihn wie für sie die gebieterische und verheißende Kraft verloren?

Als sie sich am Abend nach Wolffs Besuch über die in ihren Bettchen schlummernden Kinder beugte, war es ihr, wie es der Wärterin sein mag, die von einem Leidenden kommt, der einer ansteckenden Krankheit verfiel und die nun fürchtet, sie könnte das Gebresten auch auf den neuen Pflegling übertragen. Wenn die gnadenreiche Fürbitterin nun ihren Wortbruch bestrafte, indem sie die Hand gegen die Kinder erhob, die dort schliefen? — Unwiderstehlich ergriff diese Befürchtung die schuldbewußte Mutter, und es setzte sie in Erstaunen, daß den kleinen Schläfern nicht jetzt schon die Wangen fieberheiß glühten.

Reuevoll warf sie sich vor dem Betstuhl auf die Kniee, und was sie als erstes Sühneopfer für das gebrochene Gelübde preiszugeben hatte, lag nahe. Sie mußte Wolff gestatten, seiner Herrin die getrübte Ruhe wieder zu geben. Leicht fiel ihr dies nicht; denn den Groll gegen den Gatten dieser Frau, durch den ihr allerdings schweres Herzeleid zugekommen war, hatte sie jahrelang genährt. Seine vielgepriesene Gemahlin selbst war ihr fremd, doch konnte sie ihrer nur mit stillem Widerwillen gedenken; schien es ihr doch, als müsse die Frau, die die Trennung von dem Geliebten so geduldig ertrug und sich doch alle Herzen gewann, wenn sie keine Heuchlerin war, mit kühlem Fischblut durchs Leben gehen.

Und dann!

Welches Anrecht hatte diese Dame an dem Knaben, den sie, Barbara, geboren, dessen Liebe ihr jetzt gehören müßte, hätte man ihn ihr nicht entrissen? Was man ihr, der Armen, versagte, dieser Bevorzugten sollte es entgegen-

blühen, und wenn sie dem herrlichen Kinde gab, wonach all ihre Pulse sich sehnten, und ihm seine Liebe mit Liebe vergalt, würde es jener als neuer Beweis edler Herzensgüte angerechnet werden. Dieser Frau etwas vorzuenthalten, was sie neu beglückt und sie einer Sorge entledigt hätte, wäre wohl geeignet gewesen, ihr eine gewisse Genugthuung zu gewähren. Die zu segnen, die uns fluchen und beleidigen, war gewiß das schwerste Gebot; aber sie gelobte dem Jungfrauenbilde über dem Betstuhl dennoch, es zu erfüllen, und ruhiger als vorher neigte sie sich über beide Knaben, um sie zu küssen.

Der nächste Tag schlich in peinigender Angst für sie hin; denn Wolff kam nicht wieder. Auch der folgende Morgen und Mittag verging, ohne ihn zu bringen. Erst als die Strahlen der sinkenden Sonne sich Bahn durch die Nelken und Rosenstöcke brachen, mit denen Pyramus ihr Fenster jahraus jahrein geschmückt hielt, weil sie Blumen liebte, und als das Abendgeläut zu ihr hineinklang, kehrte der Freund wieder.

Mit eigener Hand hatte sie diesmal die Jungen gekleidet, und als sie durch die Thür, die sie vom Hausflur trennte, hörte, wie sie Wolff mit unbefangener Fröhlichkeit begrüßten, ging ihr das Herz auf, und das schnelle Dankgebet, das sie sprach, mischte sich in die verhallenden Glockenklänge.

Mit Konrad an der Hand und mit dem dreijährigen Jüngsten auf dem Arme betrat er das Zimmer.

Das Kind der früheren Geliebten gewinnt sich leicht das Herz des Mannes, der sie aufgeben mußte, und man sah den Augen des Kavaliers an, daß er Wohlgefallen an dem unbefangenen Pärchen Barbaras ge=

funden, und sie dankte es ihm mit dem herzlichsten Empfange.

Erst nachdem er ihr manch freundliches Wort über die Büblein gesagt und in seiner kinderlieben Weise mit ihnen gescherzt, wurde er wieder ernster und gestand, daß er es doch nicht über sich gebracht, Barbara ohne Abschied zu verlassen. Es freue ihn, sie im Besitze solcher Schätze zu finden; seine Zeit sei indes gemessen, und mit diesem kurzen letzten Wiedersehen müsse er sich leider begnügen.

Damit schickte er sich an, sie zu verlassen, sie aber hielt ihn zurück und sagte leise: „Du kennst mich ja, Wolff, und weißt, daß nicht immer Stich hält, wozu das rasche Blut mich antreibt. An mir soll es nicht liegen, wenn Deiner Doña Magdalena die Ruhe der Seele länger getrübt bleibt, und so entbinde ich Dich denn ihr gegenüber von Deinem Eide."

Da tönte ihr zum erstenmal seit ihrem Wiederbegegnen das vertraute, heimische „Wawerl" entgegen, und feuchten Blickes schlug sie in die beiden Hände ein, die er ihr entgegenstreckte.

Die Zeit dränge, hatte er vorhin versichert; jetzt aber ließ er sich willig bestimmen, den Degen und Hut abzulegen, und als Frau Lamperi einen Imbiß brachte, erkannte er sie wieder und begrüßte sie mit einigen freundlichen Fragen.

Es war, als hätte Barbaras Sinnesänderung die Schranke umgestürzt, die ihre harte Weigerung zwischen ihnen erhoben. Gelassen, heiter, wie in früheren Tagen, saß er ihr gegenüber und hörte ihr zu, als sie seiner Aufforderung folgte und ihm mit manchem Ausweichen und

mancher Beschönigung von ihrer Ehe und den Kindern erzählte. Sie machte es kurz, um endlich Näheres über das Ergehen des fernen Sohnes zu erfahren.

Was Wolff von dem Aeußeren ihres Johannes, an dessen neuen Namen ‚Geronimo‘ sie sich allmälich gewöhnte, mitteilte, konnte sie aus der lebendigen Erinnerung an dies seltene Kind ergänzen. Gesund und stark war es geblieben, und der Geiger Massi, sein braves Weib und ihre Tochter liebten den Kleinen und sorgten für ihn wie für den eigenen Sohn und Bruder.

Einfach genug ging es allerdings bei dem Musiker her, doch es fehlte an nichts in dem bescheidenen Landhause mit dem bunten Blumengärtchen. Auch an Spielgefährten litt der Knabe keinen Mangel. Freilich waren es nur die Kinder der Ackerbürger und kleinen Leute von Leganes. Nur wenig feiner als sie gekleidet, teilte er ihre munteren, oft recht wilden Spiele. Das Geigerpaar wurde von Geronimo Vater und Mutter genannt.

Da verlangte Barbara eine nähere Beschreibung seines Anzugs, und als Wolff lachend bekannte, einer Kopfbedeckung bediene er sich nur beim Kirchgang, und an heißen Sommertagen sei er ihm auch barfuß begegnet, schlug sie erstaunt und enttäuscht die Hände zusammen. Erst als der Freund versicherte, mit den flatternden goldblonden Locken und mit den freien, vornehmen Bewegungen nehme er sich dennoch unter den dünnen, kurzgeschorenen spanischen Schwarzköpfen mit den blitzenden schwarzen Augen aus, wie ein weißer Schwan unter dunkelgefiederten Entlein, hob sie zufrieden das Haupt, erinnerte ihr eigener sonniger Blick den Freund wiederum an den Kaisersohn.

Die hohe Stirn, versicherte der Freund, habe er vom

Vater, lebhaften Geistes sei er gewiß, — doch was lasse sich bei einem noch kaum Siebenjährigen von dergleichen mit einiger Sicherheit voraussehen? Der Ortspfarrer Bautista Vela halte ihn zur Frömmigkeit an. Schon vor einem Jahre hätte der Sakristan Francisco Fernandez beginnen sollen, ihn im Lesen zu unterrichten; Geronimo aber sei ihm bis jetzt noch immer entronnen, und als er, Wolff, den braven Alten im Auftrage Doña Magdalenas gefragt, ob er es auf sich nehme, ihn außer im Lesen und Schreiben auch in den Anfangsgründen des Latein zu unterrichten, habe er bedenklich den Kopf geschüttelt.

Hier umflog ein Lächeln die Lippen des Erzählers, und als stiege eine heitere Erinnerung in ihm auf, fuhr er munter fort: „Es ist ein wunderlicher alter Herr, und als ich meine Frage wiederholte, sagte er mit dem Finger an der Nase: ‚Wer da denkt, ich könnte solch einen jungen Springinsfeld etwas anderes lehren als Stillsitzen, der irrt sich. Denn warum? ich weiß selbst nichts.‘ Dann besann sich der Alte und fügte hinzu: ‚Aber auch mit dem Stillsitzen will's mir bei diesem da nicht glücken, weil er so viel schneller ist als ich.‘“

„Und mit solchem Lehrmeister,“ frug Barbara unwillig, „begnügt sich Kaiser Karl für seinen Sohn?“

„Massi,“ versetzte Wolff, „hatte Don Luis den Sakristan als gelehrten Mann geschildert. Jetzt aber wurde Seine Majestät durch mich eines Besseren belehrt.“

„So sprachst Du den Kaiser?“ fiel ihm Barbara errötend ins Wort.

Da nickte der Freund ihr bejahend zu und sagte betrübt: „Das Herz thut mir noch weh, wenn ich dieses Wiedersehens gedenke. O Wawerl, was war dieser Mann, als

ich Thor ihn in Regensburg veranlaßte, Dich singen zu hören, und wie fand ich ihn gestern!"

„Erzähle," unterbrach sie ihn hier dringend mit bittend erhobenen Händen.

„Es läßt sich ja kaum beschreiben," versetzte er wie im Banne einer schmerzlichen Erinnerung. „Selbst in dem Armstuhl, in dem er saß, konnte er sich schwer aufrecht erhalten. Wie vertrocknet ist der untere Teil seines Gesichtes und der obere — auch die schöne hohe Stirn — von tiefen Falten zerfurcht. Bei jedem dritten Worte stockt ihm der Atem. Eins seiner Leiden, sagt Meister Mathys, sei genug, um einen andern zu Grunde zu richten, er aber habe deren mehr als Finger an der Hand. Dazu läßt er sich auch jetzt nicht raten und ißt und trinkt, was ihm mundet."

Da schüttelte Barbara unwillig den Kopf; er aber bemerkte es und sagte: „Er ist eben der Herr, und wer dürfte wagen, ihm vorzuenthalten, wonach ihm der Sinn steht? Aber wie sein Gesicht und sein Körper, so schrumpfen auch seine Wünsche zusammen."

„Der Mann des ‚Mehr — weiter,'" frug Barbara beklommen, „lernt auch er wirklich, sich bescheiden?"

Da stand Wolff auf und versetzte bestimmt: „Das nicht, das gewiß nicht! Die Augen leuchten ihm immer noch so hell aus dem verfallenen Antlitz, als hätte er der alten Devise mit nichten entsagt. Auf Ruhe, auf sie allein, versichert zwar Don Luis, sei seine Sehnsucht gerichtet, und Du wirst sehen, er weiß sie sich auch zu verschaffen; was er aber unter ihr versteht, schließt nur neue Kämpfe in sich und neues Ringen. Zum Größten unter den Lebenden hatte ihn sein ‚Plus ultra' gemacht, jetzt

verlangt es ihn unter den Kleinen der Kleinste zu werden, weil der Herr aus den Letzten die Ersten zu machen verheißt. Wie ein Freund wurde ich von der Frau Statthalterin empfangen. Das Wort des Heilands, vertraute sie mir: ‚Gehe hin, verkaufe alles und folge mir nach,‘ wiederhole er oft. Throne, Scepter und Purpur, Macht und Herrlichkeit von sich zu werfen, darnach steht ihm der Sinn, und auch Don Luis glaubt, er würde dies wie jedes andere Verlangen zu befriedigen wissen. Welch ein Entschluß! Aber es verbergen sich hinter ihm besondere Gedanken. Zur Ruhe bringen kann diesen rastlosen Geist nichts als der Tod, und findet er die Stille, nach der ihn verlangt, welche Aufgaben wird er sich stellen! Don Philipp verheißt als gehorsamer Sohn das Scepter im Sinne des Vaters, der es ihm überläßt, weiter zu führen.“

„Und dann?“ frug Barbara gespannt.

„Dann beginnt das Leben in der Nachfolge Christi, das ihm vorschwebt.“

„Hier im Brabanter Palast?“ fiel ihm Barbara ungläubig ins Wort. „Hier, wo seine Nachbarn, die glänzenden Seigneurs in geräuschvoller Herrlichkeit das Leben genießen, hier unter den Gesandten, den tausend Meldungen aus den Niederlanden, Italien und Spanien, hier, wo der Kampf gegen die ketzerischen und Freiheitsgelüste der Bürger nie zur Ruhe kommt, wie darf er hoffen, hier Frieden und Sammlung zu finden?“

„Es liegt ihm auch fern, dies zu hoffen,“ unterbrach sie Wolff eifrig. „Auf Wiedersehen in nicht zu ferner Zeit auf spanischem Boden!“ lauteten die Abschiedsworte meiner gnädigen Herrin. „Willst Du mir Verschwiegenheit geloben?“

Da reichte sie ihm mit einem vielsagenden Blicke die Hand; er aber fuhr leiser fort: „In Spanien glaubt er den Friedenswinkel zu finden, nach dem ihn verlangt. Dort will er sich der Gnade des Herrn empfehlen und sich für das wahre Leben vorbereiten, das der Tod für ihn ist. Da gedenkt er frei von zeittötenden Geschäften auszurasten und dem Geiste zu gewähren, wonach er sich schon lange sehnt, und was tausend Pflichten ihn zwangen, ihm vorzuenthalten. Nach Erkenntnis hofft er da in stiller Muße zu ringen und tief einzudringen in all das Neue, das in seiner Zeit entdeckt wurde, ersonnen, geschaffen, verfeinert, und wovon ihm viel zu wenig aus dem Grunde kennen zu lernen vergönnt war. Was die Theologen bewegt, begeistert, erzürnt und spaltet, will er dort tiefer zu erfassen versuchen. Die großen neuen Entdeckungen der Astronomen, die er sich schon mitten im Drange der Pflichten erklären ließ, wünscht er dort bis ins einzelne zu verfolgen. Was der Schiffahrt jetzt an neuen Erfindungen zu gute kommt, die fernen Länder, die sie dem Dunkel entzog, will sein wißbegieriger Geist kennen lernen. In die Vorschläge und Werke der Festungsbaumeister und Kartenzeichner hofft er einzudringen, und nicht am letzten lockt es ihn, sich mit den Erfindungen der Mechaniker gründlich vertraut zu machen, die ja schon so lange seine Teilnahme erwecken."

„Davon und von der Macht des Menschengeistes, der Sonne und Sternen jetzt die rechte Bahn weist, sprach er mir gern," unterbrach Barbara ihn mit zustimmendem Eifer. „Oft genug zeigte er mir das kunstreiche Rädergefüge seiner Nürnberger Uhren. Einmal — ich höre es noch — verglich er das allerfeinste mit dem tausend-

fach erhabeneren Werke Gottes, mit dem großen, nie ruhenden Gefüge des Weltalls, in dem es keine falsch gespannte Feder, keinen ungenau gefeilten Zahn an den Rädern gibt. O dieser herrliche Geist! Und was waren das für Stunden, wenn er mich Aermste würdigte, mich auf die ewigen Zeitmesser uns zu Häupten hinzuweisen, mir ihre Namen zu nennen und mich auf den Zusammenhang der Planeten mit dem Laufe der irdischen Dinge und mit dem des menschlichen Lebens zu weisen. O, wie das war, Wolff! Wie dabei auch meinem bescheidenen Geiste die Kraft wuchs! Und wenn ich ihm atemlos folgte und er sah, wie ich mit stummer Bewunderung mich vor seiner Größe beugte und er mich sein teures Kind, seinen aufmerksamen Schüler nannte und mir die Lippen auf die glühende Stirn preßte, kann ich das jemals vergessen?"

Dabei schluchzte sie laut auf und schlug, von der Ueberfülle des Wehs, das sie ergriff, überwältigt, die Hände vor das Antlitz.

Schweigend ließ Wolff sie gewähren. — Ein anderer hatte ihm die Geliebte entzogen, und der größte Schmerz seines Lebens war noch immer nicht völlig verwunden; in dieser Stunde fühlte er aber, daß das Recht ihm gebrach, Barbara zu zürnen; denn es war unter den Großen der Größte, hinter den er hatte zurücktreten müssen. Ihm unterlegen zu sein, brauchte er nicht als Schande zu empfinden.

„Wawerl!" rief er von neuem. „Trotz des wohligen Friedens, den ich fand, könnt' ich Dich dennoch beneiden; denn einmal wenigstens schien Dir die Sonne der Liebe mit vollem Glanz in die Seele. Bei Dir thut sich's kund, wie hell und lang sie nachleuchtet, wenn sie nur

echt war. Diese Leuchte, sie, mein' ich, kann nie verlöschen, wie trübes Dunkel auch den Lebensweg umnachtet."

„Ja wohl, Wolff," versetzte sie dumpf und schüttelte wehmütig das Haupt. „Die Nacht, von der Du sprachst, sie ist gekommen, und sie dauert und dauert mit immer gleichem Dunkel von Jahr zu Jahr, vielleicht bis ans Ende. Was Du die Leuchte nennst, es sind Erinnerungen an die Wonnen eines einzigen kurzen Maimonds. Ob sie die Kraft besitzen, mich glücklich zu machen? Nein, Freund, tausendmal nein. Sie schützen mich nur vor Verzweiflung. Doch trotz alledem," und hier leuchteten die Augen ihr in hellem Glanze auf, „doch trotz alledem tauschte ich mit keiner andern auf Erden; denn wie finstere Wolken auch die Sonne verbergen, wenn sie einmal in stillen Stunden hervorbricht, dann Wolff, wie licht es dann um mich her wird . . ."

Dabei fuhr sie mit der Hand über die Stirn und rief, wie von Scham über ihr offenes Bekenntnis ergriffen: „Aber lassen wir das! Nur das eine mußt Du noch wissen. Ganz verarmen werde ich nie. Dazu war zu reich und groß, was die Vergangenheit mir schenkte, dazu ist viel zu köstlich, was ich von der Zukunft erwarte. Im fernen Spanien wächst es heran, und wenn der Himmel das große Opfer annahm, das ich einst für den Knaben, den ihr Geronimo nennt, brachte, wenn ihm das zu teil wird, was ich damals und dann an jedem neuen Tage für ihn erflehte, dann, Wolff, will ich die Last meines Unglücks wie einen leichten Kranz von Rosenblüten tragen. Und weiter. Eher gewinnt Karl die Jugend zurück, als daß er meiner — gleichviel ob in Liebe oder Haß — jemals vergäße. Dafür bürgt mir

dies Kind. Eine Brücke ist es und bleibt es zwischen uns beiden. Auch er kann den Sohn nicht vergessen, und wenn er es thut ..."

„Nein, Barbara, nein," unterbrach er sie, mit fortgerissen von ihrer leidenschaftlichen Wärme. „Kaiser Karl denkt vielmehr fort und fort seines blondlockigen Knaben. Niemand sagte es mir; wenn er aber gerade in Spanien die Ruhe sucht, nach der ihn verlangt, so ist es — ich halt' es für gewiß — nicht am letzten die Erinnerung an Geronimo, die ihn dahin zurückzieht."

„Das glaubst Du?" fiel Barbara ihm mit fieberhafter Unruhe in die Rede.

„Ja," versetzte er bestimmt. „Heute morgen noch gebot er Don Luis, das Kind von Leganes fort nach Villagarcia zu nehmen und seiner Gemahlin die Erziehung Geronimos auzuvertrauen, damit er ihn so wiederfinde, wie er es erwarte und wünsche."

Hier schwieg der Freund, und Barbara fragte beklommen: „Und von der Mutter Geronimos, von mir, sprach er gar nicht?"

Da schüttelte Wolff mit stillem Bedauern das Haupt und bekannte dann zögernd: „Wohl wagte ich es, Deiner zu erwähnen, doch mit einem jener Blicke, denen niemand zu widerstreben vermag — Du wirst sie kennen — gebot er mir Schweigen."

Da flammten ihr vor Groll und Scham die Wangen auf, doch sagte sie nur mit einem bittern Lächeln: „Schmerz ist Schmerz, und dieser neue ändert nichts an dem alten. Er weiß am besten, daß ich mehr bin als die arme Offizierfrau aus dem Viertel Saint Géry; die anderen aber, denen ich eben nur dafür gelte, auf sie alle blick'

ich mit gerechtem Stolze nieder. Denn jetzt und immer, auch wenn ich längst nicht mehr bin, wird die Welt den Anspruch anerkennen müssen, der mich hoch über die Menge erhebt: Ich bin eines Kaisersohnes Mutter!“

Erhobenen Hauptes hatte sie diese Worte gerufen; Wolff aber schaute ihr mit staunender Bewunderung in das schöne, von stolzem Selbstgefühl strahlende Antlitz.

Mit diesem Bilde vor der Seele wollte er sie verlassen.

Darum reichte er ihr schnell die Hand zum Abschied und verließ sie, nachdem er ihrer Bitte zu willfahren verheißen, nie nach Brüssel zu kommen, ohne ihr durch seinen Besuch zu zeigen, daß er ihrer gedenke.

Vierzehntes Kapitel.

Pyramus Kögel nahm bei seiner Heimkehr nichts von der tiefen Wirkung wahr, die der Besuch Wolffs auf Barbara geübt. Sie erwähnte seiner auch nur flüchtig und erzählte leichthin, ihr Jugendgenosse habe sich an den Kindern erfreut.

Was ihr von den Weltläuften zu Ohren kam, erweckte zwar jetzt ihre Teilnahme, doch bemühte sie sich nicht, sie zu erkunden.

Als ihr Gatte im nächsten Jahre berichtete, der einzige Sohn des Kaisers schließe eine neue Ehe mit Maria Tudor von England, und Karl überlasse Philipp die Herrschaft über die Niederlande, Spanien, Neapel und Mailand, nahm sie es hin, als wäre sie schon davon unterrichtet.

Was sie durch die Nachbarn von der wachsenden Zahl der Hinrichtungen verstockter Ketzer erfuhr, hielt sie nach wie vor für weise Maßregeln einer frommen und gewissenhaften Regierung.

Den Kindern erwies sie sich als sorgsame Mutter. Zu dem Kammerdiener Dubois begab sie sich nur selten. Frau Traut konnte oder durfte ihr auch nichts von ihrem

Kinde berichten, als daß es ihm unter der mütterlichen Obhut Doña Magdalenas, der es jetzt anvertraut worden war, wohl ergehe.

Im nächsten Winter, in dem Karl das vierundfünfzigste Jahr erreichte, verschlimmerte sich sein Befinden in so verhängnisvoller Weise, daß die Aerzte an seiner Herstellung verzweifelten. Der Brabanter Palast war zu jener Zeit stets von Leuten aus allen Ständen belagert, die sich nach dem Ergehen des immer noch verehrten und von vielen geliebten Monarchen erkundigten, und beinahe täglich vergewisserte sich auch Barbara über sein Ergehen. Schwarz gekleidet und verschleiert wußte sie sich gewöhnlich Einlaß in den Palast zu verschaffen; denn unter den Bediensteten hatte sie noch manchen Bekannten.

Meister Adrian war für sie unerreichbar, weil der Herr ihn keine Stunde entbehren konnte, wohl aber sein Stellvertreter Ogier Bodart, der schon in Regensburg dem Kaiser gedient. Von ihm erfuhr sie, wie die Nacht für den Leidenden verlaufen, wie der Tag sich anlasse und welche Hoffnung oder Besorgnis erregenden Aussprüche der Arzt gethan habe. Er vertraute ihr auch, daß Seine Majestät sich mit dem letzten Willen, mit der Zahlung seiner Schulden, der Ordnung der Thronfolge sowie mit der Bestimmung seines Begräbnisplatzes beschäftige.

Das alles nahm Barbara so stark in Anspruch, und das lange Warten, um Bodarts habhaft zu werden, raubte ihr oft so viel Zeit, daß ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter darunter litten; der geduldige Gatte nahm es indes lange nachsichtig hin. Als er sich aber einmal ermannte und sie behutsam tadelte, gab sie gelassen zu, daß er im Recht sei, knüpfte aber daran die

Bemerkung, sie habe nie vor ihm verborgen, was sie mit Kaiser Karl verbunden, und nun der Tod die Hand nach ihm ausstrecke, müsse es ihr gestattet sein, sich Kenntnis über sein Ergehen zu verschaffen.

Da gebot der kraftvolle Mann seiner Unzufriedenheit Schweigen und gab ihr den Weg frei. Er war schon dankbar für die mütterliche Sorgfalt, die sie daheim den Kindern erwies.

Daß sie jetzt länger als sonst in der Sankt Gudulla-Kirche für den schwer gefährdeten hohen Kranken betete, der ihrem Herzen so nahe stand, billigte sein weiches Gemüt im stillen. Der Mann, den sie nicht vergessen konnte, war ja ein Sterbender und außerdem auch sein Dienstherr.

Der Frühling brachte endlich Besserung im Befinden des Monarchen und damit auch die Rückkehr Barbaras zu den Pflichten als Hausfrau.

Im Gartenhause der Dubois ging im Frühling nach der Genesung Karls eine große Veränderung vor sich; denn Meister Adrian war bei der aufreibenden Pflege des Kaisers schwer erkrankt und hatte trotz der Einwände und bitteren Klagen seines verehrten und geliebten Gebieters und trotz seines eigenen Wunsches, ihm weiter zu dienen, sich gezwungen gesehen, sein Amt niederzulegen, das seinem Gehilfen Bodart übertragen wurde.

An dem Krankenbette des früheren Kammerdieners traf Barbara eines Tages auch mit dem Leibarzte Mathys zusammen. Der wohlwollende Herr war ebenso erstaunt über ihr jugendliches Aussehen wie und über die Hartnäckigkeit ihres Leidens; doch sprach er ihr guten Mut ein; denn er habe von der Wirkung des alten Römerbades

Ems, das nicht allzu schwer zu erreichen sei, in der letzten Zeit wahre Wunder gesehen und riet ihr, es so bald wie möglich zu gebrauchen. Sie möge ihn von dem Erfolg unterrichten, wenn es ihm vergönnt sei, die Niederlande wiederzusehen.

Da verlangte Barbara zu wissen, ob er sich denn von dem Herrn zu trennen gedenke, den seine Kunst am Leben erhalten; er aber schüttelte lächelnd das schwere Haupt und versicherte, der Kaiser und er gehörten zusammen wie Leib und Seele; ob aber Seine Majestät noch lange in Brabant bleibe, sei eine offene Frage.

Nun erinnerte sich Barbara der Mitteilungen Wolffs, und als sich das Gerücht verbreitete, Kaiser Karl sei willens, von seinem Herrscheramte zurückzutreten und Scepter und Krone auf seinen Sohn Philipp zu übertragen, da wußte sie, daß Karl auch diesmal den Plan ausführen werde, den er nach jahrelangen Erwägungen zur Reife gebracht.

Durch den Freund kannte sie die Beweggründe, die ihn antrieben, der Macht und Größe zu entsagen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen; ihr aber schien es gewiß, daß es vor allem die Sehnsucht nach dem blonden Lockenkopfe sei, der sein Sohn war und der ihre, der ihn zu diesem großen, bewunderungswürdigen Schritte veranlaßte.

Nach und nach schrieb das Mutterherz ihrem Johannes allein das Verlangen des weltmüden Erdenpilgers zu, sich des Purpurs zu entkleiden und nach Spanien zurückzukehren.

Wenn Barbara in dieser Zeit den eigenen Herd nur selten verließ, hätte ihr Gatte oft gewünscht, sie möchte

zu dem Verhalten des vergangenen Winters zurückkehren; denn er nahm wahr, wie eine quälende Unruhe sie verzehrte.

Stundenlang konnte sie, in tiefes Sinnen und Träumen versunken, ins Blaue schauen oder Harfe und Laute spielen und dazu alte Lieder leise vor sich hinsummen. Wenn er sie dann liebreich und bescheiden, um sich keiner unwilligen Abweisung auszusetzen, frug, was ihr die Seele belaste, gab sie ausweichende Antworten oder erzählte ihm von dem Rate des Leibarztes und schilderte ihm, wie ganz anders sich das Leben für sie beide gestalten würde, wenn sie den verlorenen Schmelz der Stimme zurückgewänne. Er aber, der ihr, die er liebte, alles Gute und Beste gönnte, bot ihr freudig von seinem Ersparten das Nötige dar, um sie, womöglich sogleich, mit der Lamperi nach Ems zu schicken; sie aber erklärte es aus mancherlei Gründen für unmöglich, schon in diesem Sommer die vielverheißende Kur zu beginnen.

Zwar erfüllte sie der bloße Gedanke, es könnte ihr noch einmal beschieden sein, das Herz im Gesange zu erheben, mit so wonnesamer Hoffnung wie je, — es stand aber, wenn das immer bestimmter auftretende Gerücht nicht trog, die feierliche Abdankung des Kaisers schon für die nächste Zeit bevor, und diesem großen Ereignisse beizuwohnen, erschien ihr wie eine Pflicht des Herzens, wie eine Notwendigkeit, der sie nicht aus dem Wege gehen durfte.

In mancher stillen Stunde sagte sie sich, daß Karl, wenn er sich aller seiner Würden entkleidet hatte und ein Mensch geworden war wie die anderen, ihrem Knaben und durch ihn auch ihr wieder näher kommen würde. — Das Kind, das ihn mit nach Spanien zog, würde er

als einfacher Mann lieben können und dürfen wie jeder andere Vater. Wenn ihn bei seinem beschaulichen Leben fern vom Lärm der Welt das Ringen nach Erkenntnis dahin führte, in die Vergangenheit zurückzuschauen, und er dabei denjenigen Tagen wieder begegnete, denen er die höchste Glückseligkeit verdankte, mußte er sich dann nicht auch ihrer und ihres Gesanges erinnern?

Wie oft hatte sie gehört, Selbsterkenntnis sei für den Philosophen, und als solcher wollte Karl sich ja in die Einsamkeit zurückziehen, das höchste Ziel des Denkens, und — so wahr sie selig zu werden wünschte — er hatte ihr unrecht gethan und mußte es dann erkennen. Wohl gab es noch tausend andere wichtigere Dinge, in die er sich zu vertiefen hatte, an sie und was er ihr angethan, würde ihn aber der Knabe erinnern.

Tiefer als in dieser Zeit hatte sie die Größe des kaiserlichen Geliebten nie bewundert, und mit voller Sicherheit glaubte sie, daß mit dieser ungeheuren That der Entsagung auch für sie und ihr Kind ein neues Leben beginne.

Wie im Fieber verging für sie der September und die erste Hälfte des Oktobers.

Die Abdankung stand sicher bevor. Alle Kronen, die ihn schmückten, war er gewillt, auf seinen Sohn Philipp zu übertragen und sich selbst in ein spanisches Kloster zurückzuziehen.

Auch wann und wo die feierliche Handlung stattfinden sollte, erfuhr sie. Tag für Tag gehörte sie wieder zu den Besuchern des Palastes, und am einundzwanzigsten Oktober sah sie die elf Ritter vom Goldenen Vliese, in deren Hand er das Amt des Großmeisters zurückgeben wollte, in die Palastkapelle treten.

Wie so prächtig diese Höchsten unter den Hohen angethan waren, wie sie alles, was sie von diesem seltenen Vorgange in der Palastkapelle erspähte, an die feierliche Handlung auf der Trausnitzburg zu Landshut und an ihren Entschluß erinnerte, ihrem Kinde zu entsagen, damit es des gleichen Glanzes und der gleichen Ehren teilhaftig werde wie der Gemahl seiner Schwester.

Noch waren ihre Wünsche von damals unerfüllt geblieben; bald aber sollte der Vater dem Sohne wieder begegnen, und je größeres Wohlgefallen dieser Knabe sondergleichen in Karl erweckte, desto sicherer würde er ihn ebenso hoch oder noch höher zu ehren wissen als die Tochter der Johanna van der Gheynst.

In fünf Tagen sollte der Versammlung der Vliesritter die feierliche Handlung der Abdankung in der großen Halle folgen, die sich mit der Palastkapelle verband.

Dazu mußte sie sich Zutritt verschaffen.

Ihr Gatte that, was er konnte, um ihr behilflich zu sein und ihr aufgeregtes Wesen durch die Befriedigung eines so heißen Herzenswunsches zur Ruhe zu bringen, doch blieben seine Bemühungen vergebens.

Aber auch Barbara selbst legte die Hände nicht in den Schoß und versuchte ihr Heil bei den Großen und Kleinen, mit denen sie die Vergangenheit in Beziehung gebracht hatte.

Auf das Sich-Eindrängen am Tage der Abdankungsfeier durfte sie es nicht ankommen lassen; denn jeden Platz auf dem kleinen Raume, der den Zuschauern zugedacht war, hatte man genau bezeichnet, und niemand war der Eintritt in den Palast ohne ein besonderes Schreiben gestattet. Als sie nach manchem vergeblichen Gange auch von dem

Großkammerherrn zurückgewiesen worden war, gewahrte sie vor dem Schlosse den Baron Malfalconnet.

Eben war er in den Sattel gestiegen, und sie fand ihn stark verändert; denn der schöne Haushofmeister war ergraut, sein fröhliches Antlitz faltig geworden, und sein lachender Mund zeigte jetzt einen neuen, wenig angenehmen, beinahe grausam spöttischen Ausdruck.

Wohl erkannte er Barbara sogleich, doch schien er sich dieser Begegnung kaum zu erfreuen.

Dennoch lieh er ihr das Ohr.

Sobald er aber vernommen, was sie begehrte, setzte er sich im Sattel zurecht und rief nach einem kurzen: „Ganz unmöglich, Ihr immer noch Schönste! Als ich Euch — wißt Ihr noch? — zu Regensburg bei Seiner Majestät einführen wollte, rißt Ihr das Roß hurtig herum und verschwandet. Jetzt, da Ihr von unserem Herrn Abschied zu nehmen begehrt, folge ich gelehrig Euerm Beispiel von damals."

Hiermit gab er dem Rosse die Sporen und sprengte, indem er ihr eine Kußhand zuwarf, davon; Barbara aber schaute verletzt und enttäuscht dem unbarmherzigen Spötter nach.

Wo sie auf Berücksichtigung hoffen durfte, hatte sie vergebens angeklopft; nur der junge, mittelgroße Mann, der jetzt mit einer Mappe unter dem Arme auf sie zuschritt und das schwarze Schreiberbaret lüftete, war noch verschont von ihr geblieben, wenn er auch zu den alten Regensburger Freunden gehörte, und seine Stellung bei dem Bischof von Arras ihm immerhin einigen Einfluß verlieh.

Es war der kleine Malteser Chorsänger Hannibal Melas, der ihrer Empfehlung so viel verdankte.

Teilnahmsvoll frug er, was sie verstimme, und nachdem Barbara ihm vertraut, wonach sie bisher vergebens getrachtet, wies er sie unaufgefordert an seinen allmächtigen Herrn, der auch in den Dienst des Königs Philipp trete, und schlug ihr vor, morgen früh in seine Schreibstube zu kommen. Von da aus würde er sie zu dem Minister zu führen versuchen, der ihrer herrlichen Kunst keineswegs vergessen. Im Gespräch mit dem Leibarzte habe Seine Eminenz ihrer sogar erst neulich wohlwollend gedacht.

Am nächsten Morgen begab sich Barbara denn auch in die Geschäftsräume des großen Staatsmannes.

Hannibal wartete ihrer.

Es war am Sankt Raphaelstage, der seine Amtsgenossen zu einem Feste aufs Land gezogen. Granvella hatte die anderen beurlaubt, den betriebsamen Malteser aber, auf dessen Eifer er stets rechnen durfte, in erreichbarer Nähe zu behalten gewünscht.

Ohne sich in seiner emsigen Thätigkeit am Schreibpulte stören zu lassen, bat der Sekretär Barbara, sich noch ein wenig zu gedulden. Gleich sei er mit dem Entwurf für das neue Plakat fertig, auf den Seine Eminenz und der Rat Viglius dort im Nebenzimmer warteten. Die Bilder an den Wänden der vierten Stube wären des Anschauens wert.

Barbara folgte seinem Rate, doch blieb sie schon in dem dritten Gemache stehen; denn durch die nur leicht angelehnte Thür hörte sie die ihr wohlbekannte Stimme Granvellas.

Neugierig, zu sehen, was die Zeit aus ihm gemacht, lugte sie durch die nicht zu schmale Spalte und überblickte

von ihm aus das sehr große Arbeitsgemach des Ministers, in dem er jetzt ganz allein mit dem Rate Viglius weilte.

Seit ihrer letzten Begegnung war der Bischof von Arras sich gleich geblieben; nur hatte seine Erscheinung etwas Gewichtigeres und sein kluges, hübsches Gesicht größere Fülle gewonnen.

Der Rat Viglius, dem Barbara gerade ins Antlitz schaute, stach nicht eben zu seinem Vorteil von Granvella ab; denn die kleine Gestalt des Friesen reichte dem stattlichen Hochburgunder kaum bis ans Kinn, sein Kopf aber bot einen bedeutenden und dazu auffallend farbigen Anblick. War doch das ganz schlichte Haar und der starke Bart dieses nicht mehr jungen Mannes safrangelb und sein volles Gesicht immer noch weiß und rot wie Milch und Blut. Die weit aus einander liegenden, entschieden grün gefärbten Augen blickten hell und scharf dem Kollegen ins Antlitz. Der ganzen, höchst auffallenden Erscheinung dieses Mannes war leicht anzusehen, daß man ihn mit Recht zu den klügsten Räten des Kaisers zählte. Erstaunliches hatte Barbara von seiner Gelehrsamkeit gehört, und sie war in der That von großartigem Umfang und bedeutender als sein scharfer, doch einseitiger Geist.

Diesmal überließ der gesprächige Mann dem Bischof von Arras das Wort, und Barbara folgte seiner Rede wie den Antworten des „Rates" mit aufmerksamer Spannung.

Sie sprachen von der bevorstehenden Abdankung, und wer kannte Kaiser Karl wohl besser als diese tief blickenden Männer, die ihm so nahe standen?

Hätte sie dies doch nicht annehmen müssen! Denn

was sie ihr zu hören gaben, zeigte ihr grau, was ihr Herz mit goldenem Glanze bekleidet hatte.

Jede Mitteilung Wolffs über die Beweggründe, die Karl veranlaßten, sich für den Rest seines Lebens beschaulicher Ruhe hinzugeben, war ihr so glaubhaft erschienen wie jenem selbst. Doch er hatte, was er wußte, von der Königin Maria von Ungarn, die das Verhalten des hohen Bruders als liebreiche Schwester deutete, oder doch für gut fand, es dem Kavalier im günstigsten Lichte darzustellen.

Dem warmherzigen, geradsinnigen Wolff war es nicht eingefallen, Zweifel an dem Berichte der hohen Frau zu hegen; Barbara aber, wie zu einer auf Felsen gegründeten, festen Burg mit gen Himmel ragenden Türmen, hatte sie zu der Erklärung aufgeschaut, die der Freund der wunderbaren Entsagungsthat des Kaisers gegeben, und war im Geiste dem weltmüden Philosophen, dem Vater, den nach dem langentbehrten Kinde verlangte, in die Einsamkeit gefolgt. — Was sie aber hier vernahm, wie unbarmherzig warf es den stolzen Bau über den Haufen, wie grausam zerstörte es, was sie für wert der höchsten Bewunderung gehalten, was sie beglückt und ihre Hoffnungen und Wünsche neu belebt hatte!

Der weise Granvella sah voraus, wie die Welt die Abdankung seines Herrn beurteilen würde, und schilderte es dem Friesen. Der Deutung der Frau Statthalterin, der Auffassung des Freundes und ihrer eigenen sah es verhängnisvoll ähnlich, und der kluge Viglius begleitete diese Darstellung mit einem so schneidend höhnischen Lachen, daß das Herz ihr dabei weh that.

„Und so wird man,“ faßte der Bischof von Arras das Gesagte zusammen, „von dem weisen Weltverächter

auf dem Throne erzählen, der Scepter und Kronen von sich warf, um als frommer Klausner dem Heil seiner Seele und als zweiter Diogenes der Fülle seiner Gedanken Gehör zu geben und das Wesen der Dinge zu ergründen."

„Wenn nur der reine Quell, aus dem der Grieche mit der hohlen Hand schöpfte," spottete der Friese, „nicht ein Keller voll feuriger Weine, seine Eremitenkost nicht gepfefferte Pasteten, eingemachte Rebhühner, gefrorene Fruchtsäfte, getrüffelte Fasanen und dergleichen wären. Doch jeder nach seinem Geschmack! — Die Welt will betrogen sein. Wollt Ihr Euch nicht selbst verblenden, Eminenz, so gebt Ihr mir doch endlich zu, daß ich die stärksten Beweggründe für diese Handlung sondergleichen richtig erkannte."

Da sah Barbara den Bischof das Haupt verneinend schütteln, und während sie seiner Darlegung gespannten Ohres folgte, rief Viglius, als hielte er die Unterstimme zu dem Tenor Granvellas, nach kurzen Zwischenräumen wieder und wieder mit gedämpfter Stimme das eine Wort: „Die Schulden" vor sich hin, und dabei blitzten die grünen Augen ihm bald um Zustimmung werbend, bald streitlustig auf.

Für ihn war es die Last der Geldsorgen, die Kaiser Karls Abdankung veranlaßte. Als weiser Mann, sagte er, wälze er die eigene Schuldenlast dem Sohne auf die Schultern. Seine Majestät sage gewöhnlich das Gegenteil seiner wahren Meinung, und in dem Entwurfe zu seiner Abdankungsrede betone er darum zweimal, wie großen Dank Don Philipp ihm für das Erbteil schulde, das er ihm bei lebendigem Leibe hinterlasse. Neben den

Schulden fielen allerdings dem Nachfolger Karls Kronen und Reiche in Fülle zu, die Entscheidung der wichtigsten Regierungsfragen würde der Vater jedoch, so lange er noch einen Atemzug thue, nicht aus der Hand geben, und so sei diese Abdankung im ganzen doch nur ein gutes Auskunftsmittel, sich lastender Verpflichtungen zu entledigen, verbrämt mit einiger Spiegelfechterei.

Gegen dies scharfe Wort erhob der Bischof von Arras keinen erheblichen Einspruch, ja er versicherte in bestätigendem Tone, der rastlose Geist Kaiser Karls würde fortfahren, der Politik die Richtung zu geben. Die Ausführung seiner Erwägungen und Befehle könne er übrigens dem gehorsamen und pflichttreuen Erben getrost überlassen. „Die Welt," schloß er, „wird sich nicht schlecht dabei befinden; Ihr aber, Viglius, könnt Seiner Majestät die Religionsfreiheit nicht vergessen, die er den Deutschen zusprach."

„Nicht bis ans Ende der Tage," rief der Friese, und die grünen Augen blitzten ihm unwillig auf.

Da versicherte Granvella, daß auch ihn dieser Akt der Nachgiebigkeit schwer belaste; doch hätte zu jener Zeit die Weigerung einen neuen Krieg hervorgerufen, durch den es nach Menschenermessen auch zum Verlust und zur Verketzerung der Niederlande gekommen wäre.

Moritz von Sachsen, gab er dem Rate zu bedenken, sei erst ein Jahr später, und zwar als Sieger, auf dem Schlachtfelde gefallen.

Mit der Abdankung Seiner Majestät, fuhr er mit überlegener Ruhe fort, stünde es doch nicht ganz, wie Viglius vermute. Der Wunsch, die drückenden Schulden von sich abzuwälzen, habe den Entschluß des Kaisers nur

beschleunigt. Als Hauptbeweggrund für diese folgenschwere Handlung könne er indes mit voller Sicherheit die zunehmende Wucht seiner körperlichen Leiden bezeichnen. Dazu komme das Gefühl, dem man sonst bei Spielern am häufigsten begegne, die Zeit des Gewinnens, oder bei Seiner Majestät die des Erfolges, sei für ihn vorbei. Endlich sehne Karl sich wirklich nach geringerer Störung durch den regelmäßigen Geschäftsgang, den Empfang der Gesandten, die Erteilung von Audienzen.

„Mit einem Worte," schloß er, „bequemer will er es haben und daneben, wenn die Depeschen und Verordnungen ihm Zeit dazu lassen, sich mit Liebhabereien, wie mit seinen Uhren und mechanischen Werken, beschäftigen. Endlich mahnen ihn seine Leiden oft genug an den nahenden Tod, und mit frommen Uebungen hofft er sich seinen Platz im Himmelreiche zu sichern."

„So weit die Politik und die Tafel ihm Zeit dazu lassen," fiel der Friese hier ein. „Allzu hart scheint er sich übrigens die Pönitenz nicht gestalten zu wollen. Quijada richtet jetzt die Büßerhöhle ein, und sie liegt weder in der heißen Thebais noch im dürren Sande der Wüste, sondern an einer der gesegnetsten und anmutigsten Stellen Spaniens. Mag der Herr dort finden, was er sucht! Von den Vaterfreuden seid Ihr unterrichtet, die ihn dort durch den Knaben Geronimo erwarten?"

„Woher wißt Ihr?" fiel Granvella ihm hier erschrocken ins Wort, und Barbara hielt den Atem an und lauschte mit verdoppelter Spannung.

„Von Seiner Majestät selbst," lautete die Antwort. „Er bestimmte den Sohn für das Kloster. Es lüstet ihn, weil er sich schön entwickeln soll, ihn wiederzusehen, doch

wollte er wissen, ob es nicht sicherer wäre, ihn schon vor seiner Ankunft aus der Welt zu entfernen; denn zur Not könne er auch seines Anblickes entraten. Erführe er, wer sein Vater, möchte ihn das leicht mit Eitelkeit erfüllen, und in Villagarcia lerne er ritterlich Werk über den Dienst des Höchsten stellen. Ihn in der Welt zu lassen, ginge nicht an; denn es könnten daraus unliebsame Dinge erwachsen. Da nämlich König Philipp als einzigen Erben nur den kränklichen Don Carlos besitze . . ."

„So liege es," unterbrach ihn Granvella, „für seinen Geronimo nahe, nach der Krone zu trachten. Die nämlichen Bedenken gab er auch mir zu erkennen. Was ich von dem Kinde hörte, veranlaßte mich übrigens, für sein freies Aufwachsen in der Welt die Stimme zu erheben. Wenn einer, so weiß Don Philipp sich ja unberechtigter Ansprüche zu erwehren."

„So riet und denke auch ich," versicherte Viglius. „Armer Junge! Der Vater hält in der letzten Zeit die Thaler mehr als ängstlich zusammen, und bin ich wohl unterrichtet, so verursachte Seiner Majestät die Erziehung des Sohnes bisher keine größeren Unkosten als die Erhaltung seiner Mutter. Weise Sparsamkeit, Eminenz! Oder wie soll man es nennen?"

„Wie Ihr wollt," erwiderte der Bischof verdrossen. „Was wißt Ihr übrigens von der Mutter des Knaben?"

„Nichts," entgegnete der Friese, „als was mir mein Freund Mathys neulich erzählte. Eine wahre Nachtigall, sagte er, wäre sie gewesen, bevor sie die Stimme verlor. In Ems könnte sie Genesung finden, und der Leibarzt schlug darum dem Kaiser vor, ihr ein Gnadengeschenk für diesen Zweck anzuweisen."

„Und Seine Majestät?“ frug Granvella.

„Er blieb der Gewohnheit treu, sich nicht durch Verschwendung zu beflecken,“ lachte der Friese.

„Das Leiden, das Unglück!“ seufzte Granvella. „Wie lange Regenzeiten Pilze im Walde, so ruft dies furchtbare Paar Kleines über Kleines an dem seltenen Manne ins Leben, an dem einst alles groß war und herrlich. Ich kannte die Mutter des Knaben. Mancherlei ließe sich über sie sagen, und darunter auch Gutes und Bestes. Was den Knaben angeht, so unterrichtete Seine Majestät Don Philipp von seinem Dasein. Es war schon in Augsburg. Für das mönchische Leben scheint er durchaus nicht zu passen, und ich bemühe mich darum weiter, ihn davor zu bewahren.“

„Und wenn Seine Majestät anders beschließt?“

„Dann freilich,“ entgegnete Granvella und zuckte die Achseln. „Aber das Plakat muß aufgesetzt sein, und es gibt Wichtigeres für uns zu beraten.“

Damit schwang er die Glocke auf dem Tische an seiner Seite, und Hannibal folgte dem Rufe des Gebieters. Dabei kam er an Barbara vorüber, die wie verwirrt auffuhr, als sie ihn kommen hörte.

Befremdet trat er ihr näher; sie aber ergriff, bevor er noch das erste Wort an sie richtete, seinen Arm und raunte ihm zu: „Ich gehe, Hannibal. Seine Eminenz vergaß mich nicht völlig. Kann er mir Einlaß gewähren, so melde es mir in meinem Hause.“

Ihrer selbst kaum mächtig, begab Barbara sich auf den Heimweg. Was sie da vernommen, wie ein Erdbeben hatte es die Grundfesten ihrer Seele erschüttert. Die Nachricht, Karl trage im Sinne, den Knaben, den sie ihm

überlassen, damit er ihm gewähre, was in seiner Kaisermacht stand, in ein Kloster zu verschließen, vergiftete ihr gleichsam die Freude an der Zukunft. Wie oft hatte dieser Mann ihrem Herzen blutige Wunden geschlagen, jetzt wurde es von seinem harten Fuße zertreten. Zwei Ueberzeugungen hatten ihr Kraft verliehen, nicht zu verzagen: die Liebe zu ihr, war sie überzeugt gewesen, hätte nimmer erlöschen können, wenn die Macht ihrer Kunst ihr zu Hilfe gekommen wäre, Karl das Herz zu erwärmen, und noch bestimmter war sie von der Gewißheit durchdrungen gewesen, der Vater würde den Knaben, den sie ihm geschenkt, zu Glanz und Herrlichkeit erheben.

Und jetzt?

Zurückgewiesen hatte er die Aufforderung des Arztes, ihr zu helfen, die Gottesgabe zurückzugewinnen, der er nach seinem eigenen Geständnis die reinsten Wonnen verdankte, und ihr starkes, fröhliches Kind, er, der Vater, verdammte es zum Verschwinden und Hinwelken in klösterlicher Haft. Das durfte nicht sein, und auf dem Wege nach Hause schmiedete sie Anschlag auf Anschlag, um es zu verhindern.

Pyramus schrieb ihr bald bedrücktes, bald auffahrendes Wesen dem Fehlschlag ihres Wunsches zu.

Was sie eben erfahren hatte und ihr zugefügt worden war, erfüllte sie mit Widerwillen gegen das Leben.

Ihre beiden Buben wagten sich kaum mehr zu der Mutter heran, die sie gegen ihre sonstige Art unfreundlich zurückwies.

In der Dämmerung erschien Hannibal Melas, froh erregt. Granvella ließ Barbara sagen, der Huissier Mangin werde ihr einen guten Platz anweisen. Seine

Eminenz ließe sich ihr empfehlen und sagen, nur denen, die Seiner Majestät einmal nahe gestanden, sei der Zutritt zu dieser Feier gestattet, und er wisse, daß sie in erster Reihe zu diesen gehöre.

Da erheiterten sich ihre Züge, und weil sie sah, wie glücklich es den Malteser machte, der Ueberbringer einer so erfreulichen Botschaft zu sein, zwang sie sich, ihrer Danksagung ein frohes Ansehen zu verleihen.

Am Abend und in der schlaflosen Nacht überlegte sie, ob sie von der Einladung noch Gebrauch machen sollte. Was sie für sich und ihr Kind von der Entsagung Karls erwartet, waren eitle Hirngespinnste gewesen, und was konnte ihr dies Schauspiel noch bieten? Nur mit Augen sollte sie sehen, was sie sich oft genug mit aller Deutlichkeit vorgestellt hatte: den seiner Größe und all seiner Würden entkleideten Großen.

Granvellas Wort, daß sie zu denen gehöre, die dem Abdankenden am nächsten gestanden, klang indes unaufhörlich in ihr nach, und ihr Fernbleiben von diesem Ereignis wäre ihr unnatürlich, ja wie ein Verstoß gegen etwas Notwendiges erschienen.

Den Gatten erfreute die Zuvorkommenheit des großen Ministers gegen sein Weib. Er hatte nichts im Palaste zu thun, doch dachte er die Kinder aufzusuchen, die schon vor Mittag mit Frau Lamperi dorthin aufgebrochen waren, damit sie die Auffahrt und den Anritt der Fürsten und Großen möglichst gut zu sehen bekämen.

Barbara selbst sollte sich einer Sänfte bedienen.

Die frühere Garderobière hatte ihr noch beim Anlegen des Staates geholfen, und Pyramus versicherte Barbara, daß jedermann sie zu den schönsten und vor-

nehmsten Damen auf den Altanen zählen würde. Sie wußte, daß er recht habe, und hörte es gern, so tief ihr auch Groll und Enttäuschung die Seele bedrückten.

Da schlug der Klopfer an die Thür.

Die Sänftenträger waren wohl schon gekommen.

Doch nein.

Die vlämische Magd, die geöffnet hatte, meldete, ein Bote sei draußen, der ein Schreiben überbringe, das er nur dem Herrn oder der Frau ausliefern dürfe.

Nun begab sich Pyramus selbst in den Flur, und sein langes Ausbleiben begann Barbara schon zu beunruhigen, als er gesenkten Hauptes zurückkehrte und ihr nach manchem vorbereitenden Worte mitteilte, ihr Vater sei schwer erkrankt, und endlich, ein Schlagfluß habe seinem Leben ein schnelles und leichtes Ende bereitet.

Da ergriff ein großer, echter Schmerz sie mit voller Gewalt. Was der schlichte, liebreiche Mann, der sie als Kind so zärtlich und als Jungfrau mit so rührender Sorgfalt und Opferwilligkeit behütet, ihr gewesen war, trat ihr mit aller Lebhaftigkeit ins Gedächtnis zurück. Den letzten hatte sie in ihm verloren, dem sie das Recht zuerkannte, über ihr Thun und Lassen ein Urteil zu fällen, den einzigen, von dem sie mit gutem Grunde überzeugt gewesen war, daß ihr Wohl und Wehe ihm so viel, ja vielleicht mehr als das eigene gelte.

Die Sänfte, das Schreiben Granvellas, die Abdankungsfeier des Kaisers, was sie vorhin geschmerzt, empört und beunruhigt hatte, war vergessen.

Den Trost des Gatten, der in dem Kapitän einen lieben Freund scheiden sah und seinen Tod aufrichtig beklagte, wies sie mild und mit der Bitte, sie allein zu

lassen, zurück; als aber ihre Knaben heimkehrten und jubelnd von den Herrlichkeiten erzählten, an denen sie vor dem Palast die Augen geweidet, zog sie sie mit besonderer Zärtlichkeit an sich und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß sie den guten Großvater, der sie alle so sehr geliebt, nie wiedersehen würden.

Doch der ältere, Konrad, schaute sie nur verwundert an und frug, warum sie denn weine, und der jüngere verstand sie gar nicht und fuhr fort, von dem großen Kriegsknechte zu erzählen, der ihn auf den bunten Schecken hatte heben wollen. Für das Kind ist der Tod eben nur Schlummer und das Leben Wachsein zu neuem Spiel und neuer Freude.

Das sagte sie auch dem Manne, als er dem Kleinen das muntere Lachen verbieten wollte, und begab sich dann in ihr Gemach.

Da versuchte sie, des Entschlafenen zu gedenken, und es gelang ihr auch, doch fortwährend drängte sich in die Erinnerung an den alten, rüstigen Kriegshelden das Bild des gebrochenen Mannes, der heute freiwillig all die Gaben des Glückes niederlegte, die sie, o wie gern, für seinen Sohn in Empfang genommen hätte, den er der Welt entziehen wollte.

Am nächsten Morgen kam Hannibal Melas, um sich zu erkundigen, was sie von der Feier fern gehalten habe. Schon von der Lamperi erfuhr er es im Hausflur, und die verweinten Augen Barbaras lehrten ihn, wie nahe dieser Verlust ihr gegangen. Stille Wehmut schaute ihm aus ihrem ganzen Wesen entgegen. Zu rechter Zeit war dieser große, reine Schmerz gekommen; denn wie Oel auf die sturmgepeitschten Wogen hatte er sich über Haß und

Groll und all die leidenschaftlichen Regungen ergossen, durch die sie vorher bis an die Grenze der Verzweiflung geführt worden war.

Sie wies den Zeugen ihres zerstörten Glückes auch nicht zurück und hörte ihm aufmerksam zu, als er von der denkwürdigen Handlung erzählte, der er beigewohnt hatte.

Ihr brachte freilich seine Beschreibung der hohen Halle im Brabanter Palast, wo sie vor sich gegangen war, der Kapelle, die sich an sie schloß, und des reichen Blumen- und Fahnenschmuckes, in dem sie prangten, nichts Neues. Sie kannte beide, hatte sie bekränzen, mit Bannern und Wappen verzieren und auch in der Halle die Schaubühne und den Baldachin ausspannen sehen, der sie überdachte.

Mit dem Glockenschlag drei war der Kaiser auf dem Podium erschienen. Die Schulter Wilhelms von Oranien und die Krücke hatten ihm zur Stütze gedient. Sein Sohn Philipp und die Königin von Ungarn waren ihm gefolgt. Auf den vergoldeten Thronen, die für sie bereit standen, hatten sie sich niedergelassen. Auch der frische und liebenswürdige Erzherzog Maximilian von Oesterreich, der Herzog von Savoyen, dem ein großer Treffer im Glücksspiel seines bewegten Lebens bevorstand, die Ritter vom Goldenen Vließe und der höchste niederländische Adel, die Räte, Statthalter und Feldhauptleute hatten Platz auf der Bühne gefunden.

Barbara kannte jeden, dessen Hannibal gedachte. Es war ihr, als sehe sie den in sich zusammengebrochenen Kaiser vor sich, seinen Sohn Philipp mit dem hochmütig zurückgeworfenen Haupte, seinen Günstling, den allmächtigen Minister Ruy Gomez, den Fürsten von Eboli, der

mit dem kohlschwarzen Haar und Bart Quijada geglichen hätte, wenn ihm nicht statt der soldatischen Geradheit des Haushofmeisters etwas unstät Forschendes aus den dunklen Augen geschaut hätte, den klugen Bischof von Arras, der sie wieder so freundlich sich zum Danke verpflichtet hatte, und den Friesen Viglius, der ihr den Wermut in die Seele geträufelt, dessen Bitterkeit sie immer noch schmeckte, und dem sein Wahlspruch: „Das Leben der Sterblichen ist eine Nachtwache" aus den grünen Augen zu blitzen schien. Zu der ehrwürdigen Versammlung der Generalstaaten, städtischen Magistrate und angesehenen geladenen Gäste, die als Zuschauer auf Bänken und Stühlen der Bühne gegenüber saßen, hatte keine einzige Frau Zulaß gefunden, und das stellte die Zuvorkommenheit Granvellas, den die niederländischen Großen verabscheuen sollten, in ein noch helleres Licht.

Durch die große Rede Philiberts von Brüssel, die der junge Malteser als ein Meisterwerk der feinsten rhetorischen Kunst schilderte, war die feierliche Handlung eingeleitet worden. Erst nach dem Schluß dieser Ansprache hatte feierliches Schweigen die Halle erfüllt; denn Kaiser Karl war aufgestanden, um von seinen Getreuen Abschied zu nehmen.

Man hätte ein Blatt niederfallen, eine Spinne schreiten hören können, als er, von dem Arme des Oraniers gestützt, das Konzept erhob und zu lesen begann.

Bei dieser Mitteilung erinnerte sich Barbara, wie Moritz von Sachsen Karl beim Prebrunner Maifeste geführt hatte. Auch der Oranier war noch jung. Sie hatte ihn oft gesehen, und wie großer Ernst lagerte ihm auf der edlen Stirn, wie frei und rein war der Blick seines

klugen Auges, doch wie durchdringend und unerbittlich scharf konnte er auch sein. Das hatte sie bei der Versammlung der Ritter vom Goldenen Vliese wahrgenommen, als er König Philipp mit bitterem Haß oder doch ganz gewiß mit Widerwillen und Verachtung streifte. War dieser Mann erkoren, an dem Sohne und Erben zu rächen, was Karl gesündigt? Sollte der Oranier bestimmt sein, dem neuen König Aehnliches anzuthun wie Moritz von Sachsen seinem kaiserlichen Vater? Ob der Groll, der ihr seit gestern wieder die Seele erfüllte, ihr gestattet hätte, es zu verhindern, wenn ihr die Macht dazu eigen gewesen wäre?

Die Rede des Kaisers hatte von seiner gebrochenen Gesundheit und von der Notwendigkeit, in einem milderen Klima zu leben, gehandelt. Don Philipp war dann von dem Vater als sein ebenso kluger wie erfahrener Nachfolger geschildert worden.

Das rief ein Lächeln an Barbaras Lippen hervor.

Ein fleißiger, frommer, viel schreibender, höchst ränkevoller Mann sollte dieser Philipp ja sein, aber nur der Vater durfte sich herausnehmen, ihn mit sich selbst, mit dem fünften Karl zu vergleichen.

Er, der Sohn, mochte wohl wissen, wie leer und glanzlos sein Auge blickte; denn er schlug es gewöhnlich zu Boden, und welch ein reiches Leben, welches Feuer der Seele hatte noch neulich, als sie ihn von fern gesehen, aus dem des Mannes geleuchtet, dem sie wahrlich nicht zu schmeicheln geneigt war.

Dann hatte der Kaiser auf seine ganze Regierung zurückgeschaut und erwähnt, wie viele Kriege er geführt und Siege erfochten, und dann endlich den Sohn zur

Dankbarkeit gegen einen Vater ermahnt, der ihm schon bei Lebzeiten seinen Besitz übertrug und gleichsam ins Grab stieg, um ihn früher zum Erben seiner gesamten Macht und aller seiner Güter zu machen.

Da war es Barbara, als schalle ihr, sie wußte nicht zum wie vielten Male, der Ausruf des Friesen Viglius ans Ohr: „Die Schulden, die Schulden!", und zugleich gedachte sie des Knaben in Spanien, der hier enterbt worden war und in einem Kloster verborgen gehalten werden sollte, damit der andere Sohn des nämlichen Vaters, der vor Hochmut geblähte, winzige Glückspilz Philipp, ruhiger schlafen könne. Für den einen Sohn war der ungerechte Mann, den sie geliebt, vor dem Tode zu sterben bereit, um ihm alles zu geben, was sein war, — für den andern wußte er nichts zu finden als eine Mönchskutte. Statt der Sehnsucht nach Johannes, von der Wolff ihr gesprochen und an die sie, Thörin, geglaubt, brachte er ihm kleinliche Besorgnisse vor den Ansprüchen entgegen, durch die er den bevorzugten Bruder schädigen könnte. Kein warmer Hauch väterlicher Zärtlichkeit bewegte dem Manne mit dem verhärteten Herzen die Brust, der sich auch der heißesten Liebe zu entkleiden verstand wie jetzt der Krone und des Purpurs.

So mächtig ergriffen sie diese peinigenden Gedanken, daß sie nur mit halbem Ohre vernahm, was Hannibal von der Mahnung des Kaisers an den Sohn sagte, festzuhalten am Recht, am Gesetz und an der katholischen Kirche. Als aber der getreue Jünger Granvellas mit bewegter Stimme zu erzählen fortfuhr, wie Karl die Vorsehung um Vergebung für alle Fehler und Vergehen gebeten habe, die er einmal begangen, und wie er allen

denen, die ihn durch Liebe und Gehorsam beglückt, in jedem Gebet gedenken würde, das er an das Wesen richten würde, dem der Rest seines Lebens gewidmet sein sollte, da atmete sie tiefer, es ballten sich ihr die kleinen Fäuste, und die Frage, ob sie es an Liebe und Gehorsam habe fehlen lassen, bevor er sie schmählich verstoßen, drängte sich ihr auf, und neben ihr die andere, ob er auch sie, die er mißhandelt und tödlich beleidigt, in sein Gebet einschließen würde.

Dabei gewannen ihre Züge einen so finsteren Ausdruck, daß es dem glühenden Bewunderer Kaiser Karls verletzend erschienen wäre, wenn er es gewahrt hätte. Was er jetzt mit feuchten Augen schilderte, nahm ihn aber so ganz in Anspruch, daß er alles um sich her vergaß und gleichsam in sich hinein schaute, während er sich selbst und der Zuhörerin vergegenwärtigte, wie der Monarch mit aschfarbig bleichem Antlitz in den Thron zurückgesunken war und wie ein Kind geweint hatte.

Bei diesem Anblick war alles ringsum, auch der härteste alte Feldhauptmann, von tiefer Rührung ergriffen worden, und der weite Saal war widergehallt vom Schluchzen und Stöhnen der Greise, Männer und Jünglinge, der Krieger und Leiter des Staates.

Hier brach dem jungen Manne die Stimme, und weinend drückte er in unverfälschter Rührung das Tuch vor das bewegliche Antlitz.

Als er sich wieder gesammelt, sah er mit einiger Enttäuschung, daß Barbaras Augen bei der Schilderung eines Vorganges trocken geblieben waren, bei dem er selbst und so viele stärkere Männer heiße Thränen vergossen.

Als Barbara wieder allein war, wollte ihr dennoch das Bild des zusammenbrechenden weinenden Geliebten nicht aus dem Sinn. Wohl drängte es sie oft, seiner mit tiefem Mitleid zu gedenken, bald aber erinnerte sie sich dann des Gesprächs, das sie bei dem Bischof von Arras erlauscht, und um den Glauben an die Echtheit dieser Zähren war es geschehen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Winter kam und verging.

Statt die Niederlande zu verlassen, blieb Kaiser Karl beinahe noch ein Jahr in Brüssel. In einem bescheidenen Hause an der Löwener Straße schlug er sein Quartier auf, und obgleich er der Herrschaft entsagt hatte, geschah auf dem Gebiete der Staatskunst nichts, wozu er nicht seine Zustimmung gegeben hätte.

Häuslicher als je führte Barbara ein Traumleben, indem sie mehr bei dem lieben Verstorbenen und bei ihrem Kinde in Spanien als bei den Ihren verweilte. Seines Vaters gedachte sie bald mit herbem Groll, bald mit stillem Mitleid. — Diese Gefühle zu verbergen, wurde ihr durch äußere Umstände erleichtert; denn die trübe Stimmung, die sie bisweilen beherrschte, schrieb Pyramus auf Rechnung des Schmerzes um den Vater.

Die Ordnung der Hinterlassenschaft überließ er ihr allein. Es gab dabei mancherlei zu schreiben, und da sie sich dieser Kunst entwöhnt hatte, stand Hannibal ihr treulich zur Seite.

Der Konsulent Hiltner in Regensburg, den sie trotz seiner ketzerischen Gesinnung zu ihrem Rechtsbeistande

erwählt, trat umsichtig und eifrig für sie ein. So ergab denn der Verkauf des Hauses, das sie für den Verstorbenen erstanden, und die Ablösung des väterlichen Anteils an der Blombergschen Handlung weit mehr, als sie erwartet.

Es schien, als wollte das Schicksal sie durch äußere Güter für das innere Elend entschädigen, von dem sie sich, trotz der liebevollen Sorgfalt des Gatten und des Gedeihens ihrer Knaben, nicht frei machen konnte.

In einer Hinsicht begrüßte sie die Bereicherung, die dieser Winter ihr brachte, als wahrhaften Segen; denn sie forderte sie gleichsam auf, sich nach Ems zu begeben und für die Herstellung des Wohllautes ihrer Stimme das ihre zu thun. — Beim Sprechen war die Heiserkeit ohnehin nur noch wenig bemerkbar, und Meister Mathys, den sie im April aufsuchte, stärkte ihr den Mut und erzählte ihr von wahren Wunderwirkungen der altberühmten Heilquelle.

Als der Mai kam und in dem laubreichen Brüssel sich Baum und Strauch mit neuen Knospen schmückten, mußte sie wie immer in diesem Monat häufiger ihrer zerstörten Liebe und des Mannes gedenken, für den sie erblüht war und der sie vernichtet. Darum wählte sie auch die Löwener Straße gern für ihre Spaziergänge; denn sie führten sie an seinem Hause vorüber. Dort konnte sie ihm gar leicht einmal wieder begegnen, und es verlangte sie, ihm vor seinem Aufbruch nach Spanien, der ihn ihr auf immer aus den Augen rückte, zum letztenmal ins Antlitz zu schauen.

Und siehe da!

An einem sonnigen Mittag wurde er ihr in einer

Sänfte entgegengetragen. Da blieb sie wie gelähmt stehen, verneigte sich tief, ihr Blick begegnete, während er an ihr vorüberkam, dem seinen, und mit der abgezehrten Krankenhand winkte er ihr — sie irrte nicht — winkte er ihr zu.

Da war es ihr einen Augenblick, als wäre mitten im Winterschnee eine rote Rose für sie erblüht. — Daß er sie nicht vergessen, hatte sie so sicher gewußt, wie daß sie selbst nicht aufhörte, seiner zu gedenken. Jetzt war ihre Zuversicht wie durch Brief und Siegel bestätigt worden, und das machte sie glücklich.

Nur noch wie die Trümmer des Karl, den sie geliebt, war der Mann in der Sänfte gewesen; selbst im Blick seines Auges war der feurige Glanz zwar nicht erloschen, aber doch wie gedämpft und verschleiert gewesen. Andere hätten ihn jetzt wohl abschreckend häßlich gefunden, doch was fragte sie nach seinem Aussehen? Immer noch war jedes von ihnen ein Teil des andern; denn wie sein Bild in der ihren, so bestand das ihre in seiner Seele lebendig fort.

Weniger lang als sonst dehnte sie die Wanderung aus; als sie sich aber dem Hause wieder näherte, das der abgedankte Herrscher bewohnte, kam ihr Meister Mathys entgegen. Der Ausdruck seines breiten, würdevollen Gesichtes paßte zu dem sonnigen Maitag, ja es schien ihr, als wäre sein Gang leichtfüßiger oder doch weniger gravitätisch als sonst.

Während des ganzen Jahrzehnts, in dem sie einander kannten, hatte er ihr nie geschmeichelt, heute aber begann er nach der ersten Begrüßung die Anrede mit der Frage:

„Wißt Ihr auch, Frau Barbara, daß Ihr vielleicht niemals schöner oder doch anmutreicher waret als gerade

jetzt? Vielleicht ist es die schwarze Trauerumrahmung, die so wohl zu dem Weiß und Rot Eures Antlitzes und dem nunmehr matteren Gold Eures Haares steht. Warum ich Euch mit dergleichen die Eitelkeit nähre? Weil ich glaube, daß unser gnädiger Herr, der schon lange Eurem verführerischen Geschlecht auch nicht den kleinsten Seitenblick schenkt, das nämliche wahrnahm. Und nun werdet Ihr sogleich zugeben müssen, daß der alte Unglücksbote von Regensburg, dem Ihr dort seinen beschwerlichen Gang so übel vergaltet, auch erfreuliche Kunde zu bringen vermag; denn Kaiser Karl — das wird er trotz der Abdankung bleiben, bis auch er der Macht verfiel, die uns alle gleich macht; — Seine Majestät also läßt Euch seinen Gruß entbieten und Euch sagen, er wünsche das Seine zu thun, um Euch der Kunst zurückzugeben, in der Ihr es zu so seltener Meisterschaft brachtet. Er stellt Euch dafür — diesmal wenigstens war er nicht sparsam — eine Summe zur Verfügung, die Euch vier- und fünfmal, — ja noch öfter an die gute Quelle führen kann."

Sprachlos vor froher Ueberraschung hatte sie ihm bis dahin gelauscht. Wenn Karl es war, dem sie die Genesung verdankte, würde die Gabe des Gesanges, die sie ihr zurückgab, zehnfachen Wert, wäre dies überhaupt nur denkbar gewesen, für sie erhalten. — Schon begann sie darum dem Arzte aufzutragen, zum Vermittler ihrer Erkenntlichkeit und ihrer Freude zu werden, — er aber ließ sie nicht ausreden, sondern trat nun mit der Bedingung hervor, die Seine Majestät an diese Gabe knüpfte.

Barbara sollte ihrer vor niemand gedenken und dem Arzte versprechen, sich jeden Versuchs zu enthalten, ihm, sei es in eigener Person, sei es schriftlich, Dank zu sagen,

kurz jeder neuen Annäherung an ihn aus dem Wege zu gehen.

In der ihm eigenen nachdrücklichen Redeweise hatte der alte Herr diese Verordnung, die von seinem hohen Patienten mit strenger Bestimmtheit an die Bewilligung der Gnadengabe geknüpft worden war, Barbara mitgeteilt; sie aber war ihm erst befremdet, dann mit aufrichtiger Empörung gefolgt.

Was sie eben noch als gütiges Zeichen des Erinnerns und Wohlwollens hoch beglückt hatte, stellte sich jetzt als bloßes Almosen heraus. Ja hinter den ärmsten Bettler sollte dies Geschenk sie stellen; denn wer unterfängt sich wohl, einem solchen sein „Vergelt's Gott" zu untersagen?

Wie eine Pestkranke hielt er sie dazu von sich fern. Vielleicht geschah es, weil er sich fürchtete, wenn er sie einmal wieder gesehen, nach einer zweiten und dritten Begegnung Verlangen zu tragen. Aber gleichviel! Um den Preis einer so schweren Verletzung ihres Stolzes nahm sie eine Unterstützung nicht an, und am letzten, wenn sie von demjenigen kam, der ihr die Seele schon oft und schwer genug verwundet.

Erschreckt nahm der Leibarzt wahr, was in ihr vorging, und als sie diesmal nicht auffahrend wie in jungen Jahren, sondern mit kühler Gelassenheit Meister Mathys ersuchte, seinem Gebieter mitzuteilen, wie hoch sie auch die Gnade Seiner Majestät zu schätzen wisse, sei es ihr doch so wenig möglich, ein Geschenk anzunehmen, für das sie nicht Dank sagen dürfe, wie sie kein Almosen zu spenden vermöge, ohne dem Empfänger Gutes zu wünschen.

Da versuchte der Arzt eifrig, sie dennoch zu bewegen, die ihr bestimmte Summe im Sinne des Spenders zu

verwenden; Barbara aber beharrte fest auf ihrer Weigerung, und als sie sich von dem alten Herrn trennte, konnte er ihr nicht einmal zürnen; denn wie einst im Garten des Prebrunner Schlößchens mußte er sich sagen, daß sich das Unrecht nicht voll auf seiten der selbstbewußten jungen Frau befinde.

Wie immer, wenn es dem Schwachen gelingt, sich gegen die überlegene Macht des Starken zu behaupten, so erging es auch hier. Gehobenen Hauptes begab sich Barbara auf den Heimweg; bald aber fragte sie sich, ob dieser Sieg nicht zu teuer erkauft sei. In wenigen Monaten sollte ihr Johannes dem Vater begegnen, und war dann nicht zu befürchten, daß der Widerstand, den sie, die Mutter, dem Kaiser geleistet, um einer Verletzung des eigenen Stolzes zu entgehen, dem Sohne zum Nachteile gereichen würde? Zaudernd war sie stehen geblieben; doch nach kurzem Besinnen setzte sie die Wanderung fort. — Was sie gethan, konnte den Monarchen verdrießen, doch es mußte ihren Wert in seinen Augen eher erhöhen als herabsetzen, und darauf kam es allein an. Dem Sohne der hochgemuten Mutter würde Karl eher den Weg zu hohen Ehren und fürstlicher Herrlichkeit eröffnen, als dem kleingesinnten Weibe, das sich beschenken ließ, ohne Dank sagen zu dürfen.

Sie hatte recht gehandelt und freute sich, diesmal der Stimme ihrer stolzen Seele gefolgt zu sein. Dem Geliebten wieder zu begegnen, verlangte sie nicht mehr. Ihr Wunsch, ihm vor seinem oder ihrem Ende noch einmal ins Auge zu schauen, war erfüllt, und aus seinem Blicke, der gewiß der letzte gewesen, den er ihr schenken konnte, hatte ihr Wohlgefallen und damit auch die Vergebung

entgegen geschaut, nach der sie sich im stillen gesehnt. — Was er ihr dann angethan hatte, war gewiß nicht geschehen, um sie zu kränken. Sie verstand sein Verlangen nach innerer Ruhe und seine Scheu, neu in Verbindung mit ihr zu treten, und von nun an wurde es ihr wieder zum Bedürfnis, ihn mit in ihr Gebet einzuschließen.

Leichteren Herzens und zufriedener mit sich selbst als seit langer Zeit verließ sie diesmal die Ihren. Kaiser Karl mußte ihrer jetzt so gedenken, wie sie es wünschte. Die Liebe, die sie ihm nie ganz entzogen, gehörte ihm wieder, und das Gefühl der Zugehörigkeit zu ihm hob ihren Stolz und klärte ihr die getrübte Seele.

Die Lamperi begleitete sie und wunderte sich über den frohen Lebensmut der Herrin. Die Emser Quellen und die guten Ratschläge des Arztes, dem sie sich dort anvertraute, übten dazu eine heilsame Wirkung auf ihr schwindendes Leiden.

Von der Teilnahme an dem heiteren Badeleben hielten schon die Trauergewänder sie fern, doch ihm zuzusehen, machte ihr Freude.

Als sie nach Brüssel zurückkehrte, fand Pyramus sie wie verjüngt, und jeden Wunsch, den der Gatte ihr an den Augen absehen konnte, erfüllte er mit liebreichem Eifer. Doch die neuen Rüstungen gegen Frankreich gestatteten ihm nur auf kurze Zeit, in Brüssel zu bleiben, und während seiner Abwesenheit genoß Barbara unbeschränkter Freiheit.

Der Kaiser hatte sich nach Spanien eingeschifft, Königin Marie war von der Statthalterschaft zurückgetreten und an ihre Stelle Herzog Emanuel Philibert von Savoyen getreten. König Philipp verblieb in den Niederlanden,

und es wurde ihm nachgerühmt, er zeige den ihm eigenen maßlosen Hochmut in weniger abstoßender Weise und habe leutseligere Umgangsformen gewonnen.

Da drängte es sie manchmal, eine Audienz bei ihm nachzusuchen.

Wozu hätte sie aber führen sollen?

Gerade Philipp war es vielleicht willkommen, wenn der Halbbruder in einem Kloster verschwand.

Aber die Sehnsucht, etwas Näheres über ihr Kind zu erfahren, kam nicht zum Schweigen. Des fernen Kaisers, von dem es hieß, er sei dem Tode nahe und verbringe als frömmster der Mönche seine Tage und schlaflosen Nächte im Kloster San Juste in Gebet und schwerer Kasteiung, gedachte sie voll teilnehmender Wärme.

Im folgenden Jahr begab sie sich wieder nach Ems; diesmal aber nicht mehr in Trauerkleidern, sondern kaum weniger prächtig angethan als manche rheinische Edelfrau, die dort gleichfalls Heilung und Zerstreuung suchte. Ihr Ererbtes, an das der gewissenhafte Pyramus nicht rührte, und die geschickte Hand der Lamperi hatten das ihre dazu gethan. Wenn die Stoffe, die sie wählte, auch nicht zu den kostbarsten gehörten, ließ doch ihre vornehme Haltung sie wertvoll erscheinen. Das Perlenhalsband und anderer Schmuck aus besserer Zeit befand sich noch in ihrem Besitz, und bei festlichen Gelegenheiten blieb er nicht in der Truhe.

Es fehlte ihr auch keineswegs an Beachtung, und zwar teils um ihrer selbst willen, teils infolge der Anreden, mit denen Granvella, der die Heilquelle kurze Zeit gebrauchte, sie beehrte, während er sich von allen anderen Gästen streng abgesondert hielt. Diese Bevor=

zugung von seiten eines so berühmten und mächtigen Staatsmannes veranlaßte auch viele der vornehmsten Herren und Damen, sich ihr zu nähern, und manche, die nur die Neugier ihr zugeführt hatten, fühlten sich von der liebenswürdigen Lebhaftigkeit der schönen Frau angezogen und öffneten ihr ihre sehr zurückhaltenden Kreise.

Der „Brunnen“ zeigte sich diesmal noch wirksamer als beim ersten Gebrauche, und die Hoffnung, ihre geliebte Kunst bald wieder üben zu können, gewann neue und begründete Nahrung.

Sie nahm einen großen Teil ihres inneren Lebens in Anspruch, einen weit größeren freilich noch die Sehnsucht nach ihrem Johannes, von dem sie trotz mancherlei Nachfragen nichts zu hören bekam.

Wenn sie in dem stillen Heim das Gleichmaß der Tage stärker bedrückte, dachte sie häufig an Ems, und was der nächste Sommer ihr dort an Vergnügungen und Auszeichnungen bringen würde. Nun die großen leidenschaftlichen Gefühle, die anderen gewidmet gewesen waren, zur Ruhe kamen, begann sie wieder mehr an die eigene Person zu denken. Sie geltend zu machen, schien ihr erwünscht, und wenn sie sich auch vor allem ihrer Kunst selbst und des Genusses wegen, den ihre Uebung ihr bot, die volle Genesung herbeiwünschte, dachte sie doch bereits im stillen daran, wie sie sie benutzen könnte, um ihr gelähmtes Selbstgefühl wieder aufzurichten und ihm Befriedigung zu verschaffen.

Infolge des Sieges von St. Quentin schwamm Brüssel in festlicher Freude; Barbara aber nahm an den mancherlei glänzenden Feierlichkeiten, die dann folgten, nur geringen Anteil und begab sich wieder nach Ems.

Als sie abermals mit gutem Erfolg von dort heimgekehrt war, galt ihr erster Besuch dem Gartenhause im Park. Leider blieb er wieder erfolglos; als sie ihn aber wenige Wochen vor der Schlacht von Gravelingen zum zweitenmale wiederholte, traf sie das alternde Paar im Freien, und beiden sah sie an, daß ihnen etwas Gutes widerfahren.

Sonst war sie hier stets mit einer gewissen Verlegenheit empfangen worden; heute aber schien Meister Adrian sich ihres Kommens zu freuen. Von dem großen Armstuhle aus, den er nicht mehr verließ, streckte er ihr die Hand hin, und aus den heiteren Augen Frau Trauts blickte ihr ein frohes „Willkommen!“ entgegen.

Nach der ersten Begrüßung gaben sie dem frohen Erstaunen über den hellen Klang ihrer Stimme lebhaft Ausdruck. Dann wechselte Frau Dubois mit dem Gatten einen bedeutungsvollen Blick, und nun erfuhr Barbara, heute morgen sei ein Brief aus San Juste eingetroffen, der wenig anderes als Erfreuliches über Seine Majestät und Johannes berichte.

Dabei zog Meister Adrian das kostbare Schreiben aus dem Wamse, wies es der jungen Frau behutsam wie ein zerbrechliches Kleinod, das man ungern aus der Hand gibt, und sagte mit bewegter Stimme:

„Die es schrieb, keine geringere ist's als Doña Magdalena de Ulloa. Mag der Himmel es ihr lohnen!“

Da schaute Barbara ihm flehend in das faltige Gesicht, und aus dem tiefsten Herzensgrunde drang ihr der Ruf: „O laßt es mich sehen; denn ich — ihr wißt es ja — ich bin die Mutter.“

„Das ist sie,“ sagte der alte Herr in bestätigendem

Tone, neigte zustimmend das längliche Haupt mit dem jetzt schneeweißen Haare und warf der Frau einen fragenden Blick zu.

Die Antwort fiel bejahend aus.

Da nahm er denn das Kinn, das er während der Dienstzeit stets glatt gehalten, und an dem jetzt ein Vollbart mit weißen Stoppeln keimte, in die abgezehrte Hand und frug Barbara, ob sie spanisch verstehe.

Das war nur in sehr geringem Grade der Fall; Frau Traut aber, die wie ihr Mann im langjährigen Verkehr mit dem Hofe des Kastilischen mächtig geworden, übernahm es nun, den Inhalt des Schreibens auf deutsch wiederzugeben.

Es fiel ihr nicht schwer; denn sie hatte es dem Manne, der mit dem Lesen von geschriebener Schrift nicht zu stande kam, schon dreimal vorlesen müssen.

Die Ueberschrift wurde nicht übergangen; denn sie hatte ihnen beiden wohl gethan, und sie lautete also:

„Dem braven vielgetreuen Diener Seiner Majestät Adrian Dubois die ihm wohlgeneigte Freundin aus früheren Tagen Doña Magdalena de Ulloa, Gemahlin des Don Luis Mendez Quijada, Herrin von Villagarcia.“

Selbstbewußt, als gehörten diese stolzen Namen ihr selber an, las Frau Traut sie Barbara vor; bevor sie aber fortfuhr, fiel Adrian ihr ins Wort:

„Was die Freundschaft angeht, so könnt Ihr Euch ja denken, junge Frau, daß mir Doña Magdalena damit viel zu viel Ehre erweist; doch die rechte Hand gäb' ich jetzt noch her für dies holdselige Geschöpf mit der freundlichen Seele. Als Don Luis sie eben geehlicht, und Seine Majestät ihren jungen Gemahl mit

sich fortführte, da legte sie mir die Sorge um ihn gar beweglich ans Herz, und bisweilen konnt' ich mich ihm auch nützlich erweisen. Wir brachen ja freilich im nämlichen Dienste manch Stück Brot in Krieg und Frieden mit einander. Ach, junge Frau! Ich hab' es weit besser hier, als ich's verdiene; — das Herz will mir bisweilen aber dennoch brechen, wenn ich meines Kaisers gedenke, und daß ich es anderen überlassen muß, für ihn zu sorgen."

„Dem Herrn Haushofmeister und Seiner Majestät," bemerkte Frau Traut gewichtig, „fällt es aber auch sauer genug, Dich zu missen. Da steht es. Und in wie gütige Worte weiß sie es zu kleiden. Don Luis, heißt es hier, hätte gern mit eigener Hand geschrieben; es sei ihm aber dazu keine freie Minute übrig geblieben; denn seit Adrian fort sei, müsse er der Majestät zur Hand sein bei Tag wie bei Nacht. Meines Mannes Nachfolger, Bodart, den er für den Dienst heranzog, sei geschickt und gebe sich alle Mühe, seinen Adrian könne er aber dem leidenden Herrn doch nicht ersetzen."

Dann blickte Frau Traut schärfer in den Brief und begann den Inhalt zu übersetzen.

„Da, in San Juste," hob sie an, „geht es natürlich nicht zu wie in Brüssel; wenn sie dort aber denken, Seine Majestät lebe als Mönch und füge sich der Regel des Klosters, so sind sie falsch unterrichtet."

Hier senkte sie das Blatt; Barbara aber glühten vor ungeduldiger Teilnahme die Wangen, und mit warmer Dringlichkeit rief sie:

„O, bitte, lest weiter! — Wo aber, — es steht doch wohl auch in dem Briefe, — wo ist unser Kind?"

„Eins nach dem andern, wie das Schreiben es mitteilt,“ entgegnete die Dolmetscherin in verweisendem Ton; ihr Eheherr aber nickte Barbara beruhigend zu und sagte: „Nur dies im voraus: Unser Johannes ist in der Nähe des Vaters, und etwas besonders Gutes über ihn bleibt für das letzte Ende. Doña Magdalena ist nur eben von echt kastilischer Art: erst der König, dann der Gemahl, dann die anderen, wie der Rang es vorschreibt. Hier zu Land und bei Euch daheim wär' es nicht jedermanns Sache. Frau Geduld und Ihr, junge Frau, waret besonders schlechte Kameradinnen, seit wir uns kennen.“

Ein wehmütiges Lächeln Barbaras bestätigte diese Behauptung, und als Frau Traut endlich fortfuhr, verriet der Klang ihrer Stimme, wie wenig ihr gerade jetzt mit Unterbrechungen gedient war.

„Daß Seine Majestät in Quiposcoa glücklich ans Land ging, ward Euch gemeldet. Zum Erbarmen war es, wie zu Jarandilla die Leute aus dem Gefolge, die nicht mit in die Einsamkeit sollten, sich bei der Trennung von dem lieben Herrn geberdeten. Die Leibwache warf die Hellebarden auf das Pflaster, und es gab auch sonst Jammer und Thränen genug.

„Am Sankt Blasientag*) zog Seine Majestät endlich in San Juste ein. Don Luis war, wie Ihr wißt, vorangereist, um das Haus für den Herrn in Ordnung zu bringen. Etwas Freundlicheres läßt sich kaum denken; denn ein grüneres Thal wie das von San Juste möchte es im ganzen Carpetanosgebirge, ja vielleicht in ganz Spanien nicht geben. Wie das jetzt im Maimond hier

*) Am 3. Februar 1557.

sproßt und blüht, ist schwer zu beschreiben. Das Gärtchen am Hause ist wohl gehalten und voll schöner Orangenbäume. In der Blüte spenden sie den köstlichsten Duft, und Seine Majestät hat es gern, wenn der Wind ihm den Wohlgeruch zuweht.

„In Eurem geräuschvollen Brüssel stellt man sich kaum vor, wie still es hier sein kann, lieber Meister. Nichts läßt sich hören als das Zwitschern eines Vogels, das Rauschen des klaren Baches, der das Thal durcheilt, und dazwischen der helle Schlag der Glöcklein und Cymbeln an den Uhren, die Seine Majestät mit hierher nahm. Auch ihr Ticktack ist manchmal vernehmbar. Zu bestimmten Stunden mischt sich das Geläut der Klosterglocken feierlich und bescheiden in das Schweigen.

„Die Hieronymiten im Kloster sind fromme Mönche. Ihrem Chor hört Seine Majestät bisweilen zu. Er leistet ganz Hübsches, seit unser Kavalier Hartschwert, den Ihr ja auch kennt, sich seiner annimmt.

„Aus alledem ersehtIhr, guter Meister, daß der Herr, bei dem Eure treue Seele wohl oft genug weilt, sich, von keinem Klosterzwang gehemmt, verschafft, wonach ihm der Sinn steht. Wohl ergibt er sich oft stundenlang frommen Uebungen und zieht sich auch in das schwarze Zimmer mit dem Sarge zurück, das Ihr ja kennt, — der alte Fleiß und die weltlichen Sorgen folgten ihm aber auch hierher. Fortwährend kommen und gehen die reitenden Boten, doch dürfen sie nicht in die Nähe des Hauses.

„Mehr Depeschen und Briefe als hier kann er auch in Brüssel schwerlich geschrieben und beantwortet haben.

„Wenn es mit dem andern nur gehen wollte wie

mit dem Geiste! Der ist so wach und rege wie nur je. Aber der Körper, der Körper. O Meister! Ich fürchte, daß das Ende nicht mehr fern ist, obgleich unser hoher Leidender besser aussieht als bei seinem Einzug.

„‚Das Tafeln!‘ klagt Meister Mathys; doch Ihr wißt ja gut genug, wie es damit bestellt ist.

„Drei Tage vergingen, seit ich diesen Brief begann. Von Eurem geliebten Herrn wißt Ihr nun das meiste; jetzt aber zu meinem Gemahle.

„Einen so schweren Dienst wie hier hatte er noch nirgends; denn der Großkomtur Don Luis de Avila ist Seiner Majestät nur ein lieber alter Kriegskamerad, mit dem er gern über Vergangenes redet. Auf meinem armen Eheherrn ruht alles. Neulich noch sagte er, er ertrüge es nicht länger, bei allen, die in San Juste ein und aus gehen, den Gastwirt zu spielen, der Agent für jedermann in ganz Spanien zu sein, der etwas von Kaiser Karl begehrt, und dabei fortwährend für die Person des kranken Gebieters zu sorgen. Dies Leben, meint er, könne wohl einer ertragen, der von seinen Gütern und der Welt Abschied genommen, er aber hänge noch an beidem und besonders auch an mir Aermsten, die seiner so lange entbehrte. Fünfundzwanzig Jahre dient er dem Herrn, und während dieser Zeit verlor er alle seine Brüder im Kriege. Ihm fielen die Güter zu, und das Auge des Herrn, wie lange ist es ihnen nun schon entzogen!

„Das alles gab mein Gemahl Kaiser Karl zu hören, und dennoch verweigerte er ihm den Urlaub nach Villagarcia. Vielmehr mußte ich in die Nähe des Gemahls ziehen und wohne nun mit Geronimo in dem elenden Dorfe Cuacos, das leicht von San Juste zu erreichen.

„Da wär' ich endlich bei dem Knaben angelangt, mit dem mich, die Arme, Kinderlose, die Jungfrau in unerschöpflicher Gnade beglückt, obwohl ich meinen Herrn und Gemahl um seinetwillen mit einem sündlichen Argwohn beleidigt.

„Hier muß ich zum drittenmal mit dem Schreiben beginnen.

„Es war gut, daß Geronimo von dem Geiger Massi und Leganes fortkam; denn man hatte ihn dort wie einen kleinen Wilden heranwachsen lassen. Bevor er gehorchen lernte, durfte er dort befehlen. Ernsten Widerspruch leistete ihm niemand, und so galt es in Villagarcia zunächst, ihn an Zucht zu gewöhnen, an Gehorsam und adlige Sitte. Die Mühe war nicht schwer, und wie reich belohnte sie der Knabe! Jetzt steht er im zwölften Jahre, und wie würde Euer braves Weib staunen, Adrian, wenn sie den Pflegling wiedersähe. Glaubt nicht, daß es blinde Liebe ist, wenn ich versichere, daß in allen Reichen des Königs Philipp wenig schönere Knaben zu finden sein möchten. Sein Wuchs ist schlank, aber nur von etwas mehr als mittlerer Größe; doch wie aufrecht und edel ist dafür seine Haltung, wie ebenmäßig entwickelt sich sein geschmeidiger Körper. Aus dem fein geschnittenen Antlitz und aus den großen blauen Augen leuchtet ihm der kühne Mut, der ihm die Seele erfüllt und den er beim Reiten, auf der Jagd, beim Fechten und Stockspiel bewährt. Die Fülle des welligen Blondhaares verblieb ihm. Unter tausend anderen Knaben wird ihn niemand übersehen. Auch Don Luis gesteht zu, daß er zu Hoheit und Ehre geboren. Jede ritterliche und fürstliche Tugend erfüllt ihm das Blut. Auch das der Mutter konnte es nicht trüben."

Hier hielt Frau Traut inne, um auf Barbara zu schauen, die ihr mit fliegendem Atem gefolgt war.

Es that ihr leid, den letzten Satz nicht unterdrückt zu haben, doch war er ihr im Eifer des Uebersetzens unwillkürlich über die Lippen geflossen, und da sie kein beschönigendes Wort fand, las sie weiter:

„Mir ist Geronimo ein teures Kind geworden. Er hält mich auch für seine rechte Mutter und hängt mit kindlicher Liebe an mir. Solchen Sohn diesem erhabenen Vater zuzuführen, war von den Freuden, die der Himmel mir schenkte, die größte.

„Als mein Page gekleidet, ritt er mit mir Seiner Majestät bis Jarandilla entgegen. Dem kaiserlichen Herrn, von dem er nicht ahnte, wie nahe er ihm stand, sollte er ein Körbchen voll ausgesucht schöner Orangen aus unserem Garten in Villagarcia überreichen, den Ihr ja kennt.

„Dicht neben Seiner Majestät schwang der junge Reiter, der sein Rößlein zu tummeln versteht, sich aus dem Sattel, neigte mit edlem Anstand das Knie, lüftete das Federhütlein und reichte mit der Linken auf dem Herzen das kleine Geschenk seinem Kaiser und Herrn. Der saß, weil das Wetter mild war, in der offenen Sänfte, und wie er Geronimo erblickte, prüfte er ihn mit dem scharfen Herrscherblicke und schaute dann meinem Gemahl fragend ins Antlitz. Da nickte Don Luis ihm die Antwort zu, die er zu erhalten begehrte, und ein sonniges Lächeln flog ihm über die abgemagerten leichenfarbigen Züge. — Dann nahm er die Orangen in Empfang, strich dem Sohne über die Locken, legte ihm einige kurze Fragen vor, die er bescheiden, doch treffend beantwortete, und rief

dann meinem Gemahl zu: ‚Dieser Knabe soll in meiner Nähe verbleiben.‘

„O, wie das alles mir wohl that! Jetzt geht Geronimo frei bei Seiner Majestät aus und ein, und was mich mit antrieb, diesen Brief zu schreiben, ist ein Ereignis, dem ich von ungefähr zuschaute und das Euch, Adrian, und Euer gutes Weib erfreuen wird, wie es mir das Herz mit heißem Dank erfüllte. So hört denn: Der Kaiser scheint Geronimos, wenn er ihm in Gegenwart Fremder begegnet, nicht mehr oder weniger zu achten als anderer Edelknaben, die nach San Juste kommen. Nur manchmal ruft er ihn zu sich heran, fragt ihn etwas, oder erteilt ihm wohl auch einen kleinen Auftrag. Andere brauchen es kaum zu bemerken, — mir entgeht es aber nicht, wie sein Blick sich dabei aufhellt. Neulich nun schaute ich durch die offene Thür, die aus dem Arbeitszimmer Seiner Majestät in den Garten führt, und was vergönnt mir da die Jungfrau zu schauen? — Geronimo ist allein mit dem Kaiser, hebt ein Blatt auf, das zur Erde geflattert ist, und reicht es ihm hin. Da hebt Kaiser Karl plötzlich die armen Hände — o wie sie von Gichtbeulen entstellt sind! — legt sie dem Knaben an die Schläfen, zieht sein Haupt näher zu sich heran und küßt ihm Stirn und Augen! Der weltflüchtige, von Leid und Enttäuschung gebrochene fünfte Karl, der das thut! Mit diesem Kusse — Don Luis fühlte es mit mir — war die Aufnahme des Sohnes in das Vaterherz besiegelt.“

Hier ließ Frau Traut das Blatt sinken. Die Stimme hatte ihr schon während der letzten Sätze beim Vorlesen versagt; jetzt stieß sie unter Thränen hervor: „Der Kuß des Kaisers,“ und ihr Gatte rief, von nicht minder tiefer

Rührung ergriffen: „Kaiser Karl — niemand weiß ja wie ich, was das bedeutet — Kaiser Karl, den das Herz zwingt, einen andern zu küssen.“

Da erhob sich Barbara tief atmend und mit hochgeröteten Wangen.

Es war ihr, als sollte sie den guten Leuten dort zurufen: „Was wißt ihr von dem Kuß meines Geliebten? Ich, ich allein, nicht Du, armer, guter Mann dort, könnte es euch sagen. Wie gering und elend ich auch sein mag, — stolzerer Erinnerungen als ich darf kein Weib auf Erden sich rühmen, — und nun er auch sein Kind küßte und meines, ist ihm alles vergeben.“

Stumm und tief atmend stand sie vor dem bewegten Paare, das auf eine Anrede wartete, auf einen Ausbruch des Dankes und Entzückens; doch nur ein heftiges Zucken war an ihren Lippen bemerkbar, und ihre blauen Augen strahlten in feurigem Glanze.

Was sie nur hatte?

Beklommen wandte Frau Traut sich dem Gatten zu, um ihn leise zu fragen, ob die Freude der armen jungen Frau den Sinn verwirrt habe; doch schon hatte Barbara sich wieder gesammelt, und indem sie sich schnell über die Stirn strich, stieß sie leise hervor: „Gar zu mächtig ist es über mich gekommen.“ Dann dankte sie ihnen mit aufrichtiger Wärme; als aber Frau Traut die himmlische Güte Doña Magdalenas pries, nickte sie ihr zwar beipflichtend zu, doch verabschiedete sie sich bald; denn sie fühlte sich wie gelähmt und geblendet.

Sechzehntes Kapitel.

Auf dem Heimwege drückte Barbara sich manchmal mit der rechten die linke Hand, um sich zu überzeugen, daß kein Traum sie umfange.

Diesmal fand sie den Gatten daheim.

Auf den ersten Blick sah er ihr an, daß ihr etwas Ungewöhnliches begegnet sei; sie aber ließ ihm keine Zeit, sie zu fragen, sondern schaute sich nur um, ob sie mit ihm allein sei, und sprudelte dann wie außer sich hervor: „Ich trag' es nicht länger. Auch Du mußt es wissen. Aber es ist ein großes Geheimnis.“ Dann ließ sie auch ihn schwören, es streng zu bewahren, und er that ihr, schwer beängstigt, den Willen.

Wie der Vater Barbaras war auch er der Meinung gewesen, der Kaisersohn sei nur ins Leben getreten, um es wieder zu verlassen. Barbaras: „Ich habe kein Kind mehr. Es wurde mir genommen,“ hatte er in der nämlichen Weise wie der alte Herr gedeutet und zartfühlend nie wieder dieser vergangenen Dinge vor ihr gedacht.

Während er den Eid leistete, war er auf das Schlimmste gefaßt gewesen; als sein Weib ihm aber in stürmischer Erregung, so schnell, daß die Worte einander

jagten, zu wissen that, wie man sie ihres Knaben beraubt und wie es sein kaiserlicher Vater mit ihm gehalten, wie sie sich nach ihm gesehnt und was sie für ihn erbetet, wie elend sie in der Angst um dies Kind gewesen, und daß der Brief Doña Magdalenas ihr jetzt gestatte, das Höchste und Größte für den Knaben zu erwarten, stand der große, starke Mann ihr wie ein ertappter Sünder mit niedergeschlagenem Blick gegenüber, und seine Hand klammerte sich um den Rand der Platte des Tisches, der ihn von ihr trennte.

Sie sah, wie seine breite, hochgewölbte Brust sich hob und senkte, und frug sich, was das Zucken in seinen mannhaften Zügen bedeute; bevor sie aber noch Zeit gefunden, ein beruhigendes Wort an ihn zu richten, stieß er hervor: „Ich schwur und werde schweigen; aber morgen oder in einem Jahr oder in zweien werden es sich die Spatzen auf den Dächern erzählen, und dann, dann... Mein guter Name! Die Ehre!“

Da erfaßte sie ein wilder Unwille, und ihrer selbst nicht mehr mächtig, rief sie ihm ins Antlitz: „Ob der Tod mir das Kind entriß oder sein Vater, was macht es aus? Hier kommt es nur darauf an, ob Dir bekannt war, daß ich seine Mutter, und es wurde nicht verborgen vor Dir gehalten. Trotzdem kamst Du und begehrtest mich zum Weibe. — So ist es gewesen! Und — daß Du's weißt! — durch mich, durch die Mutter des lebenden Kindes, wirst Du so viel oder so wenig entehrt wie durch die des toten. Pfui über die Ehre, die Schaden leidet unter dem Gezwitscher der Spatzen! Was die Lästerzungen mir als Schande nachreden, das, gerade das halt' ich für meine höchste Ehre; Du aber,

bist Du anderer Meinung und warst es schon, als Du um mich freitest, dann thätest Du besser, weniger laut mit dem stolzen Worte ‚Ehre‘ zu prahlen, und dann sind wir geschiedene Leute.“

Mit zitternden Lippen war Pyramus diesen Anklagen und dieser Drohung gefolgt. Sein schlichter, aber gerader Geist fühlte, daß sie, was ihn selbst betraf, im Rechte sei, und sie war so schön in ihrem Zorn, wie er sie nicht seit den glänzenden Tagen ihrer jugendlichen Selbstüberhebung gesehen. Die Furcht, sie zu verlieren, ergriff mit jäher Gewalt sein armes, ihr völlig unterthäniges Herz, und um Vergebung stammelnd, bekannte er, daß die Ueberraschung ihn verwirrt und daß er ihr in zehn Jahren gezeigt zu haben meine, wie hoch er sie halte, trotz des Geredes der Leute. Dabei streckte er ihr mit einem flehenden Blicke die große, ehrliche Hand entgegen, und sie überließ ihm auch kurze Zeit die ihre.

Dann begab sie sich in die Kirche, um sich zu sammeln und das übervolle Herz zu entlasten. Eine grenzenlose Verachtung gegen den Mann, an den sie gebunden, erfüllte ihr das Herz; doch fühlte sie auch, daß sie ihm Dank schulde, daß er nur schwach sei aus Liebe, und daß sie um der Kinder willen das Joch weiter tragen müsse, das sie sich selbst auferlegt hatte.

Sein Dasein war hinfort für ihr Empfinden und Handeln von verschwindend geringer Bedeutung, zumal er ihr auch überließ, über ihr Knabenpaar zu schalten. Er durfte es sich gefallen lassen; denn sie sorgte dafür, daß Konrad den besten Unterricht erhielt, damit er später zwischen dem Kriegsdienst und der Rechtswissenschaft wählen könne; seinen jüngeren Bruder ließ sie zum Geistlichen

erziehen, und die Neigung des Knaben kam ihr dabei entgegen.

Die Furcht, Kaiser Karl könnte den Knaben, den sie liebte, dennoch dem Kloster überliefern, verließ sie nie. Sie meinte aber, den Himmel bestimmen zu können, von dem Anspruch auf ihren Johannes zu lassen, den er ohnehin für das weltliche Leben bestimmt zu haben schien, indem sie ihm ihr jüngstes Kind weihte.

Während sie auch den Hausstand nicht vergaß, weilte ihr Geist doch fortwährend in Spanien. Ihre Spaziergänge richteten sich gewöhnlich nach dem Palaste, um dort zu erkunden, wie es dem stillen Manne in San Juste ergehe, und ob noch kein Gerücht ihres Kaisersohnes gedenke.

Nach dem großen Siege, den Graf Egmont elf Monate nach dem von Sankt Quentin gegen die Streitmacht Frankreichs erfochten, gab es genug in Brüssel zu sehen. Der glückliche Feldherr wurde mit begeisterter Hingabe gefeiert. Egmonts Name war in aller Munde, und als auch sie den schönen stolzen, jungen Helden, den ein ganzes Volk gleichsam auf Händen trug, in Sammet, Seide und funkelndem Edelsteinschmuck prunkend, das feurige Roß bändigen und mit liebenswürdigem Lächeln der jubelnden Menge danken sah, meinte sie einen Blick in die Zukunft zu thun und den Vorläufer dessen zu erblicken, dem einst ähnliche Huldigungen zu teil werden sollten.

Warum hätte sie sich solchen Hoffnungen nicht hingeben sollen? Ging doch schon das Gerücht, Margareta von Parma, die Tochter des Kaisers und jener Johanna van der Gheynst, die die erste Liebe Karls gewesen, die

Schwester ihres Knaben, sei ausersehen, die Niederlande als Statthalterin zu regieren.

Weswegen sollte dem Sohne Karls geringere Ehre bevorstehen als seiner Tochter?

Plötzlich aber erlosch die festliche Freude in der heiteren Residenzstadt; denn im Herbste des Jahres, das den König Ferdinand, den Bruder Karls, im März die Kaiserkrone hatte aufsetzen sehen, erhob sich das Gerücht, der Einsiedler von San Juste habe die Augen geschlossen, und wenige Tage später sollte es Bestätigung finden.

Der Gatte war es, der Barbara von dem Verlust unterrichtete, der sie und die Welt mit ihr betroffen. Er that es mit aller Schonung und sah der Wirkung dieser erschütternden Kunde auf sein Weib mit Besorgnis entgegen; Barbara aber entfärbte sich nur und sagte dann leise und mit feucht schimmernden Augen: „Auch er war nur ein sterblicher Mensch.“

Darauf zog sie sich in ihr Gemach zurück und zeigte sich auch am nächsten Tage weder dem Manne noch den Kindern. Schon lange hatte sie dem Tode Karls entgegengesehen, er traf sie aber dennoch aufs tiefste.

Etwas Heiliges, das ihr und ihr allein angehörte, war dieser Schmerz. Wie eine Entweihung wäre es ihr erschienen, ihn dem ungeliebten Gatten zu zeigen, und sie fand die Kraft, ihn in sich selbst zu verschließen.

Wie verödet wollte das eigene Herz ihr erscheinen. Sein vornehmstes Ziel für Liebe und Haß hatte es verloren.

Lange Tage widmete sie sich in stiller Zurückgezogenheit dem Andenken an den Verstorbenen, bald aber entfaltete ihre rege Einbildungskraft wieder die Schwingen, und in

den neuen Schmerz mischten sich leise Hoffnungen für den Knaben in Spanien, die zu hochfliegenden Erwartungen anwuchsen und zu quälender Angst.

Der kaiserliche Vater war tot. Was stand nun dem Sohne des Allvermögenden bevor?

Wie hatte er über sein Schicksal verfügt?

War es denkbar, daß er ihn noch für den geistlichen Stand bestimmte, nun er seine Begabung und Neigungen kennen gelernt?

Seit sie erfahren, der Sohn habe sich das Herz des Vaters gewonnen, und der Kaiser durch seinen Kuß ihn gleichsam sich zu eigen gemacht, hoffte sie zuversichtlich, Karl würde ihm die Größe, die Ehren, den Glanz gewähren, die sie zu Landshut, als sie seiner entsagt, für ihn vorausgesehen hatte und auf die seine Geburt ihm Anspruch verlieh. Doch die frühe Erfahrung, was sie mit besonders froher Sicherheit erwarte, treffe selten ein, veranlaßte sie immer wieder, sich zu der bangen Sorge zu zwingen, schriftliche Verordnungen des Dahingegangenen würden Johannes in das Kloster verweisen.

So vergingen ihr die nächsten Wochen in stetem Wechsel von beklemmenden Befürchtungen und hochfliegenden Hoffnungen, die Nächte aber in marternder Furcht.

Alle Frauen der besseren Stände trugen Trauerkleider, und zwar aus doppeltem Anlaß; denn bald nachdem die Nachricht vom Tode des Kaisers nach Brüssel gelangt war, hatte auch die Gemahlin des Königs Philipp, die Engländerin Marie Tudor, die Augen geschlossen. Es fiel darum nicht auf, daß sie Witwenkleider anlegte, und es that ihr wohl, sie tragen zu dürfen, ohne Pyramus zu kränken.

Zu der großen Totenfeier, die König Philipp zu Ehren seines verklärten Vaters in den letzten Dezembertagen zu Brüssel veranstalten ließ, gehörte auch die Prozession, bei der die leitenden Kräfte der Brabanter Hauptstadt ihre Erfindungsgabe, ihre Prachtliebe, ihre Gelehrsamkeit und den Witz, den sie fortwährend als Mitglieder blühender Dichtergenossenschaften übten, glänzen lassen konnten. Es gehörte dazu ein Schiff mit schwarzen Segeln, an dessen Kiel, Mast und Steuer die Hoffnung mit dem Anker, der Glaube mit Kelch und Kreuz und die Liebe mit dem brennenden Herzen standen. Andere ähnliche Schaustücke stellten den Ernst der Trauer um diesen Verstorbenen in gerechte Frage, und doch wurden ihm viele echte Thränen nachgeweint. Freilich führte der Wind, der das schwarze Segel des Prunkschiffes blähte, ihm auch manche Anklage und Verwünschung nach; befanden sich doch unter den Zuschauern der Prozession nur zu viele, deren Trauergewänder nicht dem verstorbenen Monarchen, sondern den liebsten Angehörigen galten, die die von ihm erlassenen schonungslosen Verordnungen als Bibelleser oder Irrgläubige dem Henker überantwortet hatten.

Barbara waren diese ihrer Zeit und neuen Heimat so wohlgefälligen Schaustellungen noch lange nicht groß und prächtig genug. Für diesen Verstorbenen erschien ihr auch das Herrlichste zu gering.

Bei keiner Messe, die für das Heil seiner Seele gelesen wurde, fehlte sie, und nicht nur äußerlich nahm sie teil an der heiligen Handlung, sondern folgte ihr mit inbrünstiger Andacht. Als verklärter Geist würde er erkennen, wie sie ihn einmal gehaßt; doch er sollte auch sehen, wie innig sie ihn noch immer liebte.

Nun er nicht mehr war, mußte sich auch herausstellen, in welcher Weise er des Sohnes gedacht, den er in der Einsamkeit liebgewonnen hatte, welcher Lebensweg Johannes durch den Vater vorgeschrieben wurde.

Aber so sehnsuchtsvoll sie auch nach Spanien hinüber und an ihren Knaben dachte, so oft sie zu den Dubois und in die Statthalterei ging, um Neues zu erfahren, über ihr Kind gab es nichts zu vernehmen.

Viele Bestimmungen des kaiserlichen Testaments wurden bekannt, ihres Sohnes aber geschah keine Erwähnung. Dennoch konnte Karl seiner nicht vergessen haben, und Meister Adrian versicherte, bald würde sich erweisen, daß er den Knaben Johannes in dem letzten Willen nicht übergangen, und er that es in einer Weise, aus der sich schließen ließ, daß er mehr wisse, als er eingestehen wollte oder konnte.

Das alles steigerte die Ungeduld Barbaras aufs höchste und veranlaßte sie, mit verdoppeltem Eifer zu spähen und zu forschen. Um keinen Preis hätte sie in dieser Zeit der Entscheidung die Residenz verlassen, und obgleich der Mann sie dringend ersuchte, die Heilquelle wieder aufzusuchen, die ihr so wohlthat, blieb sie in Brüssel.

Im August sah sie König Philipp nach Spanien aufbrechen und als seine Statthalterin Margareta von Parma, die Schwester ihres Sohnes, die Regierung der Niederlande antreten.

Bei verschiedenen Gelegenheiten gelang es ihr, die stattliche Dame mit den klugen, wohlwollenden und trotz des berühmten Bärtchens auf der Oberlippe nichts weniger als unschönen Gesichtszügen aus der Nähe zu sehen, und

ihr ansprechendes Wesen verlieh ihr den Mut, sie um eine Audienz zu ersuchen, um von ihr, was auch immer über ihr Kind zu erfahren. Es war indes vergebens; denn auch die Herzogin hatte keine Kunde von dem Dasein eines zweiten Sohnes ihres Vaters erhalten, und diesmal war es Granvella, der die Statthalterin verhinderte, die Frau zu empfangen, die ihr wahrscheinlich von dem Knaben geredet hätte, über dessen Schicksal König Philipp noch keine Entscheidung getroffen.

Von dieser neuen Enttäuschung niedergedrückt, verbrachte sie den Oktober; doch auch er verging, ohne ihr Beruhigung zu gewähren.

Fast schien es thöricht, sich noch weiter in hochfliegenden Erwartungen zu wiegen; doch die Hoffnung, die das Mutterherz für das Kind hegt, erlischt erst mit seinem letzten Schlage, und wenn das Testament Kaiser Karls ihrem Johannes nicht zu seinem Rechte verhalf, — dann that es die gnadenreiche Jungfrau, mußte es sein, durch ein Wunder.

Und ihr treues Festhalten an der Hoffnung wurde belohnt; denn als sie eines Tages nach einem neuen vergeblichen Gange gesenkten Hauptes nach Hause kam, fand sie daheim Hannibal Melas als Ueberbringer einer wichtigen Nachricht.

Zum letzten Willen des Kaisers gehörte ein Kodizill, das auch einen Sohn Seiner Majestät betraf; außerdem aber hatte Karl wenige Tage vor seinem Ende auch Barbaras gedacht, und den Nachfolger Meister Adrians, Ogier Bodart, beauftragt, in Brüssel eine Leibrente für sie zu kaufen.

Das alles hatte Hannibal geheimen Depeschen ent=

nommen, die gestern bei Granvella eingetroffen waren. Daß er sie von ihrem Inhalt unterrichtete, konnte ihm den Dienst kosten; doch wie oft hatte sie ihn beschworen, ihrer zu gedenken, wenn aus Valladolid Nachrichten kämen, die eines Knaben Namens Geronimo oder Johannes gedächten, und wie viel Güte hatte sie ihm schon als armen Sängerknaben erwiesen.

Endlich, endlich sollte sich der heißeste Wunsch ihres Herzens erfüllen. In dem Kodizill sah sie die Brücke, die ihren Sohn zu Glanz und Herrlichkeit führte, und bis in die letzten Stunden seines Daseins hatte Kaiser Karl auch ihrer gedacht.

Nicht nur entlastet fühlte sie sich, sondern wie von Flügeln getragen. Welche von diesen beiden Nachrichten sie glücklicher machte, hätte sie nicht zu bestimmen vermocht. An die Vermehrung ihrer Einkünfte dachte sie nicht einmal. Was galten sie auch neben der Gewißheit, daß Karl ihrer bis ans Ende nicht vergessen.

Ihren Mann machte es glücklich, sie so sonnig heiter zu sehen. So bis zum Uebermut froh hatte sie zu keiner Zeit mit den Kindern gespielt und getobt.

Und mehr!

Zum erstenmale tönte das bescheidene Haus des Musterungskommissars von dem Gesange der Herrin wider.

Wenn er auch nicht mehr so frei war von Schärfe und Härte wie früher, verletzte er doch keineswegs das Ohr; ja man hörte es noch jedem Tone an, wie fein ihre Stimme geschult war. Mit dem „Quia amore langueo“ aus dem Marienliede Josquins hatte sie das lange Schweigen gebrochen und es in ihrem stillen Gemach gleichsam

demjenigen gewidmet, dem dieser Sehnsuchtsruf so teuer gewesen. Im Andenken an ihn, und um ihm zu danken, waren ihr dann noch andere geistliche Stücke, die er gern gehört hatte, von den Lippen geklungen.

Ihrem Gatten drangen die kleinen deutschen Volkslieder, die sie später sang und die die Knaben entzückten, tief in die Seele, und sie selbst fand zum erstenmale, daß es der Kunst nicht Hohn spreche, wenn sie sich wieder mit der Stimme, wie sie nun einmal war, der Freude des Gesanges hingab.

Brachte das Kodizill dem Sohne, was sie ihm wünschte, vermochte sie, wenn ihre Stimme die Schärfe verlor, die ihr jetzt noch anhaftete, ihrer teuren Kunst wieder als nicht ganz unwürdige Priesterin zu dienen, dann fiel ihr vielleicht doch noch einmal das längst aufgegebene Anrecht zu, sich glücklich zu nennen.

Morgen wollte sie Appenzelder aufsuchen, der sie, wenn sie ihm auf der Straße begegnete, immer freundlich ansprach, um seinen Rat einzuholen.

Wenn Wolff nur da gewesen wäre!

Er, der auch mit Frauenstimmen umzugehen verstand, würde ihr am besten angeben können, wie es mit den neuen Gesangübungen zu halten.

Und es war, als sollte in diesen Tagen keiner ihrer Wünsche unerfüllt bleiben; denn schon am nächsten Nachmittag, als sie sich eben anschickte, dem Knabenchormeister einen Besuch abzustatten, meldete die Magd einen fremden Herrn.

Da trieb eine frohe Ahnung sie in das Vorhaus, und dort stand Wolff Hartschwert in eigener Person, als vornehmer Kavalier in schwarzer spanischer Hoftracht. Ein

ganzer Mann war aus ihm geworden, und seiner Erscheinung fehlte es sogar nicht an dem „sosiego“, die gelassene Würde des kastilischen Edlen, die Don Luis Quijada ein so vornehmes Ansehen verlieh.

Freilich fiel seine Begrüßung lebhafter und herzlicher aus, als es der echte „sosiego“, der eigentlich „Ruhe“ bedeutet, zugelassen hätte. Auch die Art, mit der Wolff seine Freude über den neuen Wohlklang der Stimme Barbaras zu erkennen gab, und sie leise bat, ihnen die Kinder und Frau Lamperi, die ihn zu begrüßen kamen, auf einige Zeit fern zu halten, war nichts weniger als geduldig.

Was er nur hatte?

Gutes mußte es doch wohl sein.

Als das Licht ihm durch ihr Blumenfenster ins Gesicht schien, glaubte sie es an dem Lächeln zu erkennen, das ihm den Mund umspielte. Und sie irrte nicht und brauchte auch nicht lange auf die beglückende Kunde, der sie entgegensah, zu warten; denn sein Verlangen, ihr mitzuteilen, was außer der Frau Statthalterin, der es vielleicht gerade jetzt sein Reisegefährte, der Großkomtur Don Luis de Avila, als Bote des Königs Philipp berichtete, noch kein Mensch in den niederländischen Provinzen wissen konnte, war nicht viel geringer als das ihre, ihn anzuhören.

Vor kaum einer Stunde war er zugleich mit dem Großkomtur zu Brüssel aus dem Sattel gestiegen, und sein erster Besuch galt ihr, die, was er zu berichten hatte, glücklich machen mußte, noch viel glücklicher als ihn und die Frau im Gartenhause unweit des Palastes, die den Kaisersohn kaum weniger fest ins Herz geschlossen als die eigene Mutter.

Auf der weiten Reise hierher hatte er sich fortwährend gefreut, es ihr hinter einander, wie es gekommen war, mitzuteilen, sie aber unterbrach schon seinen ersten Satz mit einer Frage nach dem Ergehen ihres Johannes.

„So gut, daß es schwerlich je einem Knaben in der glücklichsten Lebenszeit besser erging," lautete die Antwort, und ihr Inhalt, sowie der Ton, in dem sie erteilt wurde, drang Barbara ins Herz wie Engelsgrüße aus dem weit geöffneten Himmel. Er aber fuhr fort mit seinem Berichte, und als er ihn trotz hundert Zwischenfragen in großen Zügen zu Ende gebracht, wankte sie wie von Wein berauscht zu dem Gnadenbilde am Fensterpfeiler und warf sich mit hoch erhobenen Händen vor ihm auf die Kniee.

Da hatte Wolff sich, unbemerkt von ihr, stillschweigend entfernt.

Siebzehntes Kapitel.

Am nächsten Nachmittag suchte Wolff Barbara wieder auf, und nun erst gelang es ihm, ihr hinter einander und eingehender zu erzählen, was er gestern, fortwährend von ihrer Ungeduld unterbrochen, in krausem Durcheinander berichtet.

Der Musterungskommissär war wie gewöhnlich unterwegs, und Barbara hatte Sorge getragen, daß niemand sie störe.

Tiefe Stille herrschte in dem behaglichen Zimmer, und Wolff hatte sich der jungen Frau gegenüber auf dem Lehnstuhle niedergelassen, als er auf ihre Bitte von neuem zu erzählen begann. Sie hatte ihm von dem Briefe seiner Gebieterin berichtet und daß er sie bis zum Aufenthalte des Kaisers in San Juste geführt.

Dort begannen denn auch die neuen Mitteilungen des Freundes.

Im Frühling des vorigen Jahres war Wolff wieder von Valladolid aus, wo er im Winter den Kirchengesang als Primero der geistlichen Musik leitete, nach Cuacos in der Nähe von San Juste berufen worden, wo die Gemahlin Quijadas mit ihrem Pflegesohne Geronimo wohnte.

Von dort aus hatte er sich öfter mit Doña Magdalena und dem Knaben in die Nähe des Kaisers begeben und ihn auch mehrmals gesehen.

Was der Brief der Gattin Quijadas berichtet, traf auch für die letzten Monate des hohen Einsiedlers zu. Wohl widmete er sich bisweilen frommen Uebungen und stillem Nachdenken, gewöhnlich aber beschäftigte er sich mit der Politik, dem Lesen und Diktiren von Depeschen. Auch damals noch empfing er nicht wenige Besuche. Der Knabe Geronimo durfte, wenn er von Cuacos herüberkam, frei bei ihm aus und ein gehen, und der Kaiser schien ihn sogar Don Carlos, dem einzigen Sohne des Königs Philipp, seinem Enkel, vorzuziehen, der bestimmt war, das Haupt seines Hauses zu werden; wenigstens sprach das Verhalten Karls für diese Meinung.

Bei seiner Rückkehr nach Spanien hatte er den Großsohn zu Valladolid kennen gelernt.

Es war ein Knabe mit wohlgebildeten, etwas krankhaften Zügen und mit schwächlichem Körper. Natürlich wandte der Großvater ihm die lebhafteste Teilnahme zu, und der Einfluß des berühmten Siegers in so vielen Schlachten auf den zwölfjährigen Prinzen war der allerbeste.

Kaum aber hatte Karl Valladolid verlassen, als die höchst gefährlichen Neigungen des leidenschaftlichen Knaben mit erneuter Heftigkeit hervorbrachen. Der weltflüchtige Menschenkenner hatte sie wohl bemerkt; als aber seine Erzieher und besonders auch die Tante des jungen Uebelthäters, Juana, die Tochter Kaiser Karls, ihn dringend baten, den Enkel, dessen Anwesenheit ihn wenig stören würde, auf einige Zeit nach San Juste kommen zu lassen, weil sein Einfluß auf Don Carlos von unschätzbarem

Werte sein würde, schlug der Großvater dies Ansinnen aufs entschiedenste ab.

Dagegen hatte der Kaiser seinen Sohn Geronimo nicht nur um sich geduldet, sondern sich seiner Gegenwart gefreut; denn dem stillen Dulder waren die Augen aufgeleuchtet, wenn er ihn wahrgenommen hatte. Mehrmals, versicherte Wolff, sei dieser erfreuliche Anblick ihm zu teil geworden.

Wie das Barbara das Herz hob, wie sie auflauschte, als Wolff darlegte, wie wohlbegründet die Neigung Seiner Majestät für diesen schönen, höchst liebenswürdigen, lenksamen, ehrlichen und dazu freimütigen und kühnen Knaben gewesen sei.

Für die Wissenschaft und alles was aus Büchern zu lernen, zeige er freilich auch jetzt noch geringe Neigung; dafür gebe er sich aber mit wahrhaft feurigem Eifer den ritterlichen Uebungen hin, die seit dem Tode Seiner Majestät Quijada selbst leitete, und in denen er ein Meister zu werden verheiße. Uebrigens könne man ihn, wenn man auf seinen Ehrgeiz wirke, zum Aufgebot aller Kräfte bringen, und wenn es die Erzieher darauf anlegten, was geflissentlich unterbliebe, würde es ihnen nicht schwer fallen, auch einen Gelehrten aus ihm zu machen.

Unbemerkt sei er von keinem der großen Herren geblieben, die in San Juste dem Kaiser aufgewartet hatten und ihm begegnet waren. Der venetianische Gesandte Bodoaro habe ihn selbst gefragt, wer dieser prächtige junge Edle sei.

Als der Tod schon die Hand nach dem Kaiser ausstreckte, sei er immer noch von Geschäften überbürdet gewesen, und die ketzerische Bewegung, die damals in

Spanien entdeckt worden war, habe ihm Kummer bereitet, zumal ihm persönlich bekannte Männer und Frauen aus so vornehmen Familien wie die Posa und de Rojas an ihr teilgenommen hätten.

Das Ende des Monarchen sei dann schneller eingetreten, als man erwartet. Dem Autodafé, bei dem die Ketzer dem Flammentode überliefert wurden, habe er nicht mehr beiwohnen können. Er hätte es gern gethan und nach dieser traurigen Erfahrung auch bedauert, dem deutschen Verführer Luther das versprochene freie Geleit gehalten zu haben.

Bevor plötzlich eine verhängnisvolle Schwäche eintrat, sei sein Befinden eher besser als vorher gewesen; dann aber hätte die Stimme ihm versagt und Quijada an seinem Bette niederknieen müssen, damit er verstehe, was er ihm noch ans Herz zu legen wünschte. Dabei hatte der Sterbende den Wunsch geäußert, Don Luis möge Geronimo der Liebe seines Sohnes Philipp empfehlen.

Auch der Geliebten aus besseren Tagen hatte er gedacht, und als Barbara darauf bestand, zu erfahren, was er über sie geäußert, hielt Wolff, der es von Don Luis erfahren, nicht damit zurück.

Ueber ihren widerspenstigen Sinn hatte er Klage geführt. Wäre sie gehorsam ins Kloster gegangen, hätte er sich und ihr das Leid ersparen können, sie so streng von seiner Person fern zu halten. Zuletzt habe er auch ihres Gesanges mit schwärmerischem Entzücken gedacht. In der Nacht sei ihm dann das „Quia amore langueo“ aus dem Marienliede ganz leise von den Lippen geklungen, und als er wahrgenommen, daß Don Luis ihm zuhörte, hatte er ihm zugemurmelt, nicht der irdischen,

der himmlischen Liebe gemahne ihn dieser Sehnsuchtsruf sondergleichen.

Bei dieser Mitteilung verbarg Barbara das Antlitz in den Händen, und Wolff hielt inne, bis sie das Schluchzen bewältigt hatte, das ihr die Brust erschütterte.

Dann fuhr er fort, — und sie hörte ihm mit nassen Augen und gefalteten Händen andächtig zu.

Der Erzbischof von Toledo war zu ihm berufen worden und hatte vorausgesagt, Karl würde übermorgen, am Matthäustage, sterben. Am St. Matthiätage sei er geboren, und an dem des Matthäus,*) der der Bruder und Mitjünger des Matthias gewesen, stehe ihm bevor, aus dem Leben zu scheiden.

So war es geschehen, — und Barbara dachte daran, daß auch sein und ihr Sohn am Tage St. Matthiä das Licht der Welt erblickt hatte.

Der Todeskampf Karls war schwer gewesen. Als Meister Mathys den Anwesenden endlich leise zurief: Jam moritur,**) scholl ihm über die brechenden Lippen der laute Ruf: „Jesus", und entseelt sank er in die Kissen zurück.

Noch einmal mußte Wolff hier der weinenden Freundin Zeit gewähren, sich zu sammeln.

Was er von nun an zu berichten hatte, war — sie wußten es beide — wohl geeignet, die Zähren, die Barbara dem Andenken des teueren Verstorbenen weihte, in Freudenthränen zu verwandeln.

Während sie die Augen trocknete, schilderte Wolff die große Unruhe, die sich nach dem Tode Karls der Quijadas in Villagarcia bemächtigt.

---

*) 12. September 1558.

**) Jetzt stirbt er.

Das Kodizill war vorhanden und Don Luis mit seinem Inhalte vertraut. Wie aber würde sich König Philipp zu ihm stellen?

Doña Magdalena wußte sich nicht vor banger Erwartung zu lassen. Die nächste Zukunft mußte über das Schicksal Geronimos entscheiden, und so wallfahrtete sie denn mit dem Liebling zu der Madonna von Guadelupe, um mit ihm für das Heil der Seele des Kaisers zu beten und die gnadenreiche Jungfrau anzuflehen, auch seiner, Geronimos, huldreich zu gedenken.

Bis dahin hatte der Knabe das Quijadasche Paar für seine Eltern gehalten und Doña Magdalena wie der zärtlichste Sohn geliebt. Auch nicht mit der leisesten Ahnung hielt er sich für ein Kind des Kaisers. Uebrigens genügte ihm auch völlig das Los, der Sohn eines Granden und das Kind einer so guten, zärtlichen und schönen Mutter zu sein.

Beinah' ein ganzes Jahr dauerte für das Quijadasche Paar diese aufregende Erwartung; denn so lange währte es, bis König Philipp endlich die Niederlande verließ und in Valladolid eintraf.

Den Todestag seines Vaters verbrachte er im Kloster del Abrojo.

Dort oder schon vorher hatte er das Kodizill gelesen, in dem sein kaiserlicher Vater den Knaben Geronimo als seinen Sohn anerkannte.

Nun verlangte Barbara den Inhalt des Kodizills kennen zu lernen, und da Wolff ihr ja schon gestern mitgeteilt, wie sich das Schicksal des Knaben gewendet, unterbrach er die Erzählung und that ihr den Willen.

Als Witwer, bekannte Karl, habe er in Deutschland

von einer unverheirateten Frau einen Sohn gewonnen. Er habe Grund zu wünschen, daß der Knabe das Gewand eines reformirten Ordens anlege, doch solle man ihn dazu weder zwingen noch überreden. Wenn er weltlich bleiben wolle, so bestimme er ihm eine jährliche Einkunft von zwanzig bis dreißigtausend Dukaten, die auch seinen Leibeserben zufallen solle. Welche Lebensweise der Genannte auch wähle, so befehle er seinem Sohne Philipp an, ihn zu ehren und nach Gebühr mit Achtung zu begegnen.

Wie gestern, als sie nur im allgemeinen erfahren hatte, was das Kodizill enthielt, so erfüllte sich ihr heute, während sie seinen näheren Bestimmungen folgte, die Seele mit dankbarer Freude.

Ihr Opfer war nicht vergebens gewesen. Jahrelang hatte die Furcht, ihren Sohn in einem Kloster verschwinden zu sehen, ihr Tage und Nächte verdorben, und wie mochte auch Quijada und Doña Magdalena gebangt haben, König Philipp würde den Halbbruder einem reformirten Orden überweisen; denn der Monarch hatte sich keineswegs beeilt, dem beunruhigten Paar mitzuteilen, wofür er sich entschieden.

Erst am Ende des Septembermonats begab er sich unter dem Vorwand, zu jagen, nach dem Kloster San Pedro de la Espina, eine Stunde von Villagarcia, und erteilte Don Luis den Befehl, ihn dort mit dem Knaben aufzusuchen. Er möge ihn völlig unbefangen lassen und ihm auch nicht mitteilen, daß der Herr, dem er begegnen würde, der König sei.

Die Entscheidung, hatte er in der ihm eigenen kühlen Weise hinzugefügt, hänge von Umständen ab.

Hochklopfenden Herzens that Quijada, wie ihm geheißen; Geronimo aber ahnte nicht, was ihm bevorstand, und wunderte sich nur, wie eifrig die Mutter sich um seinen Anzug bekümmerte, da es doch nur auf die Jagd ging. Die Thränen, die ihr im Auge schimmerten, schrieb er der Besorgnis zu, die sie oft äußerte, wenn er auf dem feurigen jungen Andalusier, den ihm der Vater geschenkt, mit den Jägern auszog. Er war damals zwölf und ein halbes Jahr alt, man hätte ihn aber leicht für vierzehn gehalten.

„Ein prächtiger Anblick war es," erzählte Wolff, „wie die straffe Gestalt des dunklen Don Luis auf dem mächtigen Rappenhengste neben dem blonden, schönen Knaben mit der weißen Haut und den lichten blauen Augen, der seinen lebhaften Goldfuchs so sicher und munter tummelte, davongaloppirte.

„Doña Magdalena und ich ritten ihnen auf unseren ruhigen Braunen nach. Ihre Lippen waren in steter Bewegung, und ihre rechte Hand ließ nicht vom Rosenkranz an ihrem Gürtel, während wir dem Waldwege folgten.

„Um sie zu beruhigen, fing ich an, von den Musikstücken zu sprechen, die Seine Majestät aus Brüssel mitgebracht hatte, — sie aber hörte mich nicht. So schwieg ich denn, bis das Kloster aus den Bäumen hervorschimmerte.

„Da wich uns beiden das Blut aus den Wangen; denn im gleichen Augenblick war uns der Gedanke gekommen: König Philipp führt ihn zu den Mönchen.

„Doch wir behielten kaum Zeit, einander anzuvertrauen, was wir fürchteten; denn aus dem Forste tönte uns Hörnerklang entgegen.

„Da bemerkte ich, um das bange Mutterherz zu beruhigen: ‚So läßt Seine Majestät nicht blasen, wenn er frommen Brüdern einen neuen Genossen zuführt,‘ und Doña Magdalena röteten sich wieder die bleichen Wangen ein wenig.

„Vor dem Kloster ist der Wald gelichtet, doch umgibt er von allen Seiten den freien Rasenplatz, auf dem jetzt Herbstzeitlosen in Menge standen.

„Ich seh' es noch vor mir, wie Geronimo sich aus dem Sattel schwang, um einige der Blumen zu pflücken. Die Mutter brauchte sie als Arznei für ein armes Weib im Dorfe.

„Hinter den letzten Bäumen hielten wir und konnten die Lichtung gut übersehen. Eine Weile ließ Don Luis den Knaben gewähren; als aber der Hörnerschall und der Anschlag der Rüden näher kam, gebot er dem Knaben in der befehlshaberischen Weise, deren er sich beim Reitunterricht bediente, aufzusitzen.

„Da lachte Geronimo, steckte die Blumen schnell in die Satteltasche, und ein übermütiger Sprung führte ihn auf den Rücken des Rosses zurück.

„Wenige Augenblicke später trabte der König aus dem Walde hervor.

„Er ritt ein edles braunes Jagdroß und war als Weidmann gekleidet. Wie aus dem Ei geschält sah er aus in dem grünen Sammetgewande. Schlanker aufrecht kann kein Reiter sich halten. Der stolze Kopf mit dem blonden Spitzbart war leicht zurückgeworfen, und das gab ihm ein besonders hochfahrendes Ansehen.

„Als er Quijada gewahrte, führte er die Reitpeitsche mit einer bedeutungsvollen Bewegung an die Lippen.

Auch wir verstanden, was er mit ihr meinte, und Don Luis kannte ihn besser als wir.

„Unbefangen, als sei ihm nur ein vornehmer Freund begegnet, begrüßte er den König. Dann winkte er Geronimo heran, und die Vorstellung bestand nur aus den kurzen Worten: ‚Mein Sohn‘ und der ‚Graf von Flandern‘.

„Da zog der Knabe mit freier Höflichkeit den kleinen Federhut, und während er sich im Sattel verneigte, zwang er den Goldfuchs, sich im Querschritte dem Könige zu nähern. Es war nichts Leichtes, und es schien Seiner Majestät zu gefallen; denn seine kalten Züge überflog ein wohlgefälliges Lächeln, und wir hörten, wie er Quijada zurief: ‚Ein Reiter, und fügen es die hohen Heiligen, ein dem Himmel wohlgefälliger Ritter.‘

„Was er weiter mit dem Knaben sprach, erfuhren wir erst später. Die Worte aber, die wir den König an jenen Ausruf knüpfen sahen, hatten gelautet: ‚wenn anders unser edler junger Freund es nicht vorzieht, sich in Demut dem Dienste des Höchsten aller Herren zu weihen.‘

„Damit hatte er auf das Kloster gewiesen; Geronimo aber war ihm die Antwort nicht schuldig geblieben und hatte schnell und indem er sich bekreuzte, erwidert:

„‚Wohl will ich unserem Herrn Jesus Christus ein treuer Knecht sein, — doch nur in der Welt und im Kampf gegen seine Feinde.‘

„Da nickte Philipp so eifrig, daß sich ihm die steife, weiße Halskrause verschob, und fuhr dann mit herablassender Zustimmung fort: ‚So soll jeder Edelmann denken. Ihr, junger Freund, saht ja neulich beim Autodafé in Valladolid eine beträchtliche Anzahl spanischer

Herren vom edelsten Blute, wie sie die Todsünde der Häresie auf dem Scheiterhaufen büßten. Schwere Strafe und ein furchtbares Ende! Wär' es Euch vielleicht lieber gewesen, die Gnade Seiner Majestät ihnen das Leben schenken zu sehen?'

„Da fiel Geronimo ihm eifrig ins Wort: ‚Bei Leibe nicht, mein Herr Graf. Für den Ketzer gibt es keine Gnade.'

„Nun rief Seine Majestät die beiden Kavaliere, die ihm gefolgt waren, heran, und während einer sein Roß hielt, stieg er aus dem Sattel.

„Auf einen Wink Quijadas sprang jetzt auch Geronimo zur Erde.

„Erstaunt schaute er dem fremden Herrn entgegen; den er auch wegen des blonden Bartes für einen niederländischen Seigneur hielt; Doña Magdalena aber duldete es nicht länger hinter den Bäumen, und bis an den Saum der Wiese folgte ich ihr nach; der König aber schritt dem Knaben entgegen und trat in einer Haltung vor ihn hin, die so stolz und hoheitsvoll war, daß man hätte denken können, seine kleine Gestalt sei um zweier Häupter Länge gewachsen.

„Geronimo mußte wohl fühlen, daß ein Gewaltiger ihm gegenüberstand und daß ihn etwas Großes erwarte; denn unwillkürlich zog er wieder den Hut. Das wellige Goldhaar umwallte ihm jetzt frei das Haupt, die Wangen glühten ihm, und seine großen blauen Augen schauten dem seltsamen Herrn fragend und in tiefer Verlegenheit ins Antlitz, als er langsam und mit bedeutungsvollem Ernst sagte: ‚Ich bin nicht derjenige, für den Du mich hältst. Wer, Knabe, denkst Du, könnte ich sein?'

„Da erblaßte Geronimo; denn mit so stolzer Majestät konnte nur einer das Haupt erheben, und plötzlich trat ihm das Bild ins Gedächtnis, das er auf mancher Münze gesehen, und seiner Sache völlig gewiß, neigte er mit bescheidener Anmut das Knie und sagte: ‚Unser Herr, Seine Majestät König Philipp.'

„‚Der bin ich,' lautete die Antwort. ‚Aber für Dich, teurer Knabe, bin ich noch etwas anderes.'

„Dabei reichte er ihm die Hand, und als Geronimo sich erhob, sagte er, indem er auf seine Brust wies: ‚Hier, mein Knabe, ist Dein Platz; denn Kaiser Karl, der jetzt die Seligkeit des Himmels genießt, ist Dein Vater wie meiner, — und Du, Knabe, Du bist mein Bruder.'

„Damit schlang er ihm den Arm um die Schultern, zog ihn leicht an sich und streifte ihm Stirn und Wangen mit einem Kusse; Geronimo aber drückte ihm tief bewegt die frischen roten Lippen auf die Rechte.

„Kaum aber hatte er das Haupt wieder erhoben, als er auffuhr und wie verstört fragte: ‚Und Don Luis, — und meine liebe Mutter?'

„‚Fahre fort sie zu lieben und zu ehren,' versetzte der König. — ‚Erkläre ihm das Weitere, Don Luis. Noch bleibt geheim, was hier geschah. Ich selbst stelle ihn den Unseren vor als meinen Bruder. In der heiligen Taufe erhielt er den Namen Johannes, das ist auf kastilisch Juan. Ihn soll er behalten. Noch einmal Deine Hand, Don Juan d'Austria. Ein stolzer Name! Mache ihm Ehre.'

„Damit wandte er sich von ihm ab, stieg, von einem seiner Kavaliere unterstützt, in den Sattel, schenkte Quijada mit der Hand einen gnädigen Wink und rief, während

sein Roß sich schon in Bewegung setzte, Quijada zu: ‚Mein Bruder Don Juan wird „Eure Excellenz“ angeredet werden.‘

„Doña Magdalena beachtete er nicht, wohl weil sie sich ohne oder gegen seinen Befehl hier eingestellt und damit eine der Formen verletzt hatte, die er hoch hielt. So bekam Seine Majestät auch nicht mehr zu sehen und zu hören, wie der Kaisersohn und Bruder eines Königs auf die Pflegemutter zustürzte, ihr die weit geöffneten Arme entgegenstreckte und mit inniger Zärtlichkeit zurief: ‚Mutter, meine liebe, teure Mutter!‘“

Weinend war Barbara dieser Schilderung gefolgt; der letzte Satz trocknete indes ihre Thränen, und wie neulich Frau Traut, so bereute jetzt der Freund, nicht größere Vorsicht geübt zu haben, als er sie, immer noch leise schluchzend, doch mit einem herben Achselzucken, den Ruf, der ihrem, ja nur ihrem Sohne aus dem vollen Herzen einer andern entgegengeklungen war, wiederholen hörte.

Darum verschwieg Wolff ihr auch, was er dann in Villagarcia erlebt hatte, wie Don Juan und Doña Magdalena dort einander in die Arme gesunken waren und wie sie, als er nach seiner wahren Mutter fragte, geantwortet hatte, sie sei eine Unglückliche, die ihm fern bleiben müsse, doch für die großmütig zu sorgen seine Pflicht sei.

Gleich darauf, am zweiten Oktobertage, erzählte Wolff weiter, habe der König ihren Sohn dem Hofstaate als Seine Excellenz, seinen Bruder Johann von Oesterreich vorgestellt!

Noch am nämlichen Tage sei er, Wolff, mit dem Großkomtur nach Brüssel abgereist, und da sein Schiff vor jedem andern Spanien verlassen, sei es ihm gelungen,

als erster diese Freudenbotschaft in die Niederlande und zu ihr zu bringen.

Als Wolff Barbara verließ, war es ihr, als hätte, was ihr bisher als ein verwirrend glückseliger Traum erschienen war, jetzt erst die rechte Bestätigung gefunden. Was sie erstrebt, das hohe Sehnsuchtsziel, das sie nie aus den Augen verloren, es war erreicht; doch ein bitterer Wermutstropfen fiel auch in die Glückseligkeit, die ihr das dankbare Herz jetzt bis zum Rande erfüllte. Eine andere hatte sich an ihre Stelle gedrängt und raubte ihr die Liebe des Knaben, der ihr, und nach dem Tode des Vaters, ihr allein gehörte.

Jeder Gedanke an die vielgepriesene Doña Magdalena regte ihr das Blut auf. Wie grausam die Schmerzen und Aengste gewesen waren, die sie um dieses Kindes willen ertragen, konnte sie allein wissen; jene aber genoß jede Lust, die der Besitz eines so hoch bevorzugten jungen Wesens gewährte. Sie durfte sich sagen, daß von allen Lastern ihr keines ferner geblieben sei als der Neid; was sie aber gegen diese Liebesräuberin empfand, glich verhängnisvoll scharfer, nagender Mißgunst.

Doch das helle Glücksgefühl, das sie durchdrang, machte es ihr leicht, das Bild der ungeliebten Frau tief in den Schatten zu rücken, und der nächste Morgen gestaltete sich für sie schon zu einem herrlichen Feste; denn sie benützte ihn zu einem Besuche des Duboisschen Paares, und als sie ihm berichtete, was sie von Wolff vernommen, als sie Frau Traut vor Freude laut schluchzen und Meister Adrian sich vor dankbarer Rührung die alten Augen trocknen sah, verdoppelte sich ihr eigenes Glück durch die Mitfreude der anderen.

Sie war Wolff zuvorgekommen, — doch traf sie ihn beim Nachhausegehen auf dem Wege zu den Dubois. Nun begleitete er sie und hatte ihr noch auf viele Fragen Rede zu stehen. In den nächsten Tagen half ihr der Freund einen Brief an ihren Sohn zu richten; — doch mußte er dem stürmischen Drange ihrer Gefühle fortwährend Mäßigung auferlegen. Vielfach gab sie seiner überlegenen Einsicht auch nach, — nur seinem Verlangen, ihren Knaben „Eure Excellenz" anzureden, fügte sie sich nicht.

Als sie den Brief überlas, meinte sie, das Rechte getroffen zu haben.

Erst stellte sie sich Johannes als seine wahre Mutter vor. Mit der ganzen Kraft ihrer Seele habe sie seinen großen Vater geliebt und bewundert, und sie dürfe sich rühmen, auch ihm teuer gewesen zu sein. Auf Befehl des Kaisers Karl sei er, ihr heiß geliebtes Kind, ihr genommen worden. Blutenden Herzens habe sie es geschehen lassen und damit, um ihn auf den Pfad des Glückes zu führen, dem eigenen Herzen die tiefste Wunde geschlagen. Jetzt schon sei ihre Entsagung reich belohnt worden, und glücklicher als ihn selbst würde es sie machen, wenn sie erführe, daß ihn auch eigenes Verdienst auf den Gipfel des Ruhmesglanzes geführt habe, den zu erreichen sie für ihn erflehe.

Dann hatte sie ihm Glück gewünscht und ihn gebeten, in seiner vornehmen Größe ihrer nicht ganz zu vergessen. Sie sei nur eine schlichte Frau, doch entstamme auch sie einem alten ritterbürtigen Adelsgeschlechte, und er brauche sich darum auch des mütterlichen Blutes nicht zu schämen.

Endlich hatte sie, indem sie einen Wunsch Wolffs

erfüllte, den Sohn ersucht, der Frau zu danken, die ihre Stelle bei ihm in so liebevoller Weise vertrat.

Diesen Brief wollte der Freund Don Juan d'Austria selbst übergeben, und aus freien Stücken gelobte er, den hochgesinnten Knaben zu der Ueberzeugung zu führen, auch seine rechte Mutter sei der Liebe eines Kaisers würdig gewesen.

Endlich versprach Wolff, wenn sich etwas Bedeutungsvolles im Leben ihres Sohnes oder in seinem eigenen begebe, es sie wissen zu lassen.

In der letzten Stunde ihres Beisammenseins bekannte er, zu den wenigen zu gehören, die sich mit ihrem Lose zufrieden fühlen. Wunschlos könne auch er sich freilich nicht nennen; nach nichts aber hätte ihn bis zu dieser Stunde dauernder und sehnlicher verlangt, als sie noch einmal singen zu hören, wie in jenem unvergeßlichen Mai in der Regensburger Heimat. Jetzt dürfe er hoffen, auch diesen Wunsch sich früher oder später erfüllen zu sehen.

Das war ein gutes, herzerhebendes Wort, und dankbar aufwallend bekannte sie, daß auch sie sich nach seiner Freudenbotschaft wieder fähig fühle, an eine glückliche Zukunft zu glauben.

So sagten die Jugendfreunde einander Lebewohl.

Achtzehntes Kapitel.

Auf den Lebensweg Barbaras fiel in der nächsten Zeit der Abglanz der Glückseligkeit, mit der sie die wunderbare Wendung des Schicksals ihres Schmerzenskindes erfüllte, das nun ein Freudenspender für sie zu werden verhieß.

Wohl fehlte es in den nächsten Jahren nicht an dunklen Schatten, die ihr auf den Daseinspfad und auf das Herz fielen; doch wenn es finster um sie her und in ihr wurde, brauchte sie nur an ihren Kaisersohn und an die immer glänzendere Bahn seines Lebens zu denken, um das Haupt mit neuer Zuversicht zu erheben. Dennoch ging gerade von ihm die Trübung ihres Glückes aus, die sie am schwersten ertrug.

Wohl hatte er ihrer bei seinem königlichen Bruder gedacht, und es waren ihr Einkünfte bewilligt worden, die die Träume des armen Wawerl weit überboten, wohl fiel ein Widerschein der Bewunderung, die der Sohn erntete, auf sie zurück, und ihr Selbstgefühl wurde kräftig gehoben. Wohl konnte sie sich wieder ohne Scheu ihrer heißgeliebten Kunst widmen; denn sogar der ehrliche alte Appenzelder versicherte, ihr gern zuzuhören, wenn ihrer Stimme auch noch viel an der überwältigenden

Zaubermacht von früher fehle, — wohl war sie in der Lage, mancher Neigung zu folgen, nach deren Befriedigung sie sich oft gesehnt hatte, — zu einem echten und rechten neuen Glücksgefühl vermochte sie aber doch noch nicht wieder zu gelangen.

Die Wochen, die sie wenige Jahre nach der Anerkennung ihres Johannes mit aufopfernder Treue an dem Leidenslager des Gatten, das sein Sterbebett werden sollte, zubrachte, vergingen unter Angst und Schmerzen, und als sich ihre hingebend sorgfältige Pflege als vergebens erwies und Pyramus starb, ergriff sie ein tiefes und aufrichtiges Weh. Wohl war es ihm nicht gelungen, sie zur Erwiderung seiner zärtlichen Liebe zu bewegen, nachdem er aber die Augen geschlossen, erkannte sie erst recht, welche Fülle von Güte und Treue mit ihm zu Grabe und ihr verloren ging.

Ihr jüngster Knabe wurde ihr durch den Sturz in eine Zisterne kurz nach dem Tode seines Vaters entrissen, und sie gab sich so leidenschaftlich dem Schmerz um seinen Verlust hin, daß sie ihn nie verwinden zu können meinte; bald aber beruhigte sie der Glaube, der Himmel habe um dieses frommen Kindes willen, dessen Erziehung zum geistlichen Stande schon begonnen hatte, seinen Ansprüchen auf Johannes entsagt, und es weile in der nächsten Nähe der Königin des Himmels.

So wandelte sich denn, eher als sie gedacht, der brennende Schmerz in freundliches Gedenken.

Früher schon — länger als zwei Jahre nach Wolffs Abreise war es gewesen — hatte eine Nachricht sie betrübt, die mit dem Leid in engem Zusammenhang stand, das ihr durch ihren Johannes zugefügt wurde.

Das Schiff, das den treuen Jugendgenossen nach Spanien befördern sollte, war dicht vor dem Ziele der Fahrt gescheitert, und auch Wolff mit ihm untergegangen.

Nur durch Zufall erfuhr sie es, und sein Tod ließ sie erst mit voller Deutlichkeit erkennen, wie teuer er ihr gewesen.

Der Brief, den sie an ihren Sohn gerichtet hatte, war zugleich mit dem Manne verloren gegangen, in dem ihr das Schicksal den einzigen Freund entriß, der im stande und willens gewesen wäre, ihrem Johannes verständnisvoll und wohlwollend ein zutreffendes Bild von dem wahren Wesen der Mutter zu zeigen.

Zwei Jahre lang hatte sie gehofft, Wolff würde in eigener Person den Inhalt ihres Briefes ergänzen und dem Sohne schildern, wie ihre Kunst und Schönheit ihr das Herz seines Vaters gewonnen. Auch Quijada hatte es gewußt; doch wenn er ihrer vor der Gemahlin und dem Pflegesohn gedachte, war es kaum zu ihren Gunsten geschehen, schon weil ihm Musik und Gesang wenig galten.

Der Verlust dieses Briefes erschien ihr darum mit Recht wie ein schweres Unglück. Was sie Johannes jetzt noch schrieb, konnte schwerlich noch tief auf ihn wirken. Sie that es aber dennoch, und diesmal unter Beistand des Maltesers Hannibal. Aber der neue Brief, der mit Danksagungen für die äußere Fürsorge, die der Sohn der Mutter durch seinen königlichen Bruder angedeihen ließ, begann, widerstrebte ihrem Stolze und ihrer mütterlichen Empfindung. Halb nüchtern, halb viel zu überschwenglich, gab er ein verkehrtes Bild ihrer wahren Gefühle, und sie zerriß ihn darum, bevor sie ihn dem Boten anvertraute.

Dennoch hörte sie nicht auf zu hoffen, das Herz würde den Abgott ihrer Seele in einer guten Stunde drängen, sich der Mutter zu nähern; doch Jahr auf Jahr verging, ohne ihr auch nur das kleinste Zeichen seines Gedenkens zu bringen, und diese Versäumnis war der bittere Tropfen, der ihr das Glück verdarb, das nach dem Tode ihres jüngsten Knaben kein äußeres Ereignis mehr trübte.

Als sie sich dann endlich in einem dritten Briefe, den sie diesmal, wie das Herz es ihr eingab, Hannibal in die Feder diktirte, an Johannes wandte, erfolgte allerdings eine Antwort, doch nicht er, sondern Doña Magdalena de Ulloa hatte sie geschrieben.

In freundlichen Worten legte diese Dame ihr ans Herz, es künftig zu unterlassen, an „ihren", Frau Magdalenas, Sohn zu schreiben. Sie habe ihn gelehrt, derjenigen, die ihn geboren, mit schuldiger Achtung zu gedenken, doch gehe es für ihn nicht an, die Verbindung mit ihr aufrecht zu erhalten. Ihr die Gründe darzulegen, die dies als Hindernis für seine Laufbahn erscheinen ließen, möge sie ihr ersparen. Daß Don Juan sie nicht vergesse, würde er durch die Sorge für ihr Wohlergehen und Behagen auch künftig beweisen. Zwar gehe ihr jedes Recht ab, ihr Ratschläge zu erteilen; wenn sie sich aber in die Seele der Frau versetze, die die Liebe Kaiser Karls genossen und der der Himmel vergönnte, einen Sohn wie Johann von Oesterreich zu besitzen, so gelange sie zu der Ueberzeugung, daß eben diese Frau weise und förderlich für ihr wahres Heil handeln würde, wenn sie der Gemeinschaft mit ihrem Heiland in der Stille eines Klosters dem geräuschvollen Leben in einer Umgebung, die sicherlich viel zu gering für sie sei, den Vorzug erteile.

Aufs allertiefste fühlte Barbara sich durch dies Schreiben verletzt.

Wäre die unberufene Ratgeberin, die es gewiß hinter dem Rücken ihres Sohnes abgesandt hatte, ihr erreichbar gewesen, sie hätte ihr zeigen wollen, wie wenig sie gewillt sei, sich von derjenigen herabsetzen zu lassen, die, nachdem sie der Mutter das Herz des Sohnes entfremdet, sich auch noch anmaßte, ihr vorzuschreiben, sich des letzten Anrechtes auf seine Beachtung zu berauben.

In einer Hinsicht gab sie der Briefstellerin freilich nicht unrecht.

Gerade weil es sich herausstellte, daß der Himmel ihr Opfer angenommen hatte und ihrem Sohne die Größe bevorzustehen schien, für die sie es gebracht, durfte sie nichts unternehmen, was ihm beim Aufklimmen zum Gipfel hinderlich werden konnte, und ihre offenkundige Verbindung mit ihm hätte ihm leicht Steine in den Weg werfen können. Lag doch seine Erhebung in der Hand des Königs Philipp, dessen grenzenloser Stolz ihr selbst aus seinem frostigen Antlitz entgegengeschaut hatte.

Darum beschloß sie, sich dem Sohne erst wieder zu nähern, wenn der Tag kam — und eine innere Stimme sagte ihr, er müsse kommen — an dem er sich selbst nach der rechten Mutter sehnte. Einstweilen wollte sie sich mit der Wonne begnügen, seiner glänzenden Laufbahn aus der Ferne zu folgen.

Und die Wunder, die sie für ihn voraussah und erflehte, blieben nicht aus.

Zuerst hörte sie, der prächtige Palast des Grafen Ribadavia' würde für ihren Sohn hergerichtet, es wären ihm Söhne adeliger Häuser zur Aufwartung überwiesen

worden, und er habe über eine Leibwache von Spaniern und Deutschen und über ein eigenes Gefolge zu gebieten.

Dann hörte sie, in wie hervorragender Weise Elisabeth von Valois, die neue Gemahlin des Königs, den dreizehnjährigen Knaben bevorzuge. Bei der Eidesleistung, durch die die Cortes Don Carlos als Thronfolger anerkannten, war Johannes gleich nach dem Infanten als allererster zur Huldigung aufgefordert worden.

Dann vernahm sie, er habe die berühmte Universität von Alcalà de Henares bezogen.

Und seine Studiengenossen und Freunde?

Keine geringeren waren es als der Thronfolger Don Carlos selbst und Alessandro Farnese, Juans Vetter, der Sohn jenes Ottavio, bei dessen Ernennung zum Ritter des Goldenen Vlieses Barbara zu Landshut den schwersten Entschluß ihres Lebens gefaßt.

Alles, hieß es, teile er mit diesen hohen Kameraden, und er sei der schönste und liebenswürdigste Teil an diesem erlauchten Kleeblatt. Unzertrennlich war er besonders mit Alessandro, dem Sohne der Frau, die jetzt als Statthalterin in Brüssel regierte, und die seine Schwester, verbunden.

Was würde er diesem erlauchten Sproß eines der ältesten und edelsten Fürstengeschlechter geantwortet haben, wenn ein Brief von ihr zu ihm gelangt wäre, und der Herzogssohn hätte ihn gefragt: „Wer ist diese Frau Barbara Blomberg," oder wie sie sich jetzt schrieb: „Madame de Blomberg?"

Die Antwort hätte dann lauten müssen:

„Meine Mutter."

O nein, und abermals nein!

Ihm das zuzumuten, wäre grausam gewesen, in diese Verlegenheit wollte sie ihr heißgeliebtes Kind, ihren Stolz, ihre Wonne nicht versetzen.

Sie konnte sich auch, wenn sie ihm nur von fern zuschaute, dank seiner offenen Hand oder doch der seines Bruders, das Leben freundlich gestalten. Das Sichsonnen in seinem Glanze war auch so herzerquickend genug und mußte ihr genügen!

Drei Jahre lang blieb er auf der hohen Schule zu Alcalà, und nichts wie Erfreuliches kam ihr über ihn zu Ohren. Dann aber erreichte sie eine Nachricht, die sie besonders froh bewegte; denn nun hatte sich einer ihrer Wünsche von Landshut in That und Wahrheit erfüllt. Zum Ritter des Goldenen Vließes war er erhoben worden, und wie mußte das Kleinod am roten Bande dem einundzwanzigjährigen Jünglinge stehen! Wie viele ihrer Bekannten von der königlich und spanisch gesinnten Partei kamen auch, um ihr Glück dazu zu wünschen! Weil Johannes spanisch geworden war und in Spanien zu der Stellung, die sie ihm wünschte, heranwuchs, wurde sie es auch und erlernte die kastilische Sprache mit dem Fleiße und Eifer einer jungen Schülerin. Es gelang ihr auch, sie besser und besser und endlich im Verkehr mit Spaniern völlig zu beherrschen.

Damals sah es freilich schlecht aus um ihre Partei; denn die ketzerische Bewegung und die Keckheit der rebellischen Schwärmer für Unabhängigkeit und Freiheit überschritt alle Grenzen.

Der König schickte darum den Herzog von Alba in die Niederlande, um die gestörte Ordnung herzustellen und sie mit den zwanzigtausend Mann, die er mit sich führte,

die unwiderstehliche Macht der beleidigten Majestät und der zürnenden Kirche fühlen zu lassen.

Wie einen edlen, zum Aeußersten entschlossenen Glaubensstreiter begrüßte sie samt ihren Freunden den viel gestrengen Herzog. Die neuen Bistümer, die auf Granvellas Rat gestiftet worden waren, die fremden Soldaten und die spanische Inquisition, die mit unerbittlicher Strenge gegen die Ketzer vorging, hatten das Volk in unerhörte Aufregung versetzt, und der hohe Adel, der dem Könige so große Ehren verdankte, hatte, zu ihrem und der spanisch Gesinnten größtem Aergernis, den Widerstand geleitet.

Mit ihrer ganzen Partei hatte sie die neuen Bistümer als eine segensreiche Einrichtung begrüßt, und die fremden Truppen waren ihr notwendig erschienen, um die Ordnung in den aufständischen Niederlanden aufrecht zu halten. Die Strenge der spanischen Inquisition hatte nur den Plakaten Geltung verschaffen sollen, die schon Kaiser Karl in seiner unfehlbaren Weisheit erlassen, und der Haß, den besonders der Adel gegen Granvella, den freundlichen Gönner Barbaras, den größten Staatsmann seiner Zeit und treuesten Diener seines Königs, kund gab, war ihr höchst verdammenswert erschienen.

Der Hohn, mit dem die Rebellen sich nach dem Kompromiß den Herren vom allerhöchsten Adel unterschrieben hatten, sich „Geusen“ oder Bettler nannten und die Ruhe gefährdeten, wäre der schwersten Strafe würdig gewesen. Was diese Leute veranlaßte, Gut und Blut für Vorrechte einzusetzen, die ihnen eine vorsichtige Leitung des Staates — das stand unter ihren Gesinnungsgenossen fest — unmöglich bewilligen konnte, war ihr unverständlich, und mit wachsender Abneigung folgte sie dem Treiben der

Rebellen. Dachten sie etwa, ihre wohlgenährten Magistrate und gravitätischen „Generalstaaten“, die nicht über ihre Stadt und ihr Land hinausschauten, würden sie besser regieren als die weitsichtige Klugheit eines Granvella oder der große, das gesamte Wissen der Welt umfassende Geist eines Viglius?

Was sie ihre Freiheiten nannten, waren Privilegien, die ihnen ein Herrscher geschenkt. Durften sie sich wundern, wenn ein anderer Monarch, den sie tief erzürnt hatten, sie nicht für unverletzbare Gottesgaben ansah? Das ruhige Behagen von früher war durch diese Freiheitsmänner getrübt, ja vernichtet worden. Nur wenn der König sie zum Schweigen brachte, konnte es wieder ruhig werden. Darum wünschte sie den Spaniern schnellen Erfolg und verabscheute die Bestrebungen der unabhängigen Geister und am meisten den Oranier, ihren nur zu scharfsinnigen, umsichtigen, auch in der Verstellungskunst geübten, hingebenden Leiter, in dem sie den gefährlichsten Feind der spanischen Herrschaft und der Einheit der Kirche erblickte.

Als auf Befehl des Herzogs von Alba die Grafen Egmont und Horn an einem Junitage auf dem Marktplatze von Brüssel hingerichtet wurden, waren die Meinungen auch der spanischen Partei geteilt, zumal Graf Egmont katholisch war und zuletzt im Sinne der Regierung gehandelt hatte.

Barbara bedauerte aufrichtig sein schreckliches Ende; denn sie hatte in ihm ein glänzendes Vorbild für ihren Johannes gesehen. In trüben Stunden erschien ihr der jähe Sturz dieses Lieblings des Volkes wie ein böses Vorzeichen, doch ließ sie die beunruhigenden Gedanken

keine Macht über sich gewinnen; denn sie wollte sich endlich des Daseins freuen und fühlte sich als Mutter eines solchen Sohnes dazu berechtigt.

Für einen falschen Schritt Albas erachtete sie jedenfalls diese grausame That; denn so fern sie sich auch von der niederländischen Bürgerschaft und den geringen Leuten hielt, gewahrte sie doch, eine wie tiefe Mißstimmung jene Maßregel erweckte.

Dabei hatte der Herzog von Oranien, der Geist und die Seele dieser verdammungswürdigen Unruhen, sich dem Strafgerichte entzogen.

Trotzdem zollte sie Alba große Bewunderung; denn er war ein ganzer Mann, den Kaiser Karl hochgehalten hatte. Und dann!... Nach dem Tode ihres Gatten war der stolze Herr höflich genug gewesen, sie seines Beileids zu versichern.

Uebrigens kam gerade jetzt eine Zeit, in der sie zu viel von diesem Kampfe abzog, als daß sie ihm mit voller Aufmerksamkeit hätte folgen mögen; denn die ersten Heldenthaten ihres Sohnes wurden in Brüssel bekannt.

Der König hatte Juan zum Haupt der Flotte ernannt und gegen die Seeräuber an die afrikanische Küste entsandt. Jetzt konnte er die ersten Lorbeeren pflücken, und um das Ihre für den Erfolg seiner Waffen zu thun, brachte sie einen großen Teil ihrer Zeit als andächtige Beterin in der Kirche zu. Im September wurde er denn auch in Madrid als Sieger empfangen, doch war ihre Freude nicht ungetrübt; denn im Juli hatte der Infant Don Carlos als Gefangener das junge Leben gelassen, und sie hielt ihn für den besten Freund ihres Johannes und beklagte seinen Tod, weil sie glaubte, daß er ihrem Heldensohne weh thun würde.

Aber dies leichte Wölklein war bald verweht, und wie hell blaute über ihr im nächsten Jahre der Himmel, als sie erfuhr, Don Juan d'Austria habe den ehrenvollen Auftrag erhalten, den Aufstand der ungläubigen Morisken in Andalusien niederzuwerfen. Und hier bewährte ihr Kaisersohn sich erst recht als herrlicher Kriegsheld, und was er bei der Belagerung von Galera vollbracht und vor Seron geleistet, erfüllte ihr Mutterherz mit unsäglichem Stolz. Die Worte, die er den weichenden Seinen zurief: „Ihr wollt Spanier sein und wißt nicht, was Ehre heißt? Wenn ich bei euch bin, was habt ihr zu fürchten?" klangen ihr nach wie die schönste Tonfolge, die sie je gesungen oder vernommen.

Aber auch auf diese lichten Wonnen fiel ein trüber Schatten; denn der Freund und Pflegevater ihres Johannes, Don Luis Quijada, war bei jenen Kämpfen getroffen worden und erlag seinen Wunden. Wie tief das den fernen Sohn schmerzen würde, fühlte sie ihm nach, und sie gab es ihm auch in einem Briefe zu erkennen.

Aber das höchste Glück war ihr und ihm noch vorbehalten. Am 7. Oktober 1571 erfocht der nun vierundzwanzigjährige junge Held als Führer der vereinten Flotten Spaniens, Venedigs und des Papstes den größten Sieg, den je eine christliche Streitmacht über die der Ungläubigen erfochten.

Statt des Namens, mit dem er getauft war und demjenigen, den er dem Bruder verdankte, schmückte ihn jetzt auch der des Siegers von Lepanto. Unter allen Heerführern auf Erden wurde keiner auch nur von fern gleich hoch gefeiert. Und neben dem Löwenmut und der Feldherrngabe, die er bewährt, wurde sein Edelsinn

mit glühender Begeisterung gepriesen. Wie hatte er ihn bei der Verteilung der Beute, wie gegen die Witwe des türkischen Großadmirals 'Ali Pascha bewährt! Dieser weitberühmte muslimische Flottenführer war in der Schlacht gefallen, und seine beiden Söhne hatte man Don Juan als Gefangene überbracht. Als nun die unglückliche Mutter ihn bitten ließ, die Knaben gegen hohes Lösegeld frei zu lassen, gab er den einen samt den Gefährten, für deren Befreiung er sich verwendet hatte, ihrer Liebe mit einem Briefe zurück, in dem es hieß: „Eure Geschenke zu behalten, steht mir nicht an, weil mir Stand und Geburt zu geben auferlegen, nicht zu nehmen."

Diese edlen Worte hatte ihr Sohn geschrieben, der Knabe, den sie geboren, und der nun gerade so geworden war, wie ihr hochgemuter Sinn es sich wünschte.

Nach der Eroberung Cyperns hatte der Halbmond das Kreuz im Mittelmeere ernstlich bedroht, und Don Juan war es gewesen, der die Macht der Türken gebrochen.

O, daß der Vater diese Großthat des Enkels nicht miterleben durfte! Zu einem wie glückseligen Manne hätte ihn der Sieg von Lepanto gemacht, den der Sohn seines „Wawerl" erfochten! Wie hätte der alte, unerschrockene Glaubensstreiter sich dieses Enkels, seiner Thaten und Gesinnung gefreut!

Und welche Ehren wurden ihrem Johannes zu teil!

König Philipp schrieb ihm: „Nächst Gott gebührt Euch der Dank für das Geschehene." In Messina wurde ihm ein Standbild errichtet. Der Papst hatte von ihm die Worte der Schrift gebraucht: „Da war ein Mensch von Gott gesandt, und er hieß mit Namen Johannes." Jetzt, ja jetzt war sie übervoll für das Opfer von Landshut

belohnt, jetzt war weit, weit übertroffen, was sie an Glanz und Herrlichkeit für ihn ersehnt und erfleht.

Diesmal war es Dank, brünstiger Dank, der sie in der Kirche festhielt. Das Kind ihrer Liebe, ihrer Schmerzen, ihres Stolzes, jetzt war es glücklich, mußte es glücklich sein!"

Als Don Juan zwei Jahre später Tunis eroberte, konnte diese That seinen Ruhm nicht mehr steigern.

In dieser Zeit geschah auch mancherlei, was einer den „Königlichen" so nahe stehenden Frau das Herz bald mit Freude, bald mit Besorgnis erfüllen mußte!

In Paris hatte die Bartholomäusnacht, ein Jahr nachdem ihr Sohn bei Lepanto die Muslimen gezüchtigt, den französischen Ketzern eine tiefe, kaum heilbare Wunde geschlagen, — und in den Niederlanden gab es nicht Galgen genug, um die verirrten Häretiker zu erhängen.

Dennoch ließ dies aufrührerische Volk nicht ab, dem König unsägliche Schwierigkeiten und den rechtgläubigen Christen Kummer zu bereiten. Auf dem Meere überwältigten die Geusen die Kriegsschiffe Seiner Majestät; Harlem war zwar von den spanischen Truppen zur Uebergabe gezwungen worden, wie furchtbare Opfer hatte aber die Belagerung gekostet, an deren Abwehr sich selbst Frauen mit Mannesmut beteiligt.

Und trotz alledem war die Strenge Albas vergebens gewesen!

Da hatte Philipp ihn abberufen und ihn durch den milden Don Luis de Requesens ersetzt, der in Mailand Statthalter gewesen. Gern hätte er Frieden mit dem aus tausend Wunden blutenden Volke gemacht, aber wie konnte er ihm die Duldung des ketzerischen Glaubens und die Entfernung der Truppen zugestehen, auf die er sich stützte?

Und wie dankten ihm die Rebellen seine Nachgiebigkeit und seinen freundlichen Willen?

Die Geusen vernichteten seine Flotte, und wenn auch der Bruder des Oraniers auf der Mooker Heide geschlagen worden war, entmutigte dies das empörte, zum Aeußersten entschlossene Volk und seinen schweigsamen, doch nimmer müden, weisen Führer mit nichten.

In Leyden bewährte sich die Hartnäckigkeit der Feinde des Königs und der Kirche in einer Weise, der sie und die Ihren sogar eine gewisse Bewunderung nicht versagen konnten. Freilich war die Natur des Landes den Rebellen gleichsam als Bundesgenosse zu Hilfe gekommen. Gegen Wind und Wetter konnten menschliche Kämpfer sich nicht behaupten. Der aber den Widerstand von außen her geleitet, der den Befehl erteilt hatte, die Dämme zu durchstechen, und der dann mit namenloser Frechheit in der kaum geretteten Stadt eine hohe Schule zu stiften gewagt, die den Geist des Widerstandes in der Jugend nähren sollte, war wiederum der Oranier gewesen; und wer anders als er, seine Klugheit und Festigkeit brachten Requesens um den Dank für seine Milde und um den Erfolg seiner redlichen Mühen?

Wie viel leichter hatte es aber auch der herzogliche Führer der Gegner, der in Brüssel dem Schicksal Egmonts entronnen war, als der wohlgesinnte Statthalter des Königs. Wenn sie zufällig Leute aus dem Volke mit einander reden hörte, und sie sprachen von „Vater Wilhelm", meinten sie den Oranier, und mit welchen Schmähungen wurde im mündlichen Verkehr wie in Flugblättern König Philipp und das spanische Regiment überhäuft!

Ihr wie den Parteigenossen war Wilhelm von

Oranien, den sie oft genug den „Antichrist“ und „Hauptrebellen“ nennen hörte, ein Gegenstand des Hasses. Jetzt machte er die Vermittlungsversuche des gütigen Requesens zu Schanden, und er trug auch Schuld, daß zwei Provinzen offen von der heiligen Kirche abgefallen waren. Dort wurde jetzt der evangelische Gottesdienst frei wie in Regensburg geübt. Gleich dem Oranier bekannten sich die meisten Bürger und Bürgerinnen zu der Lehre Calvins, doch es fehlte auch nicht an Lutheranern, und der Geistliche, dessen Predigten am meisten Leute anzogen, hieß Erasmus Eckhart und war ihr alter Bekannter, der Pflegesohn des Doktor Hiltner, der noch unter Kaiser Karl als Feldprediger in die Niederlande gekommen war und dort unter großen Fährlichkeiten Tausende zum Abfall von der katholischen Kirche verlockt haben sollte. Wie tief ihr auch seine Gesinnung widerstand, war sie doch auch hier seine Retterin geworden; denn als der Blutrat ihn schon zum Galgen verurteilt hatte, war es ihr durch ihre mannigfaltigen Beziehungen zu den Häuptern der spanischen Partei unter schweren Mühen gelungen, seine Begnadigung zu erwirken. Ein dankbarer Brief Frau Sabina Hiltners hatte sie reichlich für diese Bemühungen belohnt.

Die Kühnheit, mit welcher der Oranier, der doch selbst der gefährlichste Ketzer und Rebell war, versicherte, jedem volle Glaubensfreiheit zu gönnen, die katholische Kirche in nichts beeinträchtigen zu wollen und auch die Oberhoheit des Königs anzuerkennen, mußte jeden frommen Katholiken und treuen Unterthan Seiner Majestät empören.

Einem Requesens das Spiel zu verderben, konnte dem Manne, der keineswegs ohne Falsch wie die Tauben,

doch um so gewisser klug wie die Schlangen war, nicht allzu schwer fallen; daß aber auch der Herzog von Alba, der bewährte, eisenfeste Heerführer, vor dem Oranier und vor dem kleinen, fröhlichen, betriebsamen, von Haus aus friedlichen Volke, das sich seiner Führung anvertraute, hatte zurückweichen und wie ein Besiegter abziehen müssen, das war zu viel gewesen und hatte ihr, da es geschehen war, wie ein Wunder erscheinen wollen.

Welche Geister halfen nur dem Oranier, dem Könige und der Macht der Kirche so erfolgreich zu widerstehen? Mit der Hölle sei er im Bunde, sagte ihr alter Kaplan, und es gingen Gerüchte, Seine Majestät gehe damit um, den verruchten Unruhestifter heimlich aus der Welt schaffen zu lassen, — das aber wäre eines Königs unwürdig gewesen, und sie wollte es nicht glauben.

In den nördlichen Provinzen war die spanische Macht nur noch ein Schatten, doch auch in den südlichen schlug der Haß gegen die Spanier schon helle Flammen, und Requesens war zu schwach, sie zu löschen.

Der König und die Parteigenossen Barbaras erkannten, daß die schonungslos blutige Härte Albas der Sache der Krone und Kirche weit mehr geschadet als genützt. Ihr persönlich war er im ganzen zuvorkommend begegnet, doch zwei schwer zu verwindende Kränkungen hatte er auch ihr zugefügt. Erstens war er in sie gedrungen, Brüssel zu verlassen und sich in Mons niederzulassen, und zweitens hatte er abgeschlagen, ihren Konrad, der zu einem ordentlichen und hübschen, doch in keiner Hinsicht hervorragenden jungen Manne heranwuchs, mit der Aussicht, zum Offizier aufzurücken, in einem seiner Regimenter unterzubringen.

In beiden Fällen war sie nicht ruhig geblieben, und bei der zweiten Audienz, die der Herzog ihr erteilte, hatte das heiße Blut, das doch so viel kühler geworden war, ihr einen Streich gespielt und sie in einen heftigen Wortstreit mit ihm verwickelt. Dabei war er denn gezwungen worden, Farbe zu bekennen, und sie wußte jetzt, daß Alba sie auf Wunsch des Königs veranlaßte, den Wohnsitz zu wechseln, und warum es geschah.

Von Bekannten hatte sie später erfahren, der Herzog habe von ihr geäußert, es sei schlecht mit ihr Kirschen essen; sie hatte aber dennoch nachgegeben, und zwar einzig und allein, um ihrem Johannes zu dienen; mußte sie sich doch selbst sagen, daß ihr Aufenthalt in der Residenz ihm nicht angenehm sein könnte. Dort weilten die höchsten spanischen Beamten und Truppenführer sowie die Gesandten der fremden Mächte, und es war zu vermeiden, daß gerade sie an die mütterliche Herkunft des Feldherrn erinnert wurden, der jetzt zu der Familie des Königs gehörte.

Aehnlich verhielt es sich, wie Alba ihr selbst bekannt hatte, mit dem Aufrücken ihres Sohnes Konrad zum Offizier; denn hatte er diese Stellung erreicht, konnte er als Bruder Don Juan d'Austrias Ansprüche erheben, die den Sieger von Lepanto in eine schiefe, ja vielleicht unangenehme Lage zu bringen drohten. Das wünschte auch sie nicht. Was aber ihre Entfernung von Brüssel anging, hatte sie Don Juan vielleicht einen größeren Dienst geleistet, als sie sich selbst eingestand; denn seit die glänzenden Erfolge des Sohnes sie beglückten und ihre äußeren Verhältnisse es gestatteten, war sie aus der elenden Zurückgezogenheit der früheren Jahre hervorgetreten.

Auch ihre Kleidung hatte sie jetzt der Stellung angepaßt, die sie sich selbst zuwies. Dadurch aber war sie zu einer Persönlichkeit geworden, die sich schwer übersehen ließ, und gerade bei denjenigen Gelegenheiten, die die vornehmere spanische Gesellschaft Brüssels vereinte, hatte sie selten gefehlt.

So war sie denn nach einem neuen Streite mit Alba, bei dem der Sieger in mancher Schlacht sich zum Weichen hatte bequemen müssen, zu seiner Einwilligung gelangt, sich statt nach Mons nach Gent zurückzuziehen.

Am liebsten hätte der Herzog sie freilich veranlaßt, sich nach Spanien zu begeben, und sie dazu mit der Versicherung zu bewegen gesucht, der König selbst wünsche sie daselbst zu empfangen.

Doch man hatte sie gewarnt.

Durch Hannibal Melas und andere Parteigenossen, die in ihrem Hause verkehrten, war ihr verraten worden, Philipp beabsichtige, wenn sie nach Spanien komme, sie dort in einem Kloster den Blicken der Welt zu entziehen, und niemals war ihre Neigung, den Schleier zu nehmen, geringer gewesen.

So hatte sie denn mit ihrem Abzug von Brüssel Alba und seinen Beamten einen Dienst erwiesen; denn unermüdlich war sie in die Statthalterei gedrungen, um dort Näheres über den Sohn zu erfahren.

Die große und reiche Stadt Gent, der Geburtsort Kaiser Karls, von dem er einmal Franz dem Ersten, dem Könige von Frankreich, gesagt, das Paris des Königs gehe in seinen Handschuh (Gant), hatte sie aus verschiedenen Gründen zum Wohnorte gewählt, besonders aber, weil sie dort von vornherein alte Freunde fand, und

weil der eine, ihr alter Gesangsmeister Feys, ihr versprochen hatte, sich ihrer geklärten Stimme anzunehmen und sie zu befähigen, ihrer Kunst wieder mit voller Freude zu dienen.

Der andere war der Malteser Hannibal, der noch vor dem Sturze Granvellas als einer der höheren Regierungsbeamten hierher versetzt worden war.

Auch mit anderen Häuptern der spanischen Partei trat sie in Beziehung und fand darum in Gent, was sie suchte.

Die ihr bewilligte Pension gestattete ihr, ein hübsches Haus zu mieten und es mit einer gewissen Pracht auszustatten.

Eine Dueña, zu der sie ein älteres Fräulein aus einem verarmten hochadeligen Hause wählte, begleitete sie auf ihren Ausgängen, ein Majordomus stand den vier Dienern und den Mägden des Hauses vor, die Lamperi behielt ihre Stellung als höhere Zofe in der Nähe der Herrin, der Speisemeister und Koch hatten für Küche und Keller zu sorgen, und zwei Pagen sowie eine nette einspännige Kutsche gaben ihrer Lebensführung einen vornehmen Anstrich.

Für den Gottesdienst, den ihr eigener Kaplan leitete, hatte sie nach Regensburger Weise eine hübsche Kapelle im eigenen Hause eingerichtet. Die Armen gingen nie unbeschenkt von ihr, und wo sie tiefem Elend begegnete, steuerte sie ihm nicht selten mit einer Großmut, die ihre Mittel weit überstieg. Unter Leitung des Meisters Feys gab sie sich auch eifrig neuen Gesangsübungen hin. Wohl empfand sie, daß ihre Stimme durch die Zeit und das lange Leiden eine beträchtliche Einbuße erfahren, doch

durfte sie sich auch jetzt noch den tüchtigsten Sängerinnen der Stadt an die Seite stellen.

So sah sie erfüllt, ja überboten, was sie an äußerem Glück in der Jugend erträumt, und im Gefühl der Freiheit, deren sie jetzt genoß, gehoben von den Erfolgen, die derjenige erntete, den sie am meisten liebte, folgte sie wieder der Devise des Geliebten. Mit dem treibenden „Mehr — weiter“ vor Augen sorgte sie dafür, daß es ihr nicht an jener Bewunderung fehlte, nach der sie nie aufgehört hatte Verlangen zu tragen, und auf die sie in besseren Tagen ein so wohl begründetes Anrecht besessen.

Jetzt mußte eine reiche und bequeme Gastlichkeit sowie ihr Verhältnis zu dem größten und beliebtesten Helden seiner Zeit ihr zuführen, was ihr früher durch die Kunst zu teil geworden war; denn sie ließ sich nur selten in größeren Kreisen vernehmen, und that sie es einmal, konnte sie, wenn die Zuhörer ihr Entzücken auch noch so laut äußerten, nicht wieder zu der zuversichtlichen Sicherheit von früher gelangen, ein wohlverdientes Anrecht darauf zu haben. Um so fester durfte sie glauben, daß die Anerkennung aufrichtig sei, die sie durch ihre kleinen Abendgesellschaften erntete. Sie erlangten sogar eine gewisse Berühmtheit; denn die Küche ihres Hauses war vortrefflich geleitet, und was aus ihr hervorging, fand auch in der Heimat der feinsten kulinarischen Genüsse wohlbegründete Beachtung. Besonders aber war es die zwanglose und doch alles Unziemliche streng ausschließende Weise, in der man bei „Madame de Blomberg“, wie sie sich jetzt nannte, immer nur in kleinerem Kreise verkehrte, was ihrem Hause eine so große An=

ziehungskraft verlieh und zuletzt auch vornehmere Mitglieder ihrer Partei zu der Zahl ihrer Gäste gesellte.

Die sehr verschiedenen Elemente, die sich bei ihr vereinten, hielt ihre unbefangene Lebhaftigkeit, ihre offene, begeisterungsfähige und auch für das Kleinste empfängliche Persönlichkeit zusammen. Selten fehlte es auch an Musik bei diesen Abendgesellschaften; doch hatte sie zurückzutreten gelernt, und wenn sich andere hervorragende Künstler unter den Gästen befanden, ließ sie ihnen den Vortritt. — Besonders die Art und Weise, in der sie bei jedem Gaste das Bedeutendere herauszufinden und hervorzuheben verstand, machte sie zu einer so angenehmen Wirtin.

Meister Feys brachte sie mit seinen Genter Berufsgenossen in Verbindung, und bald wurde ihr musikalisches Urteil unter ihnen hoch geschätzt. Wo es Frauenchöre einzustudiren galt, zog man sie heran, und oft übernahm sie bei ihren Vorträgen eine Partie, die den anderen zu schwer erschien. Dadurch wurde sie auch in größeren Kreisen gehört und bekannt, und sie hatte die Freude, den Kapellmeister der Kathedrale Saint Bavon, einem der größten Musiker in den Niederlanden, ihre vortreffliche Schulung und feine Vortragsweise rühmen zu hören. Zu besonderer Freude aber gereichte es ihr, als ein Chor von katholischen Frauen sie zu seiner Führerin erwählte. Ihm widmete sie einen großen Teil ihrer Zeit und Kraft, und durch sein Fortschreiten und seine tüchtigen Leistungen fühlte sie sich selbst geehrt und gehoben.

Obgleich sie dicht vor den fünfzig stand, war sie immer noch eine Frau von sehr gutem Aussehen. Die wenigen Silberfäden, die sich jetzt in ihr Haar mischten, wußte

die Kunst der Lamperi geschickt zu verbergen, und geschmackvoller und reicher als sie waren wenige Genter Damen gekleidet.

Unter den Gästen, die sich zu ihr drängten, fehlte es nicht an älteren Herren, die der lebhaften, eigenartigen Frau, die mit dem Königshause in so naher Beziehung stand und in so üppigem Wohlstande lebte, begehrt hätten. Mehr Freier als in dieser Zeit hatten sich noch nie um sie beworben; sie aber wies alle mit freundlicher Bestimmtheit zurück; denn sie hatte erfahren, was eine Ehe ohne Liebe bedeutet, und ihr Herz gehörte immer noch dem einen, dem sie, wie tiefe Wunden er ihr auch geschlagen, ein kurzes, doch unvergleichlich hohes Liebesglück verdankte.

Freilich hätte sie dem Gatten auch nicht einmal das Almosen aufrichtiger Teilnahme zu schenken vermocht; denn trotz der wachsenden Zahl von geselligen und künstlerischen Verpflichtungen, mit denen ihr Leben sich anfüllte, beschäftigte sie im tiefsten Innern nur eins: ihr Johannes, sein Ruhm, sein Glanz und seine Ehre.

Ihr Sohn Konrad brauchte sich nicht über Lieblosigkeit von seiten der Mutter zu beklagen, doch der Sieger von Lepanto war für sie die alles belebende Sonne, jener nur ein freundliches Sternlein. Sie sah ihn jetzt übrigens nur wenig, da er in Löwen studirte.

Wie sie ihren Hausstand dem der kastilischen Edlen nachgebildet hatte und beinahe ausschließlich Gäste von der königlichen Partei bei sich sah, suchte sie auch ihren Umgang in spanischen Häusern oder in denen der königlich gesinnten Häupter der Stadt.

Für Nachrichten von ihrem Sohne wurde dort am

besten gesorgt, und mancher Offizier, dem sie daselbst begegnete, hatte unter ihrem Johannes gedient und berichtete der Mutter gern, was er an ihrem Sohne bewundert oder von ihm in Erfahrung gebracht hatte.

Der junge Herzog von Ferdinandina, ein spanischer Oberst, der schon mit Johannes in Alcalà studirt und dann bei der Eroberung von Tunis an seiner Seite gefochten hatte, erregte ihr das Herz aufs tiefste durch seine begeisterte Bewunderung für den, wie er versicherte, ihm in allen Stücken überlegenen Kameraden.

Sämtliche Bilder Don Juans, versicherte der junge Offizier, der das Zelt mit ihm geteilt hatte, gäben nur einen schwachen Begriff von seiner wunderbaren Schönheit und bestrickenden ritterlichen Anmut. — Nicht nur die Herzen der Frauen flögen ihm entgegen, auch die Männer gewinne sein liebenswürdig offenes Wesen. Als Reiter, beim Turnier, beim Stock- und Ballspiel habe er nicht seinesgleichen; denn sein herrlich gebauter Körper sei wie von Stahl, und er sei Zeuge gewesen, wie Don Juan sechs Stunden hinter einander mit aller Lebhaftigkeit am Ballschlagen teilgenommen habe und darnach frisch gewesen sei wie ein Fisch im Wasser. Aber er sei auch, wo es den Geist zu bethätigen gelte, des Erfolges gewiß. Er begreife nicht, woher er die Zeit genommen habe, auch französisch, deutsch und italienisch sprechen zu lernen.

Dazu sei er von Kopf bis Fuß ein großer Herr. Bei der Wallfahrt, die er nach Loreto unternommen, habe er mehr als zehntausend Dukaten unter die Armen verteilt. Die große Frömmigkeit und Barmherzigkeit, die ihn auszeichne — das habe er ihm selbst versichert — danke er der Frau, die ihn erzogen, der Witwe des

unvergeßlichen Don Luis Quijada. Die Augen würden ihm feucht, wenn er ihrer gedenke. Dafür könne aber auch sie, Barbara, nicht fester und treuer an ihm hängen als diese bewunderungswürdige Dame. Bis auf den heutigen Tag lasse sie es sich nicht nehmen, für seine Leibwäsche zu sorgen. Dazu würde das feinste Linnen verwandt, das man in Villagarcia spinne und webe, und das Nähen besorgten ihre eigenen geschickten Hände. Nichts Wichtigeres könne ihm begegnen, was er nicht mit der „Tia“ *) in langen Briefen bespräche.

Froh bewegt war Barbara dem jungen Spanier gefolgt, bis bei der letzten Mitteilung das Herz sich ihr wieder zusammenzog.

Wie viel nahm diese Frau ihr doch gleichsam vom Munde, was ihr von Rechts wegen zugekommen wäre! Welche Wonne hätte es auch ihr bereitet, für die Wäsche des Sohnes zu sorgen, und wie viel feiner war die flandrische Leinwand als die von Villagarcia, wie viel kunstvoller geklöppelt waren die Spitzen von Mecheln und Brüssel als die von Valladolid oder Barcelona!

Und die Briefe!

Wie viele mochte Doña Magdalena besitzen; sie aber hatte noch keinen Federzug von der Hand des Sohnes erblickt.

Trotzdem wußte sie dem jungen Lobredner ihres Sohnes Dank für seinen Bericht, und die mißgünstige Regung, die ihr die Freude kurze Zeit verdarb, schwand wie Schnee vor der Sonne, als er mit der Versicherung schloß, wie er auch sinne und grüble, finde er keinen

---

*) „Tia“, auf kastilisch „Tante“.

Schatten oder Fleck an der glänzend reinen, von Edelsinn, Schicksalsgunst und Ruhm überstrahlten Person ihres Sohnes.

Das ohnehin lebendige Glücksgefühl, das sie jetzt erfüllte, empfing durch diese Darstellung der Persönlichkeit ihres Sohnes eine mächtige Steigerung, und in einer Zeit, die so viele sorgenvolle und bekümmerte Gesichter in den Niederlanden sah, erhellte das ihre ein sonniger Glanz.

Wie verjüngt fühlte sie sich, und die Bekannten und Gäste, die versicherten, man brauche sie nicht für viel bejahrter zu halten als ihren berühmten Sohn, dessen Alter ja der ganzen Welt bekannt sei, machten sich keiner allzu starken Uebertreibung schuldig.

Der Himmel, meinte sie, würde sie mit seiner Gnade allzu verschwenderisch überschütten, wenn sich das Gerücht bewahrheiten sollte, das von der Ernennung Don Juans zum Statthalter der Niederlande sprach.

Solchen Reichtum an Herzenslust in sich zu verschließen, lag nicht in Barbaras Art, und häufiger hatte sich ihr Haus nie den Gästen geöffnet, glänzender waren ihre kleinen Festlichkeiten nie verlaufen, schöner hatte ihre Stimme seit der Genesung nicht geklungen als in den Tagen, die dem plötzlichen Tode des Statthalters Requesens folgten.

Dabei war ihr nur flüchtig wahrnehmbar geworden, wie hohe Wogen gerade jetzt der Freiheitsdrang des niederländischen Volkes schlug, und mit wie wilder Glut der Haß gegen den spanischen Zwingherrn die Herzen verzehrte.

Doch auch Barbara wurde aus dem Glückstaumel erweckt, als sie von dem Ungeheueren erfuhr, das die Provinzen bedrohte.

Was half es, daß der König einstweilen dem Staatsrat in Brüssel die Regierung überließ? Selbst grimmige Feinde Spaniens wünschten eine Kraft, auf die Verlaß war, an der Spitze des Gemeinwesens zu sehen, und wäre es auch ein Werkzeug des verabscheuten Königs. Die Gefahr war so furchtbar, daß sie jeden, welcher Partei er auch angehören mochte, erschrecken und zur gemeinsamen Abwehr aufrufen mußte; denn die unbesoldeten spanischen Regimenter brachen in zügelloser Willkür, meuternd, beutelustig, zu jedem Verbrechen, jeder Schandthat fähig, nur den eigenen wilden Trieben gehorsam, schon in Brabant ein.

Jetzt hoffte auch mancher spanisch Gesinnte Rettung von dem Oranier, er aber benützte die Gunst der Umstände für die große Sache der Freiheit. Mit Schrecken hörten „die Spanischen" in Gent, die gesamten Häupter der Königlichen, die am Staatsruder saßen, wären gefangen genommen, Provinz auf Provinz fiele ab und ertrüge es nicht länger, sich vor dem Zwingherrn zu beugen. Philipp von Croy, Herzog von Aerschot, sei zum Kriegsherrn von Brabant ernannt worden.

In den Mauern ihrer Stadt sahen die Genter nun die Generalstaaten zusammentreten, um, da jeder andere Beistand versagte, fremde Mächte zu Hilfe zu rufen und den „Vater Wilhelm", der alles vermochte, anzuflehen, das Land vor den meuternden Kriegsknechten zu bewahren. Auch spanisch Gesinnte hofften jetzt auf seine nie versagende Klugheit und Thatkraft, bis der König den rechten Mann schickte.

Da verdichtete sich das Gerücht, König Philipp sende seinen Bruder Don Juan d'Austria, damit er als sein

Statthalter die streitenden Parteien versöhne, zur beglaubigten Nachricht, und nicht nur die spanisch Gesinnten begrüßten sie mit froher Hoffnung; denn dem Sieger von Lepanto ging sowohl der Ruf kriegerischer Tüchtigkeit wie auch der einer edlen Gesinnung voraus.

Barbara kam diese Kunde durch den angesehenen Stadtrat Rassingham zu, der sie zum erstenmale zu einer Versammlung der spanischen Partei in seinem prächtigen Hause einlud, eine Ehre, deren außer ihr nur einige wenige Frauen aus den höchsten geselligen Kreisen gewürdigt wurden, und die sie wohl mit der Berufung Don Juans verdankte. Auch die königlich gesinnten Mitglieder der Generalstaaten sollten an dieser Zusammenkunft teilnehmen, und den politischen Verabredungen sollte ein Banket folgen. Diese Einladung verhieß ihrer Stellung in der Gesellschaft neues Ansehen zu verleihen und ihr einen Thätigkeitskreis zu eröffnen, der ihrer Neigung entsprach.

Die Sache des Königs war die ihre, und für sie wirken zu dürfen, gewann besonderen Reiz durch die Ernennung ihres Sohnes zum Gouverneur des Landes, die sie zugleich mit banger und freudiger Unruhe erfüllte. Wenn er Statthalter war, kam jeder Dienst, den sie der Partei leistete, ihm persönlich mit zu gute.

Dennoch wurde es ihr nicht ganz leicht, der Einladung der Rassinghams zu folgen.

Nichts konnte ihr erwünschter und schmeichelhafter sein, als Zulaß in dies Haus zu finden, das sich allen fremden und zweifelhaften Elementen mit besonderer Zurückhaltung verschloß, doch sie sollte sich dort bis in die Nacht aufhalten müssen, und dies ließ sich schlecht mit Pflichten, die sie auf sich genommen hatte, vereinen.

Ihr alter Musikmeister Feys, dem sie so viel verdankte, war an einem schleichenden Fieber erkrankt, und schon vor fünf Tagen hatte sie ihn in ihr Haus genommen und sorgte dort mit liebevoller Hingabe für seine Pflege. Der siebenzigjährige Junggeselle war in seinem einsamen und unbehaglichen Heim so übel daran gewesen, daß das gute Herz ihr befohlen hatte, seine Wartung in die Hand zu nehmen.

Seit er unter ihrem Dache weilte, hatte sie ihn immer nur auf wenige Stunden verlassen, und wenn das Banket bei den Rassinghams der Beratung zu sehr später Stunde folgte, wollte sie es, dem kranken Gaste zu liebe, aufgeben und sich, so schwer es sie auch ankam, nur an jener beteiligen.

Dennoch freute sie sich auf die Teilnahme an dieser festlichen Zusammenkunft, zumal das Gewand, das sie anzuthun gedachte und das eben aus Brüssel angekommen war, sie, die Dueña und die Lamperi in Entzücken versetzte.

Meister Feys hatte eine unruhige Nacht, und Barbara wachte stundenlang an seinem Lager. Am Morgen gönnte sie sich einigen Schlaf; um Mittag aber mußte sie mit dem Ankleiden für die Versammlung, die vor Sonnenuntergang eröffnet werden sollte, beginnen.

Eben hatte sie Platz genommen, um sich das Haar ordnen zu lassen, was längere Zeit in Anspruch nahm, als einer der Pagen ihr ein Schreiben überreichte, das ein reitender Bote eben überbracht.

Neugierig öffnete sie es, und während sie es überlas, wechselte wie in jungen Jahren Röte und Bläße auf ihren Wangen. Dann sank es ihr in den Schoß, und

minutenlang verharrte sie wie betäubt mit geschlossenen Augen in regungsloser Ruhe.

Dann erhob sie sich schnell und überlas noch einmal den nach Veilchen duftenden, auf dem feinsten Pergament geschriebenen Brief.

„Euern Sohn," lautete der kurze Inhalt, „Euern Sohn, der der Mutter schon so lange entbehrte, verlangt es, ihr endlich in die Augen zu schauen. Will die Frau, die ihm das Leben schenkte, ihn zu neuem, tiefem Danke verpflichten, so eile sie ohne Aufenthalt zu ihm nach Luxemburg, wo er seit wenigen Stunden noch in tiefster Verborgenheit weilt. Es handelt sich um das Wohl und Wehe seines Lebens." Gezeichnet war der in deutscher Sprache geschriebene Brief: „Johann von Oesterreich."

Tief atmend schaute Barbara eine Zeit lang ins Leere. Dann richtete sie sich plötzlich höher auf und rief der Lamperi zu: „Ich stecke die Haare schon selbst auf. Gestern noch bot Herr de la Porta mir seinen Reisewagen an. Der Hausmeister soll schnell zu ihm. Madame de Blomberg ließe ihn um das Fuhrwerk bitten. Zugleich soll der Page Diego auf die Post und Kurierpferde bestellen. In einer Stunde muß der Wagen bereit sein."

„Aber Frau," fuhr die Dienerin auf und erhob erschreckt und abwehrend die Hände. „Die Rassinghams erwarten Euch. Die Ehre! Was wohlgesinnt ist unter den Generalstaaten wird dort sein. Wer weiß, was die Partei mit Euch im Sinne hat? Und dann das Banket. Was gibt es dabei nicht alles zu hören!"

„Gleichviel," fuhr ihr Barbara ins Wort. „Der Kaplan — ich rede schon mit ihm — soll die Absage bestellen. Was mich fortführt — kein Ruf des Himmels

könnte zwingender sein. Tummle Dich! — Nicht der kleinste Augenblick ist zu verlieren."

Da entfernte sich Frau Lamperi gesenkten Hauptes. Als sie aber die Aufträge der Herrin ausgerichtet hatte und zurückkam, legte Barbara ihr die Hand auf die Schulter und flüsterte ihr zu: „Du kannst schweigen. Nach Luxemburg geht es. Der mich ruft, ist einer, den Du zur Welt kommen sahst, ist der Held von Lepanto. Ihn verlangt nach der Mutter. Endlich, endlich! . . . Und ich . . ."

Hier erstickten ihr Thränen die Stimme, und gehorsam dem Verlangen, die Ueberfülle des Dankes und der Liebe, die sich ihrer Seele bemächtigt, auf einen andern mit zu ergießen, warf sie sich der ergrauten treuen Dienerin an die Brust und weinte ihr zu: „Sehen werde ich ihn mit diesen Augen, seine Hand darf ich fassen, seine Stimme soll ich hören — diese Stimme . . . Sein erster Schrei . . . Tausendmal meinte ich ihn wachend und im Schlafe wieder zu vernehmen. Weißt Du noch, Lamperi, wie sie ihn mir dann nahmen? Daß ich's überlebte! Jetzt aber, jetzt . . . Und wenn diese Stimme mich in den tiefsten Abgrund lockte, und wenn sie mich fort aus dem Paradiese riefe: Ich käme!"

Da flossen auch der Dienerin die alten Augen über, und als Barbara ihr den Brief des Sohnes vorlas, rief sie: „Da gibt es freilich kein Zaudern, und wenn statt der Rassinghams König Philipp selbst Euch zu sich entböte. Und ich, ich darf Euch begleiten? O Frau, Ihr wißt ja gar nicht, welch ein süßes Engelein er gleich von Anfang an war. Wir durften ihn Euch nur nicht zeigen. Und es war gut so; denn wäre er Euch zu Gesicht

gekommen, das Fortgeben hätte Euch das arme Mutterherz gebrochen."

Dabei schluchzte sie laut auf; Barbara aber gestattete ihr, sie zu begleiten, obgleich sie die Dueña dafür ins Auge gefaßt hatte und es ihr besser angestanden hätte, mit dem hochadeligen Fräulein zu reisen.

Auch die Pflege ihres kranken Gastes hätte sie der Lamperi ruhiger anvertrauen können als der andern. Aber der Wunsch der treuen alten Seele, den Knaben wiederzusehen, den sie beim Eintritt in die Welt hatte begrüßen dürfen, war zu berechtigt, als daß sie ihn hätte abschlagen können.

Was gab es für Barbara alles vor dem Aufbruche zu thun! Die meiste Zeit nahmen der leidende Meister und die Anordnungen, die sie für ihn zu treffen hatte, in Anspruch. Sie verließ auch erst sein Lager, nachdem die Krankenpflegeschwester erschienen war, die die Dueña bei der Wartung des alten Freundes unterstützen sollte, bis sie wieder zurückkam. Lange würde sie ja nicht ausbleiben; denn was Johannes ihr Wichtiges zu sagen hatte, das konnte wohl große Eile haben, — was sich nur langsam durchführen ließ, das konnte dagegen während seines Aufenthaltes in den Niederlanden gemächlich erledigt werden.

So versicherte sie denn auch Feys, der in ihr seine gute Vorsehung sah und ihre Abreise schmerzlich empfand, bald wieder bei ihm zu sein, und erteilte dann den Befehl, Hannibal Melas in ihrem Namen zu ersuchen, manchmal nach dem kranken Meister zu sehen. Es fiel ihr sehr schwer, ihn zu verlassen und die Pflichten zu verabsäumen, die sie gegen ihn auf sich genommen; doch

vor dem Rufe, der an sie ergangen war, mußte jede andere Rücksicht schweigen.

Als sie in ihre Gemächer zurückkehrte, war die Lamperi noch mit dem Packen beschäftigt.

Mehrere Kleider und zuerst das neue Brüsseler Gewand und was dazu gehörte — sogar die Granatblüten, die die Gärtnerstadt Gent als etwas Seltenes im November für den Schmuck ihrer Herrin geliefert — legte sie sorgfältig in den größten Koffer, während Barbara, von unsäglicher Unruhe getrieben, raschen Schrittes das Gemach von einer Seite zur andern durchmaß.

Nur wenn es einem Kästlein oder einer Schachtel dies oder das zu entnehmen galt, unterbrach sie die Wanderung.

Zu dem Mitzunehmenden gehörte auch die Perlenschnur, die Karl ihr verehrt, und der einzige Zettel, den ihr der kaiserliche Geliebte je geschrieben und auf dem zu lesen stand: „Auf heute abend, quia amore langueo." Mit eigener Hand legte sie ihn zu den Spitzen und den Granatblüten; denn dieser Sehnsuchtsruf konnte den Sohn lehren, was sie seinem Vater einmal gewesen.

Wenn Johannes sie nur erst gesehen und empfunden hatte, wie teuer er ihr war, dann mußte ihm auch bewußt werden, daß es für ihn noch eine andere Mutter gab als die spanische Dame, die er „Tia" nannte und die ihm die Leibwäsche nähte, dann konnte er sie so wenig mehr vergessen wie jene.

Endlich berief sie den Majordomus und ordnete an, was er für die Zeit ihrer Abwesenheit, die sie auf höchstens eine Woche bemaß, zum Teil gleich nach ihrem Aufbruche zu besorgen hatte. Die auf Mittwoch geladene

Gesellschaft mußte abgesagt, der Frauenchor ersucht werden, ihr Ausbleiben zu entschuldigen, Sir Jasper Gordon, ihr treuester Verehrer, ein alter Engländer, mußte erfahren, daß sie verreiste, vor allem aber ordnete sie mit der Schreibtafel in der Hand an, wie er für ihre Armen zu sorgen habe, welche Unterstützung jeder einzelne sich holen durfte, oder was anderen an Geld und Holz für den kommenden Winter ins Haus zu schicken war. Auch für sehr Bedürftige, die, während sie unerreichbar war, anklopfen sollten, stellte sie dem Majordomus eine Summe zur Verfügung.

Noch bevor die Novembersonne zur Rüste ging, bestieg sie den de la Portaschen Reisewagen. Der Kaplan, den sie, was die Armen anging, auf den Hausmeister verwies, erteilte der Abreisenden, deren frische Lebenslust nach so schweren Schicksalen er bewunderte, und deren „goldenes Herz", wie er sich ausdrückte, sie ihm wert und teuer gemacht hatte, seinen Segen. Der Dienertroß drängte sich mit stummen Verneigungen vor der Hausthür zusammen, und das „Auf Wiedersehen", das sie ihm zurief, klang ihr mit froher Zuversicht von den Lippen.

Erst unterwegs überlegte sie, was Johannes für das „Wohl und Wehe seines Lebens" von ihr begehren möge. Erraten ließ es sich nicht, doch wie schwer es auch war, an ihr sollte es nicht fehlen.

Was aber konnte es sein?

Weder bei der langen Nachtfahrt noch bei Tage fand sie eine annehmbare Antwort. Freilich hatte sie nicht allein der Bitte des Sohnes Gehör gegeben. Ihr ganzes vergangenes Leben war an ihr vorübergezogen.

Wie viel hatte sie gefehlt und geirrt; alles aber, was sie für denjenigen gethan, dem die Kurierpferde sie raschen Laufes entgegenführten, wollte ihr vorwurfsfrei und tadellos erscheinen. Von ihrem Besten war gewesen, was er auch immer an Handlungen und Gefühlen von ihr empfangen.

Keinen Tag, kaum eine Stunde hatte sie seiner vergessen und große Schmerzen ihm zu liebe willig und, sie durfte es sich sagen, trotz seiner stummen Zurückhaltung ohne jeden bittern Hintergedanken ertragen.

Wie weh es ihr gethan, ihr Kind von sich zu lassen, wußte sie allein. Aber was ihr Opfer bewirken sollte, das hatte sich erfüllt. Auf den Gipfel menschlicher Größe hatte das Schicksal ihren Sohn erhoben und aus jeder Gefahr ihn errettet. Mit ihren besten Gaben war er von der Vorsehung geschmückt worden. Wenn sie des letzten Berichtes des Herzogs von Ferdinandina gedachte, erschien es ihr, als hätte sein Leben bis hierher einem Triumphzug, einer Wanderung durch blühende Gärten geglichen.

Was konnte er mit dem „Wehe" nach dem „Wohl" nur meinen?

Wie die verkörperte volle Erhörung der heißesten Gebete kam Johannes ihr vor. Was sie für ihn erfleht, wofür sie das eigene Herz auf die Marterbank gelegt, es war sein eigen geworden: Glanz und Herrlichkeit, Ruhm und Ehre.

Sie hatte sie ihm nicht geben können, und zweifellos verdankte er auch viel der eigenen Kraft und der hohen Gnade seines königlichen Bruders, doch lebte sie der festen Ueberzeugung, ihn zu seiner Größe hinaufgebetet zu haben.

Was sich ihm heute wohl noch schenken lassen könnte? Gehörte ihm doch schon alles, was das Menschenherz begehrt.

Seine Glückseligkeit war vollkommen, und das hatte auch ihr in den letzten Jahren das Herz gehoben und die verlorene Genußfähigkeit zurückgegeben. Bis an die Grenze des Uebermutes war sie durch das Bewußtsein gefördert worden, so oft ihr auch bitteres Weh das Herz zusammengeschnürt hatte.

Ihn nicht sehen und halten zu dürfen, eine andere an der Stelle seines Herzens zu wissen, die ihr gehörte, war der größte ihrer Schmerzen gewesen; doch auch Geringeres hatte ihr an der Seele genagt.

Besonders schwer erträglich war es gewesen, als Geliebte des größten Kaisers und als Mutter seines Sohnes in den Kreisen, die auch die ihren hätten sein müssen, sich so lange nur widerwillig geduldet und nicht recht anerkannt zu fühlen.

Ferner hatte das Bewußtsein, eine Kunst zu üben, in der sie es einmal zur Meisterschaft gebracht, und sie nie bewähren zu können, ohne den peinlichen Zweifel, ob der Beifall echt war, der ihrer Leistung folgte, ihr manche gute Stunde verdorben.

Das alles war indes doch wohl nur der Tribut gewesen, den sie für das stolze Glücksgefühl hatte zahlen müssen, die Mutter eines solchen Sohnes zu sein.

Jetzt endlich fühlte sie sich vor diesen tückischen kleinen Anfällen gesichert. Eine geachtete Stellung hatte sie sich erworben, als Sängerin wurde sie nicht nur geschätzt, sondern überall herbeigezogen, wo man es in Gent unter den Frauen ernst meinte mit Musik und

Gesang. Die Einladung zu den Rassinghams öffnete ihr vollends die Thüren, die sich ihr früher verschlossen, und sie durfte gewiß sein, unter den Damen ihrer Partei, denen die Sache des Königs und des Glaubens am Herzen lag, nicht die letzte zu bleiben.

Wenn sie nach Gent zurückkehrte, hätte sie, auch wenn Don Juan nicht zum Statthalter ernannt worden wäre, sogar den Versuch wagen dürfen, ihr eigenes Haus zu einem Sammelplatze der Spitzen der Königstreuen zu machen.

Nun ihr Sohn aber auch als Erster, als Stellvertreter des Herrschers in die Niederlande einzog, um sie in Philipps Namen zu regieren, war alles erreicht, was sie nur wünschen durfte, und das „höher — weiter" seines Vaters hatte jeden Sinn für sie verloren.

Als glückliche Mutter — mit einem tiefen Atemzuge gestand sie es sich ein — durfte sie dem glücklichen Sohne entgegentreten.

Diese Gedanken hatten auf der Fahrt bei Nacht ihren unruhigen Halbschlummer belebt, und sie spann sie bei Tage weiter.

Gegen Abend kam sie in Luxemburg an.

Am Thore, wo jedes Fuhrwerk aufgehalten wurde, frug man sie nach ihrem Namen.

Die Antwort veranlaßte den Steueraufseher zu einer tiefen Verbeugung und zu einem Winke, der dem spanischen Offizier hinter ihm galt.

Er erwartete sie im Namen des Herrn „Generalkapitäns", der sehnlich nach ihr verlangte, und übernahm mit unterwürfiger Höflichkeit ihre Führung.

Dann setzte der Wagen sich wieder in Bewegung und

fuhr in den herrlichen Park eines Palastes ein. Es war der des königlichen Statthalters Fürst Peter Ernst von Mansfeld.

Ein schwarz gekleideter Herr mit hellen Augen, aus denen ihr ein lebhafter Geist entgegenschaute, und mit wohlgebildeten, Zutrauen erweckenden Zügen, der Geheimschreiber Don Juans, Escovedo, von dessen Klugheit und Treue Barbara viel vernommen, führte sie in die für sie bestimmten Gemächer.

In zwei Stunden, teilte er ihr mit, würde es den Generalkapitän glücklich machen, sie zu empfangen. Zunächst wünsche er, sie sich in voller Ruhe nach der anstrengenden Fahrt erholen zu sehen.

Die Pagen, die er ihr zur Verfügung stellte, entließ sie, ohne sie zu benützen.

Das mehr als üppige Mahl, das man bald darauf auftrug, wurde kaum berührt; denn der ungestüme Schlag ihres Herzens hemmte ihr den Atem so stark, daß es ihr kaum gelang, der Lamperi Rede zu stehen.

Voll dringlichen Eifers bemühte sich die frühere Garderobière, sie zu bestimmen, das noch unberührte höchst geschmackvolle Brüsseler Prachtgewand anzulegen. — Die Leuchter mit den Dutzenden von Kerzen, das reiche Silbergeschirr, die ganze Art des Empfangs veranlaßten die Dienerin zu diesem Vorschlag; — Barbara aber hatte diese prächtigen Dinge kaum gewahrt.

Was in ihr war an Gedanken und Gefühlen, gehörte dem Sohne, den sie nun in That und Wahrheit mit den Augen sehen, dessen Hand sie berühren, dessen Stimme sie hören sollte.

Das Prunkgewand paßte nicht zu solchem Sich=Finden

nach langer Entbehrung, zu einer so ernsten Feierstunde des Herzens.

Ein schweres schwarzes Seidenkleid, das sie mit sich führte, eignete sich besser für diese Begegnung. Nur die Genter Granatblüten, die sich ganz frisch erhalten hatten, ließ sie sich, um nicht einer Trauernden zu gleichen, an die Brust stecken.

Als die Lamperi eben die letzte Hand an ihre Kleidung legte, erschien, wie Escovedo vorausbestimmt hatte, genau zwei Stunden nach ihrer Ankunft, ein geistlicher Herr, um sie abzuholen. Es war Pater Dorante, der Beichtvater Don Juans, ein älterer Priester mit einem Gesicht, in dem sich ernste Frömmigkeit mit wohlwollender Heiterkeit so glücklich paarten, daß Barbara sich freute, solchen Seelsorger an der Seite des Sohnes zu wissen.

Während er mit ihr die Treppe hinanstieg, bemerkte sie einen der prüfenden Blicke, mit denen er sie verstohlen ansah, und fragte sich, was die reinen, klugen Augen dieses Mannes wohl an ihr gefunden haben möchten.

Das große Gemach, in das sie nun eingeführt wurde, war mit kostbaren farbigen orientalischen Tapeten behängt. „Geschenke der Witwe des türkischen Großadmirals,“ raunte der Priester ihr zu, indem er auf die herrlichen Gewebe hinwies, und sie nickte ihm verständnisvoll zu. Sie wußte ja, wie er zu ihnen gelangt war; doch gebrach es ihr bei dem stürmischen Aufruhr ihrer Seele an Kraft, den Pater von dieser Kenntnis, deren sie sich sonst wohl einem so ehrwürdigen Freunde ihres Sohnes gegenüber gerühmt hätte, zu unterrichten.

Die Flügelthüren zum Nebengemach standen offen. Dort weilte Johannes gewiß, und wie gern wäre sie ihm

entgegengeeilt; doch bat sie der Beichtvater, sich niederzulassen, da der Herr Generalkapitän noch einige Aufträge zu erteilen habe. Dann trat er in das andere Zimmer.

Tief atmend schaute sie ihm nach, und als sie durch die geöffnete Thür blickte, war es ihr, als sollte das Herz ihr still stehen.

Der in voller Jugendschöne prangende vornehme Herr dort mußte ihr Sohn sein.

Wie die zu neuem Leben erwachte Erscheinung jenes Grafen Egmont, zu dem sie einst voller Bewunderung und mit dem Verlangen, ihr Johannes möge ihm nacharten, den Blick erhoben, erschien ihr der Langentbehrte; — nur fand sie ihren Johannes mit der freien Stirn und dem wallenden welligen Blondhaar viel, viel schöner als den unglücklichen Sieger von Sankt Quentin und Gravelingen.

Und eine wie edle und dabei doch zwanglose Haltung war dem noch nicht voll dreißigjährigen Würdenträger eigen!

Nur wenig über die mittlere Mannesgröße erhob sich seine Gestalt.

Was war es nur, das ihm ein so echt fürstlich vornehmes Ansehen verlieh?

Gewiß nicht nur die Kleidung, an der allerdings nichts war wie Sammet, Seide und Atlas und das Gold des Vlieses, das ihm unter der Spitzenkrause am Halse hing. Wohl zu Gesicht standen ihm freilich auch die Farben der Kleidung. Dunkles Violett und Goldgelb wechselten an dem geschlitzten Wamse und den Pluderhosen. Ganz ähnlich war sein Vater angethan gewesen, als er ihr seine Liebe bekannte.

Durfte sie dies für ein gutes Vorzeichen ansehen oder war es ein schlimmes?

Noch wußte er wohl nichts von ihrem Erscheinen; denn ganz hingenommen von der Angelegenheit, der das Gespräch galt, redete er mit dem Geheimsekretär Escovedo.

Wie sich dabei seine schönen Züge belebten, wie löwenartig er aussah, wenn er das Haupt mit der Fülle des goldenen Haares unwillig schüttelte!

O ja! Ihm mußten die Herzen der Frauen entgegenfliegen, und sie begriff nun, was sie von der schönen Diana von Sorrent und der nicht minder schönen Maria Mendoza und ihrer Liebe zu ihm vernommen.

So hatte sie sich ihn gedacht.

Nein!

Sein Aeußeres übertraf sogar an vornehmer, stolzer Schönheit und an gewinnendem Zauber ihre hochfliegende Erwartung. Nur eins setzte sie in Erstaunen: der Ernst in seinen jugendlichen Zügen und die Falten auf der hohen Stirn.

Wie kam ihr Glückskind zu diesen Spuren früher Sorgen?

Jetzt unterbrach ihn der Priester.

Ob er Johannes auf ihr Erscheinen hingewiesen hatte?

Es war doch kaum möglich; denn sein Antlitz verriet keine Spur von kindlicher Freude. Im Gegenteil. Als gälte es, den Fuß in das Wasser eines kalten Stromes zu setzen, faßte er sich zusammen, richtete sich auf und preßte die zur Faust geballte rechte Hand auf die Hüfte.

Vielleicht — Dank den Heiligen! — konnte Pater Dorante ihn doch an etwas anderes erinnert haben; denn er

wandte sich wieder Escovedo zu und erteilte ihm einen Befehl.

Dann schwenkte er die Hand, warf das schöne Haupt, wie König Philipp zu thun pflegte, doch in weit edlerer, freierer Weise zurück, strich schnell, wie um sich den Mut zu stärken, durch das wellige Haar und schritt zaudernd, doch mit selbstbewußter, beinahe hochmütiger Würde der Thür zu.

Auf der Schwelle blieb er stehen und schaute nach ihr hin.

Wie hell waren die großen blauen Augen, mit denen er jetzt um vieles eher forschend als beglückt nach ihr hinschaute.

Doch während sie noch mit der einen Hand auf der Stuhllehne, mit der andern auf der tiefatmenden Brust nach dem rechten Worte rang, erhellte sich sein Blick.

Sie irrte nicht. Es hatte ihm vor dieser Begegnung gegraut, und mit froher Ueberraschung frug er sich jetzt, ob das die Frau sei, die man ihm als ein prunksüchtiges, höchst launenhaftes, widerspenstiges Weib, das den Ruhm des Sohnes benütze, um sich Zutritt zu möglichst vielen Lustbarkeiten und in hochgestellte Häuser zu verschaffen, geschildert hatte.

Von außerordentlicher Schönheit mußte sie jedenfalls gewesen sein, und wie wunderbar hatte sich auf diesen fein gebildeten Zügen etwas Anmutiges, wie es sonst nur der Jugend eigen ist, erhalten, wie stand das jetzt matte Blond ihres reichen Haarwuchses so wohl zu der leichten Röte auf dem beinahe faltenlosen Gesichte, und wie würdig war die Haltung ihres trotz der matronenhaften Fülle immer noch schlanken Körpers!

Kein Wunder, daß sie einst seinem großen Vater das Herz entflammt hatte! Jetzt — dieser sonnige Blick konnte Barbara nicht täuschen — jetzt hatte ihr Erscheinen aufgehört, ihm peinlich zu sein, ja vielleicht freute er sich seiner. Und nun hielt sie sich nicht länger, und aus dem tiefsten Herzensgrunde drang ihr der Ruf: „Johannes, mein Kind! Mein lieber, lieber Sohn!"

Und wieder erhob sich blitzschnell in Don Juan die Frage: „Soll das die Frau sein, von deren Stimme man mir sagte, ihre heisere Schärfe beleidige das Ohr? Hämische, häßliche Verleumdung! Denn wie innig, wie weich, wie gesättigt von warmer Zärtlichkeit hatte ihr Ruf geklungen! Auch nicht von den Lippen Frau Magdalenas, seiner vielgeliebten ‚Tia', war ihm der eigene Name je so wohllautend entgegengeklungen wie von denen der Frau dort ihm gegenüber, der zu begegnen er sich eben noch wie vor einem unvermeidlichen Mißgeschick gescheut."

Heiß wallte es in ihm auf vor Scham, vor Bedauern, vor Liebe.

Eine Rührung, wie er sie lange nicht empfunden, bemächtigte sich seiner, als ihr thränenfeuchter Blick wieder dem seinen begegnete, und nun erwachte in der Schwärmerseele dieses Lieblings des Glücks, deren hohen Flug weder Glück noch Ruhm, noch Enttäuschung zu lähmen vermocht, regte sich in der Brust dieses guten, edel gesinnten jungen Menschenkindes das Bewußtsein, ihm widerfahre ein neues großes Glück, und aus seinem Munde klang ihr der Ruf, auf den sie so lange sehnsuchtsvoll und doch vergebens gewartet hatte, entgegen: „Mutter!" und noch einmal „Mutter!"

Da war es ihr, als bräche aus mitternächtlichem

Dunkel die helle Tagessonne plötzlich mit vollem, blendendem Glanze hervor. Drei schnelle Schritte führten sie an Don Juans Seite, und ihrer selbst nicht mehr mächtig ergriff sie eine der beiden Hände, die er ihr entgegengestreckt hatte, um sie zu küssen; ihm aber verbot der ritterliche Sinn, dies zu dulden, und im nämlichen Augenblicke war er dem Drange gefolgt, ihr das Antlitz zu küssen, das mit so warmer Zärtlichkeit zu ihm aufsah.

Unterwegs hatte sie lange gegrübelt, wie sie ihn anzureden habe; jetzt aber wußte sie, daß sie ihn nicht „Excellenz“ nennen dürfe, und noch weniger „Hoheit“. Nein! Dem armen, armen Herzen so harten Zwang anzuthun, war jetzt nicht mehr geboten, und wenn auch von leisem Schluchzen unterbrochen, rief sie ihm noch einmal mit der ganzen Innigkeit der zärtlichsten Mutterliebe zu: „Mein Sohn! Mein liebes, liebes Kind!“

Dann fand sie auf einmal auch wie von selbst die Worte, nach denen sie vergeblich gesucht, und in vollem Redefluß teilte sie ihm mit, wie sich ihr Herz so lange in Sehnsucht nach ihm verzehrt und daß sie jetzt alles hinter sich gelassen habe, um seinem Rufe zu folgen, und er dankte ihr dafür mit lebhafter Wärme, indem er ihre Hand, die die seine festhielt, an die Lippen führte.

Was er von ihr begehre, sei schwer für sie erfüllbar; — nun er sie aber kenne, noch viel schwerer, es von ihr zu fordern. Dennoch müsse es geschehen, weil vielleicht die Erfüllung der großen Hoffnungen davon abhänge, die er auf die Zukunft setze und die gut machen sollten, was ihm die Vergangenheit so grausam vergälle und vergifte.

Da schaute sie ihm schärfer in das edelgeformte Antlitz,

dessen blühende Jugendschöne sie eben noch entzückt, und dabei gewahrte sie den wehen, sorgenvollen Zug, den sie vorhin bemerkt zu haben meinte, mit noch viel größerer Bestimmtheit, — und schmerzlich befremdet verlangte sie zu wissen, wie er, den der Himmel bis dahin mit seinen allerköstlichsten Gaben überschüttet, dazu komme, sich über das Schicksal zu beklagen, als dessen verwöhntes Schoßkind sie wie alle Welt ihn glücklich preise.

Da lachte er leise, doch mit so scharfer Bitterkeit auf, daß es ihr ins Herz schnitt und das heitere Rot, womit die Freude ihr die Wangen gefärbt hatte, jäh verschwand.

Ihr Glückskind, das die Meinung, es habe Grund, mit Dank und Lust auf die Lebensbahn, die es hinter sich ließ, zurückzuschauen, unwillig zurückwies!

Es war nicht zu fassen, und fortgerissen von der heftigen Bewegung, die sie ergriffen, schilderte sie mit feuriger Lebendigkeit, wie die Ueberzeugung, er habe alles erreicht, was ihr schweres Herzensopfer und ihr Gebet ihm zugedacht, ihr das Leben verschönt und ihr geholfen habe, auch das Allerschwerste in stiller Ergebenheit, ja mit frohem Dank zu ertragen.

Hoch gehoben von der Macht des Außerordentlichen, das sie erlebte, stellte sie ihm in unaufhaltsam mächtigem Redeflusse dar, wie sie sich ihr Kind von der Seele gerissen, um es auf den Weg zu stellen, der es zu Ruhm, zu Herrlichkeit und Ehre, kurz, zu allem führen sollte, was das Leben verschönt und ihm Bedeutung verleiht.

„Und warum, in aller Heiligen Namen,“ schloß sie, „warum soll ich mir nun vorstellen müssen, ich hätte mir vergebens dies schwere Leid angethan, und was mir das Herz mit Wonne gesättigt, es sei ein eitler Irrwahn ge-

wesen? Bin ich doch Deinen Schritten gefolgt wie der Jäger der Spur des Wildes, sah ich doch, wie ein jeder neue Anlauf Dich hellerem Glanz entgegenführte, höherem Ruhm und erhabener Größe."

Auch ihm hatten sich nun die Wangen gerötet.

Welches Leben pulsirte noch in den Adern dieser alternden Frau, mit wie ergreifender Kraft wußte sie darzustellen, was sie bewegte! Doch wie falsch zu sehen hatte die Mutterliebe und der Wunsch des Herzens ihren Künstlergeist verleitet! Nur des Lichtes war sie ansichtig geworden, nicht der Schatten, des Dunkels, der Nacht, die ihm den Ruhmeslauf trübten.

Damit ihm Glanz und Herrlichkeit zu teil würden, hatte sie sich der grausamsten der Forderungen unterworfen, und was war der Erfolg dieses Opfers gewesen? Was hatte sie damit erreicht?

Wie war es mit der Glückseligkeit beschaffen, in der sie ihn schwelgen zu sehen meinte?

Und auch ihn riß die Macht des neu erweckten Erlebten mit fort, und nicht weniger lebhaft schilderte er, was er gelitten

Ja wohl! An großen Erfolgen, an weithin sichtbarem Ruhm, an hohen Ehren und einigem Glanz hatte es für ihn nicht gemangelt. Was aber stellte er jetzt dar, jetzt an der Grenze der dreißiger Jahre, — er, der Sohn eines Kaisers, der Bruder eines mächtigen Königs, den so viele Kronen schmückten, wie seine Hand Finger besaß?

Sein Diener und brauchbarer Heerführer war er geblieben, nichts weiter.

Und nun schilderte er ihr die kalte Seele König

Philipps, sein gefühlloses Berechnen und kränkendes Mißtrauen.

Nicht um sein Leben lang zu gehorchen und um sich zu Gunsten eines andern verwerten, erschöpfen, mißbrauchen zu lassen, war er, der doch nicht ganz unwürdige Sohn des großen Kaisers Karl, zur Welt gekommen. Auch er durfte auf das Recht Anspruch erheben, über ein eigenes Reich als sein Herrscher, Beglücker und Mehrer zu gebieten.

Schon nach Lepanto war ihm die Königskrone von Morea und Albanien angeboten worden. Nachdem er dann Tunis für seinen Bruder Philipp erobert, hatte er dies Land als König zu beherrschen gewünscht. Den Ungläubigen wären, hätte man diese Reiche ihm überlassen, große Gebiete entzogen worden. Grund genug für Philipp, wäre anzunehmen gewesen, sie seinem Regiment anzuvertrauen. Obgleich aber der heilige Vater in Rom und andere Staatenlenker die Berechtigung dieser Wünsche anerkannt hatten, sein königlicher Bruder war nicht für seine gerechten Forderungen zu gewinnen gewesen und hatte auch diese Hoffnungen mit grausamer Kälte in Stücke geschlagen. Nicht einmal als Infant, als echtes Mitglied seines Hauses ihn anzuerkennen, war er zu bewegen gewesen.

Mit nichtigen Scheingründen und mit Verheißungen, die er nie zu erfüllen gedachte, hatte der gleisnerische, selbstsüchtige, karge Mann ihn zurückgewiesen, hingehalten, abgespeist.

So war ihm Tag und Nacht durch die grausamste Enttäuschung, durch eine Fülle der bittersten Kränkungen verdorben worden. Seit Lepanto hatte für ihn kein

reines Glück wieder die Knospe geöffnet. Ein elender, enttäuschter, gemißhandelter Mensch war er, der die Freudigkeit von früher erst wieder finden konnte, wenn er sich auf eigene Hand errang, was er selbst Größe nannte, Ehre, Glanz und Macht. Die Gnadengeschenke, nein die mehr als wohlverdienten Belohnungen, die er dem König verdankte, waren nur ein körperloser Schatten, ein Zerrbild dieser stolzen Gaben des Himmels.

Da fiel die Mutter ihm erschrocken ins Wort: „Welch ein Ehrgeiz!"

Er aber rief in wachsender Erregung: „Ja, Mutter! So ehrgeizig bin ich, daß, wenn ich wüßte, es gäbe noch einen andern, den heißer nach Ruhm verlangte und Ehre, ich mich zu diesem Fenster hinausstürzen würde. — ‚Wer nicht aufwärts strebt, geht zurück!' ist schon längst meine Devise, und ich strebe in die Höhe und kenne das Ziel."

Da wurde Barbara von einem erschreckenden Verdacht ergriffen, und mit banger Zurückhaltung frug sie ihn leise:

„Seh' ich recht? Aus Flandern und Brabant erfuhrst Du, wie bitter dort König Philipp gehaßt wird, und Du hoffst nun mit ihm um die niederländische Krone zu ringen? Der Sieg, Du, mein Held, mein Feldherr, — Du würdest ihn sicher erringen . . ."

Hier aber wurde sie unterbrochen.

Mit dem Rufe: „Mutter!" schnitt Don Juan ihr das Wort ab und fuhr dann unwillig fort: „Hätte ein anderer diesen Rat mir erteilt, ich nähme ihm die Lust, ihn zu wiederholen. Gott verlieh Don Philipp die Herrschaft. Mein Eid, meine Ehre verbieten mir, mich gegen ihn zu

erheben. — Auf meine Liebe, meinen Dank verlor er das Anrecht; doch der Treue auch des mißhandelten Bruders ist er gewiß. Uebrigens," fügte er stolz hinzu, „erheben sich meine Wünsche auch höher!"

Aufs äußerste gespannt war Barbara dem Sohne gefolgt; er aber nahm ein Medaillon von der Brust und raunte ihr zu:

„Weißt Du, wen dies holdselige Frauenbildnis darstellt? Nein? Nun wohl, dies sind die Züge der schönsten und unglücklichsten aller Frauen. Maria Stuart, die beklagenswerte Königin von Schottland, die fromme, liebenswerte Dulderin für unseren heiligen Glauben, schaut Dir aus diesem Rahmen entgegen. Sie versagt sich mir nicht. Der heilige Vater in Rom und die Guisen in Frankreich billigen das kühne Unternehmen; ich aber führe das Heer, das mir gehorcht, zur See nach England. Des Sieges bin ich in diesem Kampfe gewiß. Mit dem schönsten Weibe gewinne ich die Krone, deren ich bedarf und die mir zukommt."

„Johannes!" rief Barbara hier, fortgerissen von der Kühnheit dieses Anschlages, und ihre Augen strahlten ihm begeistert entgegen. „Dies Verlangen ist Deiner und Deines großen Vaters würdig. Kann ich Dir bei seiner Verwirklichung beistehen . . ."

„Du kannst es," unterbrach Don Juan sie eifrig; „denn jetzt gilt es zunächst, die Bewilligung der Generalstaaten zu erlangen, die Armee, die nach Spanien zurückgeschickt werden muß, zur See dorthin zu entsenden. Sind die Truppen einmal unterwegs, so steuern sie statt nach Süden nach England. Doch schon um sie nur einzuschiffen, bedarf ich der Zustimmung der Vertretung des

Landes. Und deswegen ... So schwer es mir auch fällt, es muß gesagt sein: Dein Aufenthalt in den Provinzen wird mir hinderlich sein, sie zu erlangen. Erspare mir, die Gründe zu nennen; aber schon der Umstand, daß Du Dich stets offen zu der spanischen Partei hieltest, soll die Königsfeinde mit Mißtrauen gegen Dich erfüllen. Dazu ist es kaum glaublich; doch Du wirst Escovedo recht geben müssen, dem ich diese Kenntnis verdanke, — wie klein man in den Provinzen über dergleichen denkt. Es wurde sogar noch jüngst ein Gesetz erlassen, das jeden Beamten abzusetzen befiehlt, der nicht nachzuweisen vermag, daß das Bündnis, dem er entstammt, von der heiligen Kirche geweiht ward. O, daß ich gezwungen bin, Mutter, Dir schon bei unserer ersten Begegnung wehe zu thun! Wenn aber Deine Liebe so groß ist, wie es jeder Blick Deiner Augen mir kund thut, wie Du es mir ja eben noch mit so wohlthuender Wärme bekanntest ..."

„Und wie ich es bekennen werde," stieß sie ungestüm hervor, „so lange noch ein Atemzug diese Brust bewegt; denn ich liebe Dich, Johannes, liebe Dich mit der ganzen Kraft dieser armen, viel gequälten Seele. Aber Kind, — Kind! Was Du da von mir verlangst ... Es kommt so unerwartet ... Du ahnst nicht, wie tief es mir mitten ins Leben hinein greift ... Verlassen soll ich das Land, das mir zur Heimat wurde, die Stadt, in der mich Vorurteil und Widersacherschaft empfingen, und in der ich mir gerade jetzt die Geltung errang, die mir zukommt ... Ein ehrwürdiger kranker Mensch liegt in meinem Hause darnieder und sehnt sich die Pflegerin zurück, die ihn Dir zu liebe

verließ . . . Meine Armen . . . Was ich sonst noch von mir werfen soll und verlassen, ist zu viel, als daß es sich jetzt aufzählen ließe. Ich könnt' es auch nicht, so wirr macht mich diese Forderung, — so . . . Gönne mir nur kurze Zeit, um mich zu fassen; denn siehst Du... Aber wenn Du mich so anschaust, Johannes, dann kann ich . . . Aber nein! Es geht sicher und gewiß noch nicht an, daß ich mich kurz mit ja oder nein entscheide . . . Zuvor muß ich wissen, ob Du, ob wirklich das Opfer, das ich für Deinen Glanz brachte und Deine Größe — in Landshut ist es gewesen, Du weißt ja — ob es wirklich so ganz vergebens war, ob Du Dich in der That so unglücklich fühlst, wie Du, ruhmgekröntes, vielgeliebtes und gepriesenes Kaiserkind, mich glauben machen willst, oder ob nicht . . . Verzeih mir, Johannes, doch bevor ich diese furchtbar schwere Entscheidung treffe, muß, ja, muß ich ganz klar sehen. So wahr Deine Heldenseele ohne Falsch ist, so wahr es Deiner unwert wäre, der Mutter ein verkehrtes Bild Deines inneren Lebens zu zeigen, sollst Du bekennen, ob Du nicht nur . . ."

„Ob ich," unterbrach hier Don Juan mit einem schmerzlich bitteren Lächeln die tief beängstigte Frau, „ob ich nicht schwärzer malte, als es die Wirklichkeit fordert, um Dir das Herz zu erweichen. O, wie schlecht Du mich noch kennst! Lieber wollt' ich, diese Zunge verdorrte, als daß ich sie unritterlich auch nur um eines Strohhalmes Breite von der Wahrheit abweichen ließe, um einen selbstischen Zweck dadurch zu erreichen. Nein, Mutter! Viel zu lau war meine Schilderung des Jammers, der sich so oft dieser Seele bemächtigt. Wenn Dein erstes Opfer mich zu einem glücklichen Menschen machen sollte,

dann war seine Wirkung nicht stärker als das Licht der Kerze, die man im Glanz der Mittagssonne entzündet. Vielleicht wäre ich glücklicher geworden, hätt' ich unter Deiner zärtlichen Sorge in Bescheidenheit aufwachsen dürfen; denn dann wäre meine Bahn lang und steil gewesen, und es hätte des Erklimmens vieler Stufen bedurft, um dahin zu gelangen, wo dem Ehrgeize Schranken gesetzt sind. Aber so! — An der Stelle, die viele der Besten schon für den höchsten Gipfel ansehen, begann ich. Der große Mann, den Du liebtest, er kannte das Leben besser als Du ... Wär' ich seinem Willen gefolgt und strebte ich in der Stille des Klosters nach Gütern, die nicht von dieser Welt sind, dies elende Dasein würde mir weniger unerträglich erscheinen, dann trennte mich wohl auch ein viel breiterer Raum von der Verzweiflung; denn so unglücklich, Mutter, bin ich, daß ich den dürftigen Landmann beneide, der in saurem Schweiß die Ernte einführt, die ihm auf dem mageren Acker erwuchs, so unglücklich fühl' ich mich nun schon seit Jahren, wie der gebändigte Löwe im Käfig, wie der Liebende, dem am Tage der Hochzeit die Braut entführt ward. — Denke Dir den Wunsch als ein weibliches Wesen und neben ihm einen Zauberer, der ihm, kraft der Macht, die ihm eigen, zuruft: ‚Die Erfüllung eines jeden Verlangens, das du dich zum Ziele zu führen bemühst, sie sei dir entzogen auf immer!' — und Du wirst Dir ein Bild machen von dem verwüsteten Dasein des Beklagenswerten, der, wär' es nicht sündhaft, denen fluchen möchte, die ihm das Leben gaben, in dem er schon längst nichts sieht als die gräßliche Hohngestalt der Enttäuschung."

„Halt ein!" stöhnte Barbara hier kummervoll auf und preßte wie außer sich die Hand an die Stirn. „So war denn

auch das Schwerste vergebens, und was das Leben mir Thörin lebenswert machte, Trug und verwirrende Täuschung. Was ich Dich wie mit Flügeln des Adlers erheben sah zu den Sternen, ein hemmendes Gewicht ist es gewesen; was mir wie lichter Sonnenschein, der den Weg Dir bestrahlte, blendend hell aus der Ferne entgegenleuchtete, ein ins Elend lockendes Irrlicht ist es gewesen. Was ich für weiß hielt, war schwarz, das strahlende Tageslicht Dämmerung und nächtliches Dunkel. O, wär' es mir wirklich vergönnt ... Doch Du weißt ja nicht, Kind, was Du forderst ... Und darum laß Dich, bevor es zu der letzten Entscheidung kommt, nur dies eine noch fragen: Glaubst Du wirklich fest und gewiß, daß wenn Dir das Vertrauen der Generalstaaten bewilligt, Dein Heer zur See fortzuführen, glaubst Du, daß wenn Du es in England ausschiffst und es Dir gelingt, die Krone und Hand dieser — mag sie schuldig sein oder nicht — schönen, frommen und — was sie auch fehlte — begehrenswerten Königin zu erkämpfen, — daß dann schwinden wird, was Deine hochfliegende Seele so schwer erträgt? Gewannst Du mit dem Weibe, nach dem Dich verlangt, Thron und Scepter, wird Dein wundes Herz dann geheilt sein, und das Glück den fröhlichen Einzug halten und auch ausdauern in Deiner schwer zu ersättigenden Seele? — Denn sie — ich fühl' und seh' es — sie wird fortgerissen von dem ‚mehr — weiter' des Vaters. Kannst Du, mein Johannes, darfst Du wirklich der festen Ueberzeugung leben, daß Du, wenn dies hohe Verlangen sich erfüllt, Dich bescheiden und daß Du glauben wirst, den Gipfel und die Grenze Deines fieberhaften Strebens auf- und vorwärts gefunden zu haben?

Da rief Don Juan im Tone unerschütterlich sicherer Gewißheit: „Ja und abermals ja," und seine großen Augen strahlten der Mutter mit voller und wahrer Zuversicht entgegen. „Der eitle Glanz, den Dein erstes Opfer mir brachte, war der Urquell dieses Lebens voll bitterer Enttäuschung. Die Hand Maria Stuarts, der holdseligen Märtyrerin, der mit allen Gaben des Geistes und Körpers verschwenderisch gesegneten Frau, nach der mein Herz verlangt, seit ich ihr Bild sah, und die Krone Englands, das Sinnbild echter Majestät, verwandeln die Enttäuschung in die Erfüllung, die der Himmel mir bisher versagte. Wenn diese beiden dem Sohne zufallen, wird das Opfer der Mutter nicht vergebens gewesen sein, nein, goldene Frucht wird es ihm tragen; denn Deinem Johannes verleiht das Gelingen dieser Siegesfahrt zu dem flüchtigen Glanze auch die Sonne, von der das Licht ausgeht. Es erhebt ihn zu der Höhe, die er erstrebt und zu der ihn die Schickung bestimmte . . ."

Hier stockte er; denn das verstörte Aussehen Escovedos, der mit einer Depesche in der Hand eintrat, bewies, daß sich etwas Großes, Erschütterndes zugetragen hatte.

Der Sekretär, Freund und Berater Don Juans, ließ sich auch nicht von der unwilligen Handbewegung abschrecken, mit der sein Herr ihn zurückwies, sondern reichte ihm das Schriftstück und rief in einem Tone, aus dem das Entsetzen hervorklang, mit dem diese Nachricht ihn erfüllte: „Antwerpen von den meuternden Heerhaufen Seiner Majestät überfallen, auch von denen in Alst mit ihrem Eletto, — eingeäschert, ausgeplündert, vernichtet."

Mit einem hastigen Griffe riß Don Juan das Unheil

kündende Pergament an sich und durchlas es mit fliegendem Atem.

Der Rat von Antwerpen hatte es an König Philipp gerichtet und ihm, dem neu ernannten Statthalter, eine Abschrift übersandt.

Als er die Hand, die das Schreiben festhielt, sinken ließ, war er tief erblaßt und schaute wie Hilfe suchend um sich her.

Da begegnete sein Blick der Mutter, die, von banger Sorge ergriffen, jeder seiner Bewegungen folgte, und reichte ihr das verhängnisvolle Blatt mit dem halb schmerzlichen, halb höhnischen Ausruf: „Und dies gemißhandelte Volk soll ich zur Liebe zu demjenigen zurückführen, der ihm den Herzog von Alba sandte, damit er mit der schonungslosen Eisenfaust seine Wunden heile, und der die armen braven Teufel in seinem Dienste hungern und zerlumpen ließ, bis sie in wilder Verzweiflung an sich rissen, was ihnen der Brotherr versagte.“

Das Blatt, das der Sohn Barbara gereicht hatte, zitterte ihr in der Hand, während sie halblaut vor sich hin las: „Es ist die größte Handelsstadt Europas, die Pflegerin der Kunst, Wissenschaft, Industrie und des katholischen Glaubens, die nie im Gehorsam gegen den König wankte, an einem Tage von der Höhe der Ehre und des Glücks in einen Abgrund von Elend gestürzt und zu einer Spelunke von Räubern und Mördern geworden, die von Gott und dem König nichts wissen. Greise, Frauen und Kinder sind von ihnen ohne Unterschied erschlagen, die zum Teil dem Ausland gehörenden Waren sind geraubt und verbrannt, und auch das prächtige Rathaus mit all seinen Schätzen an Urkunden und Freibriefen ist eine Beute der Flammen geworden.“

„Schrecklich, schrecklich!“ rief Barbara, und Don Juan sprach es ihr nach und fügte dumpf hinzu: „Und das geschah gestern, am nämlichen heiligen Sonntag, der mich in die Niederlande einreiten sah. Das sind die Freudenfeuer, die den Himmel bei meiner Ankunft röten.“

„Der Oranier,“ klang es Barbara dumpf von den Lippen, „wird sie um Rache schreiende Mordbrände nennen.“

„Und diesmal mit einigem Rechte,“ versetzte Don Juan in bestätigendem Tone; „denn die sie entzündeten, sind Söldner des Königs, waren unsere eigenen, der Verzweiflung preisgegebenen Truppen.“

Dann fuhr er aufbrausend fort: „Und mich, gerade mich, der ich ein Mann des Schwertes bin, schickt Philipp in diese Provinzen. Doch was soll hier der Krieger? Um dem aus tausend Wunden blutenden Körper den Gnadenstoß zu geben, ist mir diese Klinge zu gut. Thät' ich es aber dennoch, so vernichtete ich damit für den König den ergiebigsten Quell seines Reichtums. Kein Mann, der dreinzuschlagen und ein Heer, eine Flotte zu führen weiß, sondern eine Frau gehört hieher, die zu vermitteln versteht und zu heilen. Nicht um neue Lorbeeren zu pflücken — um hier zu scheitern und mit blutender Stirn, mit elendem Mißerfolg von dannen zu ziehen, sandte mich der König in dieses Land. O, ich durchschau' ihn! Doch ich weiß auch, — dem Himmel sei Dank! — was ich mir, dem Sohne meines Vaters, schulde. Gestatten mir die Generalstaaten, die Truppen zur See fortzuführen, dann gewinne ich mir das Weib und die Krone, die mir in einem andern Lande winken, und Seine Majestät mag einen geschmeidigeren Statthalter,

welchen Geschlechtes auch immer, in die Provinzen schicken, um den Kampf mit dem Oranier fortzuführen, der mit Waffen ficht, denen mein gerader Sinn und mein festes Schwert doch nur schwer zu begegnen verstehen. — Dies Blatt hier, es stellt mich vor die Entscheidung. Echter und rechter Glanz, das schönste Weib und eine stolze Krone — oder Untergang und Verderben."

Wie eine mannhafte, unwiderrufliche Entscheidung klang der Schluß dieses Herzensergusses des jungen Helden; seine Mutter aber legte ihm die Hand auf den Arm und sagte kleinlaut: „Ich gehe."

Da traf sie ein sonniger Dankesblick des Sohnes; sie aber neigte nur leise das Haupt und fuhr so ruhig, als habe sie die Kraft gefunden, sich zu bescheiden, doch mit warmer Innigkeit fort:

„Das erste Opfer, es war vergebens. Möge das zweite Dir nicht nur helfen, den Glanz einer Krone zu gewinnen, sondern Dir vor allem die Zufriedenheit mit dem ersehnten höchsten Glück in die Seele flößen, die das Mutterherz Dir wünscht."

Da folgte Don Juan dem mächtigen Gebote des Herzens, der Mutter den Dank und die Liebe kund zu thun, zu denen ihr selbstloses Zurückweichen ihn zwang. — Fest und innig zogen seine beiden Arme sie an sich, und mit einem wärmeren Kusse hatte er auch die Pflegemutter in Villagarcia nie für ihre Liebe und Treue belohnt.

„Mein Dank," rief er ihr zu, während er sie wieder frei gab, „nur mit mir selbst wird er sterben. Gesegnet sei dieser Tag, der mich die rechte Mutter finden ließ. Dir, teure Frau, führte er nicht nur Deinen Johannes zu, sondern auch seine Liebe."

Ueberrascht und doch bis ins Innerste bewegt war Escovedo diesem Ergusse des ruhmreichen Kaisersohnes gefolgt, den er liebte, dem er den reichen Geist und die Fülle seiner Erfahrungen geweiht hatte, und für den zu sterben ihm beschieden sein sollte.

So also endete die Begegnung Don Juans mit der Mutter, vor der er sich wie vor einem unabwendbaren Uebel gefürchtet. Um sie zu bewegen, ihm den Willen zu thun und die Niederlande zu verlassen, hatte Alba, der sie als ein höchst widerspenstiges Weib geschildert, ihm zu einer List geraten. Vorspiegeln sollte er ihr, seine Schwester, die Herzogin Margareta, die zu Aquila in den Abruzzen Hof hielt, lade sie zu sich, um sie kennen zu lernen. Dieser Aufforderung würde sie nicht widerstehen; denn sie habe sich oft in die Statthalterei gedrängt und der Umgang mit vornehmen Kastiliern ihr besondere Befriedigung gewährt. Sei sie erst auf dem Schiffe, müsse sie es sich eben gefallen lassen, nach Spanien gebracht zu werden, von wo man ihr die Rückkehr leicht abschneiden könnte.

Dieser Frau eine solche Falle zu stellen, war Don Juan unmöglich gewesen. Wahrheit und Liebe hatten genügt, sie zur Erfüllung seines Wunsches zu bestimmen. Viel Großes war dem Herrn Escovedos in dieser Stunde zu teil geworden, besonders aber eine Mutter, deren er künftig mit Dank und Freude gedenken konnte; denn der Vertraute Don Juans wußte, daß von allem, was er hier sah und hörte, kein Wort unecht war und erheuchelt; kannte er doch wie kein anderer das Herz und jede Miene seines Herrn. Auch Barbara glaubte dem Sohne mit nicht weniger fester Ueberzeugung, und wie der Sieges=

jubel dem von Lanze und Pfeilen zu Boden gestreckten Streiter drang ihr der Ruf einer inneren Stimme in die Seele, wie tief sie auch getroffen sei, wie große Entsagung und wie schweres Leid sie sich auch auferlegt habe, sich der höchsten aller Gaben freuen zu dürfen: der Liebe des Kindes, dem sie bis dahin nur eine gefürchtete Fremde gewesen.

Zu einem scharfen Einblick in die Folgen der Zusage, die sie dem Sohne erteilt, konnte sie noch nicht gelangen; denn es war ihr, als breite sich ein Schleier über ihren regen Geist.

Dennoch fragte sie sich wieder und wieder, welche Macht sie bewogen haben konnte, eine Forderung, die sie in der Jugend selbst seinem heißgeliebten Vater mit trotzigem Widerstreben abgeschlagen hätte, dem Sohne so schnell und bedingungslos zu bewilligen. Doch sie bemühte sich so wenig, die Antwort zu finden, wie sie ihre Nachgiebigkeit bereute.

Die Welt, in die sie nach dieser Stunde zurückkehrte, hatte ein neues Ansehen gewonnen. Für das wahre Wesen der früheren hatte ihr das Verständnis gefehlt. Der Ausruf, zu dem sie das Bekenntnis des Sohnes veranlaßt, auch vor ruhigerer Erwägung hielt er stand: „Was sie für groß angesehen, war klein, was ihr licht und hell erschienen war, dunkel gewesen. Was sie für wert des schmerzlichsten Opfers gehalten, gering war es und nichtig, kein Freudenquell, sondern ein wilder Strom von neuen und immer neuen einander überbietenden Wünschen." Bei ihrer maßlosen Größe hatten sie unerfüllt bleiben müssen. So war denn Weh auf Weh und zugleich das schmerzlich lähmende Gefühl der Feindseligkeit des Schicksals von seinen Wogen erweckt worden,

und statt des Glückes hatten sie Leid und Elend mit sich geführt.

Der Stolz auf einen solchen Sohn war die Wonne ihres Lebens gewesen, von nun an — sie fühlte es — mußte sie ihr Glück, ihre Freuden anderwärts suchen, und sie wußte auch, wo, und fühlte, daß sie für Geringeres etwas Höheres empfangen. Statt des Anteils an seinem Ruhme hatte sie das Recht gewonnen, sein Unglück und seine Schmerzen zu teilen.

Je mehr und je eifriger sie in der Stille nachsann, desto sicherer erkannte sie, daß der Glanz und die Herrlichkeit der Welt, die sie für das Höchste gehalten, nichts war als eine Reihe von einander jagenden Sonnenblicken, die von einem Schatten nach dem andern verdunkelt wurden, bis die Nacht und das Nichts sie verschlangen.

Wie jeder andere Glanz, so blendet auch der des Ruhmes das menschliche Auge. Ihrem Sohne — jetzt wußte sie es — verschleierte er den Blick, mochte er rückwärts schauen in vergangene oder vorwärts in künftige Zeiten. Was ihm Großes geworden, das übersah er, — was ihn erwartete, das war er, da er die Klarheit und Unbefangenheit verloren, zu überschätzen geneigt.

Von ihrem Auge löste dagegen diese Erkenntnis Schleier auf Schleier.

Ein eitler Wahn war es, der ihn zu der Ueberzeugung führte, der schottischen und englischen Krone wohne die Macht inne, ihn glücklich und seinem Ringen nach neuen und immer höheren Ehren ein Ende zu machen; denn auch das Königtum gehörte mit zu dem Glanze, dessen Nichtigkeit sie jetzt so deutlich erkannte wie das eigene Antlitz auf der blanken Scheibe des Spiegels.

Nur noch auf wenige flüchtige Stunden bekam sie den Sohn zu sehen; denn die „spanische Furie“, die die Blüte Antwerpens knickte, verdoppelte die Last seiner Geschäfte, verbot jeden Aufschub und nahm seine ganze Kraft und Zeit gebieterisch in Anspruch.

Wehmütig schaute sie seinem redlichen Mühen zu. Sie wußte, daß der ritterliche Glaubensstreiter, der redliche Schwärmer, dem nichts höher stand als die Ehre und der makellos reine Klang seines Namens, seinem vornehmsten Gegner, dem Oranier, und seinem unermüdlichen, erfindungsreichen, echt staatsmännischen Geiste, der auch im Dunkeln die Sehkraft bewahrte und den Hinterhalt nicht scheute, wo es die große Sache zu fördern galt, die sie nicht verstand, der er aber jeden Tropfen seines Herzblutes, jeden Heller seines Besitzes geweiht, unterliegen müsse.

Ihr Sohn kam als Spanier und als Bruder des verhaßten Philipp am Tage des ruchlosesten Frevels, von dem die Geschichte erzählte und den die Seinen begangen hatten, ins Land, — und wer hätte dem Herzen der Niederländer höher gestanden als ihr geliebter Nothelfer, ihr „Vater Wilhelm“?

Wie ein bekränztes Opfer zum Altare sah sie den Sohn in diesen hoffnungslosen Kampf ziehen. Um ihm beizustehen, besaß sie nichts als Gebete und die Ausführung der schweren Entsagung, zu der sie sich entschlossen. Der Zusammenbruch ihrer Ueberzeugung, ihrer Wünsche und Erwartungen zog eine Umgestaltung ihres gesamten Wesens nach sich. Eine Welt von Vorstellungen war vor und in ihr in Stücke gebrochen, und aus ihren Trümmern erwuchs in ihrer lebhaften Seele schnell eine neue. — Wo

ihre streitbare Natur noch gestern getrotzt oder widerstrebt hatte, zog sie sich heute mit gesenkten Waffen zurück. — Gegen den Sohn anzukämpfen und ihm die eigene Erkenntnis aufzudrängen, wäre ihr thöricht und fruchtlos erschienen; denn sie verlangte und erwartete nichts mehr von ihm, als daß er ihr die Liebe erhalte, die sie ihm abgewonnen hatte.

So beugte sie sich denn widerstandslos seinem Willen. Wie sich sein Schicksal auch wenden würde, sollte er doch zugestehen müssen, die Mutter habe nichts, was in ihrer Macht stand, verabsäumt, um ihm den Weg zu eröffnen, der ihn nach seinem eigenen Ermessen auf die Höhe führen konnte, nach der ihn verlangte.

Von seiner warmen Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, machte sie nur insofern Gebrauch, als sie ihn bat, sich ihres Sohnes Konrad anzunehmen. Willig nahm er diese Verpflichtung auf sich und bemühte sich, den jungen Mann zu bewegen, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Die Enttäuschungen, die ihm selbst das Leben verdorben, wünschte er ihm zu ersparen; Konrad aber gab dem Waffenhandwerk den Vorzug.

Seine Mutter vergaß ihn nicht und that für ihn, was sie vermochte. Er blieb auch mit ihr in steter Herzensverbindung, doch war es ihm erst vergönnt, nachdem sich das Gold ihres Haares in Silber verwandelt und er selbst es bis zum Obersten gebracht hatte, ihr wieder zu begegnen.

Dies sollte sich in Spanien ereignen. Dahin war Barbara unter dem Geleite des Grafen Faconvergue, Kapitäns der deutschen Söldner, über Genua geführt worden und hatte dabei die Ehrerbietung und ausgesuchte

Rücksicht erfahren, die ihr als Mutter Don Juan d'Austrias, der sie jetzt voll als solche anerkannte, zukam. — Wie jeden andern Wunsch des Sohnes, hatte sie auch sein Verlangen, die Niederlande und Gent nicht wieder zu berühren, mit stiller Nachgiebigkeit erfüllt.

Von Luxemburg aus bestimmte sie, was mit ihrem Hause zu geschehen habe, mit ihrer Dienerschaft und mit ihren Almosenempfängern. Die Sorge um den erkrankten Meister Feys nahm Hannibal Melas ihr ab, der ihn bei sich aufnahm, und unter dessen treuer Pflege ihm noch manches Jahr zu erleben vergönnt war. Der Malteser verteilte auch den reichen Erlös, den der Verkauf der Habe Barbaras ergab, unter ihre Armen.

In Spanien wurde sie von dem Marquis de la Mota, dem Bruder der Doña Magdalena de Ulloa, und später auch von ihr selbst mit aller Rücksicht empfangen. Zu einem innigen Verhältnis zwischen diesen Frauen sollte es indes anfänglich nicht kommen, und zwar durch Barbaras Schuld; denn Doña Magdalena erging es mit ihr ähnlich wie ihrem Sohne. Beschämt nahm sie wahr, wie sehr sie die Mutter Don Juans unterschätzt, ja wie schweres Unrecht sie ihr gethan; doch die Beflissenheit, mit der sie diesen Fehler gut zu machen versuchte, übte eine andere Wirkung auf Barbara, als sie erwartet; denn das Verhalten der großen Dame hatte das Ansehen eines Schuldbekenntnisses und erhielt in ihr die Erinnerung an die Seelenpein aufrecht, die Doña Magdalena ihr so oft zugefügt hatte.

Erst der frühe Tod des jungen Helden, den sie beide so innig geliebt, führte sie näher zusammen.

Mit ganz anderen Gefühlen als Magdalena und ihr

Bruder hatte Barbara zugeschaut, wie jene jeden Fehlschlag Don Juans, und zuerst den seines Zuges nach England, für ein schweres Unglück ansahen und als solches beklagten.

Jene waren der festen Ueberzeugung gewesen, der Zauber des Ruhmes, der den Sieger von Lepanto umgab, und die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, die seiner edlen Persönlichkeit eigen, würden ihm die Herzen der Niederländer endlich dennoch gewinnen und auch den Herzog von Oranien, dessen Freundschaft Don Juan selbst zu erwerben hoffte, veranlassen, ihm die Hand zu dem Versuche zu reichen, gemeinsam mit ihm für das Wohl seines Landes zu wirken.

Barbara wußte, daß ihn diese Erwartung betrog.

Duldung und Freiheit hießen die Güter, die der Oranier seinem Volke zu erstreiten begehrte, und beide waren ihrem am spanischen Hofe erzogenen Sohne so verhaßt, wie sie selbst in ihnen eine Beeinträchtigung der gerechten Forderungen der Kirche und der Ansprüche der Majestät sah. Eher konnte Feuer und Wasser zusammenkommen als diese beiden Männer, und Barbara sah voraus, wem von ihnen es in diesem Kampfe zufallen würde, sich als auslöschende Flut zu bewähren.

Sie sah zu, wie Wassersturz auf Wassersturz die Flammen erstickte, die in der redlichen Seele Don Juans für das vermeinte Heil des ihm anvertrauten Volkes brannten. Haß, Verachtung, Demütigung erntete er überall, wo er gehofft hatte, Dank und Liebe in den Niederlanden zu gewinnen. Sein königlicher Bruder ließ Don Juan im Stich, wo er berechtigt war, auf seinen Beistand zu zählen. Als Philipp aber die Maske fallen ließ und

offen zeigte, wie tief er dem ruhmreichen Sohne seines Vaters mißtraute, und bis zu welchem Grade sein Uebelwollen gegen ihn gestiegen war, — als er den grausamen Frevel beging, Escovedo, den hingebend treuen Freund und Berater des Siegers von Lepanto, in Madrid, wohin er gekommen war, um für die Sache seines Herrn zu wirken, meuchlerisch ermorden zu lassen, — da trug das ehrgeizigste und empfindlichste der Herzen die Todeswunde davon, die seiner ruhmvollen Laufbahn und seinem jungen Leben ein Ziel setzen sollte.

Kaum zwei Jahre nach Barbaras Begegnung mit dem Sohne starb der Heldensohn Kaiser Karls. Im Felde war er auch in den Niederlanden bis zuletzt Sieger geblieben. Alessandro Farnese, sein liebster Freund, sein Jugend-, Studien- und Kampfgenosse, hatte ihm mit dem guten Schwerte wacker zur Seite gestanden; die Leiden zu heilen, die Don Juan den rüstigen Leib und die tapfere Seele aufrieben, als sich zu den schwersten Mißerfolgen in der Politik der blutige Verrat seines königlichen Bruders gesellte, war auch seiner treuen Freundschaft unmöglich gewesen.

Wohl lehrte Barbara erst der Tod dieses Sohnes, mit wie grausamem Schmerz das Mutterherz heimgesucht werden kann; ihr Johannes war ihr aber nicht eigentlich gestorben; denn in und mit ihm lebte sie, die gewohnt war, ihn aus der Ferne zu lieben, fort, und in Gedanken und Träumen blieb er ihr eigen.

Anfänglich hatte sie sich, ohne den Laienstand zu verlassen, an die Dominikanerinnen des Klosters Santa Maria la Real zu Cebrian geschlossen; doch schon der leichte Zwang, den ihr das Leben hinter Mauern auferlegte, erschien ihr auch

jetzt noch unerträglich, und so zog sie nach dem Städtchen Colindres im Bezirke Loredo. Dort stand das verlassene Haus Escovedos, des ermordeten Freundes und Beraters ihres Johannes, und da unter seinem Dache alles sie an den teuren Verstorbenen erinnerte, erschien es ihr wie der passendste Schauplatz für den Rest ihrer Tage. Sie führte darin ein unabhängiges, doch still zurückgezogenes Leben. Für die eigene Person gebrauchte sie nur wenige Maravedi, während sie die Tausende von Dukaten, die ihr nach dem Tode des Sohnes als Jahreseinkünfte von König Philipp zuerkannt wurden, anwandte, um den Armen und Kranken, die sie liebevoll aufsuchte, das Leben freundlicher zu gestalten.

Mit jeder Thräne, die sie trocknete, glaubte sie dem Andenken des Sohnes die beste Ehre zu erweisen.

Eine Blume auf sein Grab zu legen, war ihr versagt; denn König Philipp hatte dem verstorbenen Bruder die Ehre erwiesen, die er ihm bei Lebzeiten vorenthalten, und ihn, wenn auch nur als Leiche, unter die Mitglieder seines erlauchten Hauses aufgenommen. Sein Sarg war in der kalten Familiengruft des Escurial, in die kein Sonnenstrahl fällt, beigesetzt worden.

Barbara bedurfte aber auch keiner Stätte, die mit seiner Person zusammenhing, um seiner zu gedenken; denn sie fühlte sich ihm immer nahe, und Erinnerungen waren die Lebensluft, von der ihre Seele sich nährte. Die Musik blieb der beste Schmuck ihres einsamen Daseins, und näher kamen ihr nie die Gestalten des Sohnes und des Vaters, als wenn sie die Lieder sang oder später auf Harfe und Laute spielte, denen der kaiserliche Geliebte gern zugehört hatte.

Das Andenken an den Vater ihres Johannes lehrte sie jetzt das „Höher — weiter“ seiner Devise in den Satz, „Lerne dich bescheiden“ umzuwandeln, die Erinnerung an den Sohn, daß jedes Opfer, das wir für das Glück eines andern bringen, vergebens ist, wenn es ihm zu Glanz und Herrlichkeit, Ruhm und Ehre nicht auch die inneren Güter erwirbt, deren Besitz jenen Gaben erst den rechten Wert verleiht. Das unzerstörbare Denkmal, das sie dem Sohne und Geliebten in ihrem Herzen errichtete — jene viel beneideten Schicksalsgeschenke hatten wenig damit zu thun. — Was es auferbaute und ihm ewigen Bestand verlieh, waren bescheidene Gaben des Herzens.

Sie wußte jetzt, wie die Güter heißen, die ihren Knaben zu einer höheren Glückseligkeit hätten führen können, und voll von der Liebe, die auch der Tod nicht anzutasten und zu schmälern vermag, schloß sie, von vielen betrauert, im späten Alter die Augen.

Ende.

Barbara Blomberg

Bd.: 2

1897